



Quellen zur Geschichte Thüringens

„Wann wird das Morden ein Ende nehmen?“
Feldpostbriefe und Tagebucheinträge zum Ersten Weltkrieg

Quellen zur Geschichte Thüringens



„Wann wird das Morden ein Ende nehmen?“

**Feldpostbriefe und Tagebucheinträge zum
Ersten Weltkrieg**

**Herausgegeben von
Denis Bechmann und
Heinz Mestrup**

in Verbindung mit
Marcus Müggenburg und
Susanne Wildner

Redaktion:

Denis Bechmann
Jenny Brys
Ulrike Ellguth
Steffen Ermann
Heinz Mestrup
Marcus Müggenburg
Susanne Wildner

Bearbeitet von:

Bettina Bartels	Marianne Heumann
Denis Bechmann	Janine Heusing
Tom Bräuer	Wadim Höfner
Matthias Bürger	Andreas Keck
Michael Busch	Silke Meinhardt
Ulrike Ellguth	Heinz Mestrup
Tom Fleischhauer	Marcus Müggenburg
Stefan Geisenhainer	Nils Nowak
Michael Grob	Michael Schneider
Janine Heiland	Tina Schübler
Joachim Hendel	Susanne Wildner
Friedrich Heumann	Tino Wimmeler

Titelfoto: Originalunterschrift: Meine „Villa“ –
ThStA Altenburg, Bildersammlung, Nr. 4958

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Landeszentrale für politische Bildung Thüringen dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autoren die Verantwortung.

Landeszentrale für politische Bildung Thüringen
Regierungsstraße 73, 99084 Erfurt
www.lzt.thueringen.de
2008

ISBN: 978-3-937967-42-4

Ein Wort zu Beginn	9
1. Einleitung	
1.1 Denis Bechmann: Überlieferungsgeschichte, Vorgehensweise, Bestände.....	13
1.2 Heinz Mestrup: Zum Alltag und persönlichen Erleben der Kriegsteilnehmer	23
2. Stimmungen und Einschätzungen von Soldaten, Zivilisten und Auslandsdeutschen in der Anfangsphase des Krieges	60
3. Die Vorbereitung auf den militärischen Einsatz	71
4. Frontalltag	
4.1 Der Kampfeinsatz und die Folgen	76
4.1.1 Die Schrecken des Krieges und die Ohnmacht des Menschen in den Materialschlachten	76
4.1.2 Tod, Verwundung, Verluste, Kriegsschäden	94
4.1.3 Körperliche Strapazen und mentale Stimmungen	104
4.1.4 Mitgefühl mit den Leiden der gegnerischen Soldaten und der Zivilbevölkerung im Kampfgeschehen	107
4.1.5 Militärische und persönliche Eigenschaften des Gegners.....	111
4.1.6 Gefangennahme, Gefangenschaft, Überläufer	114
4.1.7 Ungleiche Behandlung von Offizieren und Mannschaftsdienstgraden	119
4.2 Freizeit, Dienst und Alltag in Unterstand, Etappe und Hinterland.....	120
4.2.1 Beschreibung des Unterstandes	120
4.2.2 Ruhepausen und Erholung.....	123
4.2.3 Essen und Verpflegung der einfachen Soldaten und Offiziere.....	132
4.2.4 Tod im Lazarett, Auskurieren von Verwundungen	136
4.2.5 Kameradschaft.....	146
4.2.6 Bedeutung von Feldpost und Post aus der Heimat	147

4.2.7 Feste und Feiern	152
4.2.8 Untätigkeit als Stresssituation, Langeweile, geistiger Zeitvertreib	156
4.2.9 „Hoher Besuch“ an der Front	162
4.2.10 Widrige Umstände: Matsch, Schlamm, Hitze, Kälte, Läuse, Flöhe, Ratten	164
4.2.11 Der Gegner auf der gegenüberliegenden Seite des Grabens, Verbrüderungen.....	175
4.2.12 Unvernunft und Leichtsinn.....	184
5. Alltag in den besetzten Gebieten	
5.1 Beschreibung und Einschätzung der gegnerischen Zivilbevölkerung sowie von Städten, Bauwerken und kulturellen Errungenschaften	186
5.2 Besatzungsalltag: Ausbau und Befestigung der Stellungen, Ausbeutung des besetzten Gebietes, Teuerungen und Angst vor Spionage und Anschlägen	204
6. Der heimatliche Kontext	
6.1 Verbindung mit der Welt daheim und bekannten, geliebten Personen.....	211
6.2 Briefe von nahen Angehörigen.....	219
6.3 Urlaub und Freistellung.....	221
6.4 Die Lage an der „Heimatfront“	224
7. Der finale Akt	
7.1 Friedenshoffnungen an der Ostfront.....	228
7.2 Stimmung und Moral in der Truppe	237
7.3 In den Wirren der bevorstehenden Niederlage und nach dem verlorenen Krieg	240
7.4 Schuldzuweisungen	245

8. Reflexionen über den Sinn des Krieges und seine mentale Verarbeitung	
8.1 Rechtfertigungsversuche	248
8.2 Zuversicht und Durchhalteparolen, Radikalisierung	262
8.3 Kriegszielforderungen	264
8.4 Ablehnung und Kritik	266
8.5 Friedenssehnsucht und „Friedensduselei“	270
8.6 Von der vermeintlichen Unwirklichkeit der Kriegswirklichkeit – das Leben in verschiedenen Welten ...	277
8.7 Über den Sinn militärischer Auszeichnungen	278
8.8 Persönliche Eindrücke von Wilhelm Ernst, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach	281
9. Zukunftserwartungen	
9.1 Nach der Niederlage	286
9.2 Perspektiven im Hinblick auf die eigene Familie bzw. das private Lebensumfeld	293
10. Anhang	
10.1 Anmerkungen	296
10.2 Transkriptionsrichtlinien	302
10.3 Verzeichnis der Verfasser und der betreffenden Fundstellen	308
10.4 Gefallene Personen (soweit bekannt), von denen Quellentexte ausgewählt wurden.....	309
10.5 Verzeichnis der ausgewählten Bestände in Archiven, Bibliotheken, Privatsammlungen und deren Bearbeiterinnen und Bearbeiter	309
10.6 Literaturverzeichnis	311

Ein Wort zu Beginn...

Die Rezeption von Feldpostbriefen ist Teil einer langen, wechselvollen Geschichte.¹ Die Kriegsbriefe der Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg wurden neben der Photographie zunächst als authentische Quelle in Bezug auf die Erlebnisse einer „großen Zeit“ gefeiert und teilweise im Hinblick auf ihre Publikation in Zeitungen und großen Editionen geschrieben und gesammelt.² Auch in Jena finden sich zahlreiche Kriegsbriefe von Studenten an ihren verehrten Lehrer Alexander Cartellieri, die von dem Geschichtsprofessor zunächst wohl auch im Hinblick auf eine spätere Veröffentlichung zusammengetragen wurden.

Kriegsbriefe von der Front wurden immer wieder Objekt von Instrumentalisierungsversuchen. Psychologen etwa sahen in ihnen ein interessantes Untersuchungsobjekt, um die wahre Stimmung der Truppe während des Krieges empirisch zu ergründen und vermeintliche „Drückeberger“ auszumachen. Nach dem Krieg sollten sie Antworten geben auf Fragen nach sozialen Missständen im Heer; man versprach sich Erkenntnisse zur Widerlegung des Kriegsschuldvorwurfes, nutzte die Briefe aber auch zur Erhellung von Hintergründen militärischer Ereignisse.

Seit Ende der 1970er- und insbesondere in den 1980er-Jahren wurde das Thema Feldpost wiederentdeckt, jedoch unter mentalitäts- und alltagsgeschichtlichen Fragestellungen.³ Die Beschäftigung mit dem Kriegsalltag führte – nach den sozialgeschichtlichen und ökonomischen Forschungsansätzen insbesondere in den Jahren zuvor – zu einer Re-Individualisierung des Kriegserlebnisses.⁴ Die Forschung befasste sich nun verstärkt mit den „Ego-Dokumenten“, etwa mit Einträgen in Kriegstagebüchern, aber eben auch mit Feldpostbriefen.⁵ Es ging um eine Kriegsgeschichte „von unten“⁶ bzw. um eine „Alltagsgeschichte des Krieges“, wobei beide Aspekte häufig vorschnell synonym verwendet wurden. Insbesondere in den letzten fünfzehn Jahren

entstanden umfangreiche, wichtige Arbeiten zu dieser Thematik. Genannt werden soll hier die Quellenedition von Bernd Ulrich und Benjamin Ziemann zum Frontalltag im Ersten Weltkrieg.⁷ Klaus Latzel betrieb inhaltlich-systematische Forschungen zu Feldpostbriefen des Zweiten Weltkrieges, befasste sich dabei in einer Vergleichsperspektive jedoch ausführlich auch mit den Briefen der Soldaten von 1914 bis 1918.⁸ Ulrich, Ziemann und Latzel vermittelten den Herausgebern der vorliegenden Edition wichtige Impulse.

Die Erhellung der Geschichte einzelner thüringischer Kampfverbände, denen zahlreiche Verfasser der bearbeiteten Kriegsbriefe angehörten, ist nicht Zweck der vorliegenden Publikation. Es geht hier also nicht um die Rekonstruktion von Regimentsgeschichten bzw. um die Ausschmückung solcher Geschichten durch weitere Schilderungen von Kriegsteilnehmern.⁹ Im Mittelpunkt stehen die Erfahrungsberichte der Soldaten selbst, ihre Stimmungen und Meinungen, Sorgen und Nöte.

Aufgenommen wurden Quellen aus thüringischen Archiven, Bibliotheken und Privatsammlungen. Im Allgemeinen handelt es sich um Feldpostbriefe und -karten sowie um einige Tagebucheinträge eines Soldaten im Zeitraum von 1914 bis 1918/19. Ganz vereinzelt finden sich auch Briefe von der Heimat an die Front, um die engen Wechselwirkungen beider Bereiche zu dokumentieren, Briefe von Auslandsdeutschen sowie – in einem Fall – Auszüge aus einem Erinnerungsbericht der 1960er-Jahre (113).

Die Verfasser entstammen zumeist der sozialen Mittelschicht, es handelt sich um Beamte, Angestellte, Angehörige des Bildungsbürgertums, zumeist Studenten¹⁰. Auch Vertreter des Adels finden sich unter den Briefeschreibern, an der Spitze der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Eine Besonderheit stellen die genannten Kriegsbriefe Jenaer Studenten an ihren Geschichtspräsidenten Alexander Cartellieri dar. Aus der Kriegsbegeisterung der Studierenden lässt sich auch der diesbezügliche Einfluss Cartellieris ermesen. Die ursprüngliche Absicht der

Herausgeber, zur näheren Charakterisierung Cartellieris einige seiner Tagebucheinträge aus dieser Zeit ebenfalls zu edieren, wurde nicht nur aus methodischen und Platzgründen verworfen. Schließlich arbeiten unsere Kollegen Uwe Dathe und Matthias Steinbach zur Zeit an einer umfangreichen Quellenedition zu den Tagebüchern Alexander Cartellieris, so dass wir guten Gewissens auf diesen Band verweisen können.¹¹

Der Umstand, dass sich in der Publikation relativ wenige Vertreter unterer sozialer Schichten (Arbeiter) befinden, erklärt sich auch aus der Vorgehensweise bei der Bearbeitung des Projektes (vgl. Kapitel 1.1.).

Da die Publikation einen größeren Leserkreis ansprechen soll, wurden Anmerkungen und Literaturbelege auf das Nötigste beschränkt und folglich sparsam gesetzt. Auch der Text in den einzelnen Anmerkungen fiel bewusst knapp aus.¹² Eine kurze Erläuterung erfuhren insbesondere Personennamen. Da der Band einen bestimmten, vorgegebenen Umfang nicht überschreiten sollte, musste eine strenge Auswahl im Hinblick auf die veröffentlichten Quellenauszüge getroffen werden. Aus einigen Texten, die die Herausgeber für interessant hielten, die jedoch aus Platzgründen nicht gedruckt werden konnten, wurden für den Einführungstext (Kapitel 1.2) kurze Passagen entnommen und entsprechend belegt.

Das vorliegende Buch, das zum 90. Jahrestag der Beendigung des Ersten Weltkrieges erscheint, ist das Ergebnis einer Lehrveranstaltung von Heinz Mestrup an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, die im Wintersemester 2007/2008 in Kooperation mit der Landeszentrale für politische Bildung Thüringen durchgeführt wurde. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Veranstaltung recherchierten in thüringischen Archiven nach Feldpostbriefen und -karten sowie nach Tagebucheinträgen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. Die Studierenden präsentierten im Seminar Textauszüge, die, falls akzeptiert, auf der Grundlage einheitlicher Transkriptionsrichtlinien (Kapitel 10.2) in eine ständig verfeinerte, inhaltliche Systematik eingeordnet wurden.

Unterstützung erhielt das Projekt auch von Besitzern privaten Quellenmaterials. Genannt seien insbesondere Marianne und Friedrich Heumann aus Sonneberg, die über 1.000 Briefe und Karten der Familie von Hermann Macholett, Vater von Marianne Heumann, der Jahre 1915 bis 1919 bearbeitet und dem Projekt Textauszüge zur Verfügung gestellt haben.¹³ Die Herausgeber bedanken sich herzlich bei allen Personen, die an dem Projekt mitgewirkt haben: den Studierenden und kooperierenden Personen, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den betreffenden Archiven sowie bei den Mitstreiterinnen und Mitstreitern, die in einem engeren Arbeitskreis wichtige Hilfe auf organisatorischem und redaktionellem Gebiet geleistet haben. Besondere Unterstützung erhielten die Herausgeber von Ulrike Ellguth M.A. aus dem Schott-Unternehmensarchiv.

Die Herausgeber

Jena, im August 2008

1. Einleitung

1.1 Denis Bechmann: Überlieferungsgeschichte, Vorgehensweise, Bestände

Überlieferungsgeschichte

Feldpostbriefe und -karten sowie auch Kriegstagebücher zählen in der Regel zum privaten Schriftgut. Charakteristisch für Feldpostbriefe und -karten ist, dass sie zum einen von Kriegsteilnehmern verfasst worden sind und entweder von der Front nach Deutschland oder auch innerhalb Deutschlands verschickt werden konnten. Aufgrund der Millionen von Kriegsteilnehmern auf deutscher Seite hat sich über die Kriegsjahre hinweg eine unglaubliche Zahl an Brief- und Kartensendungen angehäuft. Die schriftliche Korrespondenz war für die Masse das einzig verfügbare Medium, um die Verbindung zur Heimat, also zur Familie oder zu Bekannten, aufrecht zu erhalten. Hinzu kam, dass das Verschicken von Feldpost, worunter neben Briefen und Karten auch Pakete, Päckchen, die Korrespondenz von Militärdienststellen sowie auch nachrichtliche Medien (Zeitungen, Druckschriften) gezählt werden, für die Kriegsteilnehmer kostenlos war. Deshalb war ein extensiver Gebrauch der Feldpost vorprogrammiert. Nach offiziellen Angaben sind zwischen 1914 und 1918 rund elf Milliarden Feldpostsendungen nach Deutschland bzw. innerhalb Deutschlands befördert worden.¹⁴

Es ist natürlich davon auszugehen, dass 90 Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges ein Großteil der Briefe und Karten, aber auch der Tagebücher nicht mehr vorhanden ist. Schon mit dem Ende des Krieges setzte ein natürlicher Schwund ein, der bis heute andauert. Dabei muss man sich vor Augen führen, dass im Laufe der Zeit ein nicht unbeträchtlicher Teil dieser Schriftstücke beispielsweise durch Aussortierung, aber auch höhere Gewalt oder sogar durch die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges unwiederbringlich verloren gegangen ist.

Dennoch trifft man auch heute noch sehr häufig auf Feldpost, und das an überraschend vielen Orten. So finden sich Feldpostbriefe beispielsweise in Museen und Archiven, aber noch vielmehr in Antiquitätengeschäften und insbesondere in privaten Haushalten. So befindet sich auch ein zahlenmäßig nicht bestimmbarer Teil der noch überlieferten Feldpost in Privatbesitz, handelt es sich doch bei der Masse der Feldpostbriefe und -karten im Allgemeinen um rein private Mitteilungen, die zumeist an Privathaushalte adressiert waren, und bei Tagebüchern um persönliche Aufzeichnungen.

Die Aufbewahrung von Feldpostbriefen und -karten in einem Privathaushalt bzw. deren Schicksal in den letzten 90 Jahren wurde und wird von verschiedenen Faktoren bestimmt, wie zum Beispiel den profanen räumlichen Kapazitäten oder der Interessenlage eines Eigentümers an den Kriegsbriefen. So reicht die Spannweite der Aufbewahrungsarten von gut archivierten und sortierten privaten Briefsammlungen bis hin zu Brief- und Kartenkonvoluten, die entweder in feuchten Kellern oder Schuppen lagern und auf diese Weise dem Verfall preisgegeben sind oder versteckt in alten Pappschachteln und Metall Dosen ihr Dasein unbemerkt oder geduldet auf Dachböden fristen. Es ist leicht vorstellbar, dass sogar in einigen Fällen die Eigentümer von Feldpost keine Kenntnis darüber besitzen, dass sie Briefe und Karten aus dem Ersten Weltkrieg überhaupt ihr Eigentum nennen können. Daher ist es auch ein offenes Geheimnis, dass in Deutschland wohl noch mehrere Hunderttausend Feldpostbriefe und -karten auf Dachböden liegen. Über die tatsächliche Zahl der Briefe kann aber nur spekuliert werden, da es verständlicherweise kaum möglich ist, diese systematisch zu zählen. Eine solche Vermutung spiegelt sich auch darin wider, dass eine immense Zahl an Feldpostbriefen und -karten von Privatpersonen auf dem Sammler-Markt angeboten wird und ständig neue Schriftstücke hinzu kommen. Nicht selten stößt man, wie bereits erwähnt, auf Brief- oder noch häufiger Feldpostkartenbestände aus den beiden Weltkriegen in Antiquariaten oder Antiquitäten-

geschäften. Daneben werden vielfach jene Stücke auch von Privatpersonen auf Flohmärkten oder in bestimmten Internetauktionshäusern feil geboten. Die negative Seite dabei ist, dass aus mancher Sammlung nur Einzelstücke verkauft und somit ganze Sammlungen auseinandergerissen werden.

Der Handel mit alten Briefen und Karten scheint zumindest sehr lukrativ, zumal schon seit vielen Dekaden eine große Nachfrage an Kriegsdevotionalien, wie dem Eisernen Kreuz oder Waffen und Ausrüstungsgegenständen von Soldaten, besteht. Daher mag es nicht überraschen, dass auch Kriegsbriefe und -karten gesammelt werden, sozusagen als authentische schriftliche Zeugnisse jener Zeit. Aber es sind nicht nur die Militaria-Sammler, sondern auch die Gruppe der Postkartensammler sowie Philatelisten, die sich auf dem Sammelgebiet der Feldpost betätigen. Diesem Personenkreis liegt vielmehr an den unerschöpflichen Motiven der Feldpostkarten, die von patriotischen bis humoristischen Themengebieten reichen, oder an den verschiedenen Stempeln und Aufdrucken auf den Feldpostbriefen und -karten.¹⁵

Die Faszination und Leidenschaft des Feldpostbriefsammelns ist nicht neu, sondern reicht weit zurück.¹⁶ Schon mit Beginn des Ersten Weltkrieges formierten sich die ersten privaten Sammlergruppen. Schien doch für einen Teil der Bevölkerung der Aufbau einer eigenen Sammlung aus Briefen oder Zeitungsausschnitten als erstrebenswert, glaubte man doch, an einer für Deutschland welthistorischen Entwicklung – ob nun in der Heimat oder an der Front – teilzunehmen. Mitunter bestand bei einigen Privatsammlern das Bedürfnis, die Feldpostbriefe zu veröffentlichen. Zu nennen sei hier der Professor für Germanistik Philipp Witkop, der die Kriegsbriefe seiner Studenten sammelte und später edierte.¹⁷ Ebenfalls wurde privat, zumeist aus dem direkten Familienumfeld, gesammelt, um zum Beispiel Material für den Abdruck von Feldpostbriefen in Tageszeitungen zu gewinnen. Die Soldaten und ihre Angehörigen verbanden mit der Veröffentlichung von Feldpostbriefen in der Tagespresse zumeist Ruhm und Ehre, konnten sie doch so ihre Leistungen im Krieg

und patriotische Einstellung gegenüber der Öffentlichkeit demonstrieren. Aber Feldpostbriefe und Tagebücher sind seit Kriegsausbruch nicht nur von Privatpersonen, sondern in einem quantitativ noch größeren Umfang von Institutionen der öffentlichen Hand, wie Archiven, Museen, Bibliotheken, Schulen und Universitäten, oder Unternehmen gesammelt worden. Die Feldpostbriefe waren dabei zumeist Bestandteil einer Kriegssammlung. Diese Kriegssammlungen umfassten im Grunde alles, was in irgendeiner Form mit dem Krieg zu tun hatte. Das waren neben Ausrüstungsgegenständen auch alle erdenklichen schriftlichen Zeugnisse, in erster Linie Feldpost oder Tagebücher, Druckschriften, Plakate, Flugblätter sowie Kriegspublikationen usw.¹⁸ Dahinter stand der Gedanke, „sowohl der den Krieg miterlebenden als auch zukünftigen Generationen ein vollständiges Bild vom Wesen dieses Krieges [zu] vermitteln“¹⁹.

Als eine der bedeutendsten und bekanntesten Kriegssammlungen sowie auch Feldpostbriefsammlungen kann man die Bibliothek für Zeitgeschichte nennen. Mit ihrer Gründung im Jahr 1915 hat sie aus Anlass des Aufbaues eines Kriegsmuseums mit dem Sammeln begonnen. Heute verfügt sie über einen Fundus von 30 000 Feldpostbriefen deutscher und österreichischer Kriegsgefangener sowie Zivilisten und einer umfangreichen Zahl an Tagebüchern aus dem Ersten Weltkrieg.²⁰

Eine weitere bedeutende Kriegssammlung in Deutschland befand sich in der Universitätsbibliothek Jena. Dort wurde 1914 ein Kriegsarchiv eingerichtet, welche die Funktion einer Dokumentationsstelle für den Ersten Weltkrieg übernahm. Unter anderem wurden mit Zustimmung des Kriegsministeriums intensiv Feldpostbriefe aus Thüringen (acht Bundesstaaten sowie der thüringische Anteil der preußischen Provinz Sachsen) gesammelt. So konnten rund 1700 Feldpostbriefe in abschriftlicher Form zusammengetragen werden. Nur leider sind diese Briefabschriften nicht mehr vorhanden, da sie entweder durch einen Bombentreffer im Kriegsarchiv im Jahr 1945 oder in der Folgezeit durch Kassierung vernichtet worden sind.²¹

Aber auch andere institutionsgebundene und private Kriegssammlungen von damals mit ihrem Fundus an Feldpostbriefen haben die Zeit nicht überdauert. Mit der Niederlage im Jahr 1918 nahm spürbar das Interesse ab, weiter zu sammeln. So ist in der Folgezeit manche Sammlung aufgelöst worden und der Verbleib der Sammelstücke nicht mehr nachvollziehbar.

Dennoch haben einige Briefsammlungen – die Teil einer Kriegssammlung waren – ihren Weg zumeist in Archive, aber vereinzelt auch in Museen oder Bibliotheken gefunden. Häufiger lassen sich aber in Archiven Feldpostbriefe oder auch Tagebücher aus dem Ersten Weltkrieg in Nachlässen von Personen finden, die in der Zeit des Ersten Weltkriegs gelebt haben. So verbirgt sich in mancher Korrespondenz aus jener Zeit der eine oder andere Feldpostbrief.

Darüber hinaus ist zu erwähnen, dass in Deutschland Archive und Museen mitunter auch heute noch Kriegsbriefe sammeln. Im Fall von Museen erfolgt dies meist aus dokumentarischen bzw. musealen Gründen, also Feldpost als Ausstellungsstück. Hingegen orientieren sich Archive mehr am Forschungstrend. Denn als die Feldpost seit den 1980er Jahren als historische Quelle von der Forschung wiederentdeckt worden ist, haben die Staatsarchive Wolfenbüttel und Osnabrück mit dem Briefsammeln begonnen, wodurch in den beiden Archiven ein sehenswerter Fundus an Feldpostbriefen- und Karten aufgebaut werden konnte.²²

Vorgehensweise und Bestände in Thüringen

Im Sommer 2007 wurde von den Herausgebern mit der Recherche nach Feldpostbeständen begonnen. Der Fokus war dabei auf Bestände gerichtet, die im heutigen Freistaat Thüringen aufbewahrt werden. Da, wie im vorhergehenden Abschnitt erwähnt, die Überlieferungsorte von Feldpost, die selbst in Thüringen noch mehrere Zehntausend Schriftstücke umfassen wird, sehr

breit gestreut sind, schien es sinnvoll – um die enorme Zahl an Briefen überhaupt bewältigen zu können – die Suche einzugrenzen. Deshalb wurde der Fokus auf die thüringischen Archive gelegt, da sie sich als wesentliche Orte der Feldpostüberlieferung – neben Privatsammlungen, Museen oder Bibliotheken – in mehrfacher Hinsicht für die Realisierung eines solchen studentischen Projektes anboten.

So ermöglichen Archive einen relativ unkomplizierten Zugang zu den Quellen. Die Bestände sind größtenteils erschlossen und durch die festen Öffnungszeiten war für die Studierenden ein kontinuierliches Arbeiten gewährleistet. Außerdem besteht für Thüringen eine überschaubare Zahl an Archiven. In Bezug auf Privatsammlungen trifft diese Feststellung nicht zu. Hierbei hätte man einer kaum abschätzbaren Anzahl an privaten Briefsammlungen gegenübergestanden, die kaum beherrschbar und von den Studierenden weder aus zeitlichen noch aus logistischen Gründen zu meistern gewesen wäre. Deshalb ist auf eine intensive Suche nach Privatsammlungen, obwohl diese vermutlich die Masse aller Feldpostbestände umfassen, verzichtet worden.

Über die Zahl der Archivbestände, in denen Feldpost oder Tagebücher aus dem Ersten Weltkrieg enthalten sind, finden sich keine Übersichten.

Ausgehend von der allgemeinen Erkenntnis, dass mit einer relativ hohen Wahrscheinlichkeit sich in Nachlässen von Personen, die in der Zeit des Ersten Weltkrieges lebten, auch Kriegsbriefe befinden, wurde die Suche auf diejenigen Archive eingegrenzt, welche über entsprechende Nachlässe verfügen. Die Auswahl der Archive erfolgte dabei nicht willkürlich, sondern wurde anhand der Bestandsübersichten im Online-Archivportal²³ für Thüringen vorgenommen. Im Ergebnis dieser Nachlassrecherche wurden seit Sommer 2007 Anfragen an 54 Archive (Staats-, Kreis-, Stadt-, Kirchen-, Wirtschafts- und Wissenschaftsarchive) in ganz Thüringen gerichtet.

Insgesamt fiel die Massenanfrage recht positiv aus und ent-

sprach den Erwartungen der Herausgeber. Von etwa 18 Archiven erhielt die Projektleitung die Auskunft, dass in ganz unterschiedlicher Quantität und Qualität Feldpostbriefe und -karten oder auch Tagebuchaufzeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg vorhanden seien. In Auswertung dieser Schreiben wurden eine Auswahl der vielversprechendsten Bestände vorgenommen und die Studierenden in die Archive gesandt.

Insgesamt wurden acht Archive besucht und davon mit elf unterschiedlichen Beständen gearbeitet (die Signatur-Angabe der im folgenden aufgeführten Beständen siehe im Anhang).

Dabei handelte es sich in erster Linie um Nachlässe, wie zum Beispiel den Nachlass des Majors a. D. Fritz von Lindenau. Dieser Nachlass ist Bestandteil des Familienarchivs von Lindenau, welcher im Staatsarchiv Altenburg verwahrt wird. Ein wesentlicher Bestandteil des Nachlasses bildet eine interessante Materialsammlung über das Altenburgische Kriegsfreiwilligenkorps, das Fritz von Lindenau im Jahr 1914 – zum Ausbruch des Krieges – gründete. Lindenau war vor dem Krieg aktiver Offizier. Aufgrund eines gesundheitlichen Leidens konnte er nicht am Krieg teilnehmen, weshalb er sich dazu entschied, auf eigene Kosten 164 junge Männer zu Unteroffizieren auszubilden.²⁴ Gegen Ende des Krieges reifte bei von Lindenau der Gedanke, die Geschichte seines Freiwilligenkorps, welches das Erste deutsche Freiwilligenkorps war, zu schreiben, wozu er möglichst viele Informationen über jeden Freiwilligen zusammentrug. Daher liegt in diesem umfangreichen Materialkonvolut (acht Ordner) zu jedem Freiwilligen eine Akte vor, in der sich zusammen mit einem Lebenslauf eine variierende Anzahl an Feldpostbriefen (die in abschriftlicher Form vorliegen) befinden.

Zu nennen sei auch der Bestand des Großherzoglichen Hausarchivs im Hauptstaatsarchiv Weimar sowie der Bestand der Fürstin-Witwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen im Staatsarchiv Rudolstadt. Im Bestand des Großherzoglichen Hausarchivs befinden sich über 100 Feldpostbriefe des Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach an seine Ehefrau in Wei-

mar. Diese Briefe sind erst 2001 von einem Nachkommen des Großherzogs an das Hauptstaatsarchiv in Weimar übergeben worden. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass schon kurz nach dem Ende des Ersten Weltkrieges in einer Publikation, die sich den thüringischen Soldaten und Regimentern im Weltkrieg widmet, Feldpostbriefe des Großherzogs publiziert worden sind.²⁵ Nur leider ist nicht bekannt, wo diese Briefe des Großherzogs heute verwahrt werden. Demgegenüber befindet sich im Bestand der Fürstin Marie von Schwarzburg-Sondershausen eine Akte, die etwa 300 Briefe umfasst. Das sind zum einen Feldpostbriefe (Bitt- und Dankeschreiben) unter anderem von Schlossangestellten und Staatsbeamten aus Sondershausen sowie engen Familienangehörigen der Fürstin. Zum anderen beinhaltet diese Akte auch Briefe von Zivilisten aus dem Fürstentum, die Bittgesuche an die Fürstin richteten.

Als besonders erwähnenswert scheint noch der Nachlass der Familie Flex im Stadtarchiv Eisenach. Dieser Nachlass umfasst vor allem schriftliche Zeugnisse des bekannten Schriftstellers Walter Flex²⁶, worunter sich auch eine Briefsammlung befindet. Diese umfangreiche Sammlung, die von dessen Familie zusammengetragen worden ist, beinhaltet 305 Briefe (unter anderem Feldpostbriefe) und Karten von Walter Flex an seine Eltern, Geschwister, Freunde und Bekannten.

Tagebücher aus dem Ersten Weltkrieg konnten nur in einem geringen Umfang in den Archiven aufgefunden werden. Hier war es insbesondere der Nachlass des in Weimar ansässigen Arztes Paul Dreykorn, der von 1914 bis 1915 als Militärarzt an der Westfront diente. Dieser hat ein ausführliches Tagebuch geführt und darin seine Erlebnisse recht detailliert aufgezeichnet, womöglich stand auch dahinter die Idee, seine Kriegserlebnisse zu publizieren. Das Tagebuch von Dreykorn stellte an den Bearbeiter eine ganz besondere Herausforderung, denn dessen Schrift war sehr schwer zu lesen.

Von den Archiven wurden nicht nur Nachlässe auf Feldpostbriefe hin durchsucht, sondern auch in den übrigen Beständen

nach Akten mit Feldpostbriefsammlungen recherchiert. So war es ein richtiger Glückstreffer, dass im Bestand der Deutschen Creditanstalt Gera des Staatsarchivs Rudolstadt eine überaus interessante Briefsammlung archiviert ist. Dabei handelt es sich um eine von der Direktion der Deutschen Creditanstalt während des Ersten Weltkrieges angelegte Sammlung von Feldpostbriefen und -karten, die Angestellte dieses Kreditinstitutes an ihre Vorgesetzten schrieben. Die Akten sind nach Schreibern geordnet und beinhalten jeweils mehrere hundert Schriftstücke. Das Besondere an dieser Sammlung ist, dass eine vermutlich lückenlose Überlieferung der Feldpostbriefe und -karten eines Angestellten (Willy Pfister) vorliegt, der über die vier Kriegsjahre hinweg kontinuierlich und mehrmals in der Woche schrieb.

Zur Überlieferung in Archiven ist festzuhalten, dass die von den Archiven für dieses Projekt herausgesuchten Bestände keinesfalls der Gesamtzahl aller existierenden Feldpostbriefvorkommen in thüringischen Archiven entsprechen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit werden dort noch andere interessante Briefsammlungen verwahrt, ob in Nachlässen oder in dem Geschäftsschriftgut von Unternehmen sowie dem Schriftgut von kommunalen oder staatlichen Institutionen, wie Behörden oder Schulen.

Darüber hinaus wurde für diese Publikation nicht nur Feldpost aus Archiven herangezogen. So stand schon frühzeitig die Thüringische Universitäts- und Landesbibliothek Jena im Fokus der Feldpostrecherche, weil es den begründeten Verdacht gab, im Kriegsarchiv der Universitätsbibliothek könnten sich Feldpostbriefe verbergen. Diese Hoffnung hat sich jedoch schnell zerschlagen, denn die Feldpostbriefsammlung von 1700 Briefen wurde im oder nach dem Zweiten Weltkrieg vernichtet. Dennoch konnten die Herausgeber durch einen glücklichen Zufall in Erfahrung bringen, dass sich in der Universitätsbibliothek Jena drei interessante Nachlässe mit Feldpostbriefen befinden. Ein Nachlass erwies sich in Sachen Kriegsbriefe als außerordentlich umfangreich. Dabei handelt es sich um die schriftliche Hinterlassenschaft des Jenaer Professors für Geschichte, Alexander

Cartellieri. Das bemerkenswerte an diesem Bestand ist, dass Cartellieri über die Kriegsjahre hinweg die Feldpostbriefe seiner Studenten, die Mitglieder des Historischen Seminars an der Gesamtuniversität Jena waren, sowie enger wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Jena gesammelt hat. Der gesamte Fundus zählt ungefähr 564 Kriegsbriefe und -karten von etwa 108 Schreibern aus den Jahren 1914 bis 1918 sowie weniger Briefe aus dem Jahr 1919.

Allgemein ist in Bezug auf die Archiv- und Bibliotheksbestände zu sagen, dass diese Bestände – gerade Nachlässe – in der Regel Briefe von Personen aus dem Bürgertum sowie dem Adel umfassen. Das mag auch nicht verwundern, denn in der Vergangenheit sind ausschließlich Nachlässe von bedeutenden Persönlichkeiten, die naturgemäß dem Bürgertum oder einem höheren Stand angehörten, archiviert worden. Deshalb zeichnet auch die vorliegende Publikation ein Übergewicht an Schreibern aus bürgerlichen Kreisen aus, wie im Fall der Studenten oder Ärzte.

Dennoch war es möglich, auch Feldpostbriefe von Kriegsteilnehmern aus der Arbeiterschaft heranzuziehen. Durch Zufall wurde durch das Kreisarchiv Sonneberg der Kontakt zu den Eigentümern einer Privatsammlung hergestellt, die sich als großer Glücksfall erwies, denn diese Sammlung vereinigt ein Konvolut aus 1180 Kriegsbriefen und -karten, Mitteilungen und Tagebüchern. Die Kriegsbriefe und Mitteilungen beinhalten vor allem die Korrespondenz des Arbeiters Hermann Macholett aus Gießübel mit seiner Familie, Freunden und Bekannten. Die Bearbeitung der Briefe erfolgte durch die Tochter von Hermann Macholett, Marianne Heumann, sowie ihren Ehemann, Friedrich Heumann, aus Sonneberg.²⁷

Durch diesen zusätzlichen Bestand muss die Publikation nicht auf Briefe aus Privatsammlungen gänzlich verzichten. Hinzu kommt, dass zwei Mitarbeiter über einen direkten Zugang zu zwei Privatsammlungen (Briefesammlungen Wilhelm und Grob) verfügten, die intensiv bearbeitet und aus denen einige Kriegsbriefe in die Quellenedition übernommen worden sind.

1.2 Heinz Mestrup: Zum Alltag und persönlichen Erleben der Kriegsteilnehmer

1.2.1 Von den Schrecken des unmittelbaren Kriegseinsatzes

„[...] man glaubt wirklich nicht, dass der Mensch so etwas überhaupt aushalten kann [...]“ (25), schrieb Willy Pfister im Oktober 1916 über die Schlacht an der Somme, an der er persönlich teilgenommen hatte. In den vergangenen zwei Jahren seines Soldatendaseins habe er Vergleichbares „noch nicht erlebt“. (25) Der Soldat Otto Schott war bereits im Februar 1915 zu der gleichen Einschätzung gelangt: „Ich hätte zu Hause nicht geglaubt, was ein Mensch aushalten kann und muß, wenn er im Kriege ist.“ (104) Ähnlich waren im September 1916 die Eindrücke des Verdunkämpfers Rudolf Görlach: „Seitdem ich aus der ‚Hölle‘ bei Verdun heraus bin, habe ich mir geschworen: Alles ertragen freudig und Dein ganzes Leben stets eingedenk zu sein dieser drei Höllenmonate, des tiefsten Punktes in meinem Leben, und habe ich nichts und bin ich ein Krüppel, alle Leiden der Welt, die mir noch begegnen können, sind nichts gegen das Erleben dieser Wochen. [...] Begeisterung, vaterländische oder sonstige Gedanken, von denen so viel geschrieben wird, leben bei uns draußen nicht mehr, die liegen lange auf den ersten Schlachtfeldern begraben.“ (189) Und Harry Wagner klagte Ende Juli 1918 – die letzten, erfolgreichen Offensiven der Ententemächte in Frankreich hatten begonnen: „Was ich durchgemacht habe, gönne ich meinem ärgsten Feinde nicht.“ (26)

90 Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wird der heutige Leser der damaligen Kriegsbriefe immer wieder mit einem zentralen Thema konfrontiert, über das viele Soldaten berichten, die vor 1914 kaum eine wirkliche Ahnung davon hatten, was sie erwarten würde, zumal es die verbreitete Auffassung gab, der moderne Krieg werde weniger gefahrvoll sein.²⁸ Es sind die Schrecken und das Grauen dieses in einem Höchstmaß industrialisierten und technisierten Krieges mit seinen „Material-

schlachten“ und die unglaublichen Strapazen, denen die Soldaten ausgesetzt waren, sowie das Leiden, das sie zu ertragen hatten. Eine unbarmherzige Kriegswirklichkeit bemächtigte sich sehr schnell der Soldaten. Ende November 1914, der deutsche Vormarsch in Frankreich war bereits im Stellungskrieg erstarrt, schrieb Heinrich F. Simon ernüchtert: „Als ich auszog, träumte auch ich von Schlachten und Stürmen, vom Kampf Mann gegen Mann. Und heute? Erst vor Nancy Kanonenfutter, nun vor Toul. Selber fast ohnmächtig, da der Kampf so ziemlich nur zwischen der Artillerie spielt.“ (14) Und Leutnant Walter Krüger resümierte Ende August 1918: „Nichts mehr von ritterlichem Gegenüberstehen Mann gegen Mann. Die moderne Kriegstechnik bedeutet heute die Kultur der Menschheit.“ (27) Und diese Kriegstechnik forderte einen ungeheuren Blutzoll – auch vom Gegner: „Man könnte glauben, man stünde auf dem Scheibenstand, wenn man nicht auf Menschen schießen müßte. [...] Vollkommen ruhig, die Pfeife oder Zigarre im Munde, lehnt man am Grabenrand, zielt, schießt, und drüben wälzt sich ein Rußki in seinem Blute. Wenn sie zurück wollen, werden sie durch eigene Artillerie wieder vorgetrieben,“ (23) schrieb Harry Wagner im Oktober 1916 – ein Zeugnis für die Abstumpfung der Soldaten.²⁹ Wagner meinte aber auch: „Der Krieg artet immer mehr zum Morde aus.“³⁰

Die Bilder des Grauens und Schreckens lassen sich in Worten nur schwer beschreiben: Die Soldaten berichten von verstümmelten Kameraden (29), auseinandergerissen Leibern (29), Leichenbergen (29, 34, 35, 96) und verwesenden Körpern, die seit Wochen und Monaten nicht hatten bestattet werden können (31, 34, 35, 36, 96) oder durch Schneeschmelze (33), durch den Rückzug der Natur im Herbst und Winter oder das wiederholte Umwühlen der Erde infolge von flächendeckendem Artilleriebeschuss wieder freigelegt wurden. (34) In der Luft lag ein stechender, übler Leichengeruch, das Rauchen von Zigarren und Pfeifen verschaffte den Überlebenden ein wenig Linderung. (35) Mit den Überresten menschlichen Daseins wurde der Front-

kämpfer ständig konfrontiert. Er stiess auf sie beim Graben (34) – der wichtigsten Überlebensstrategie im Stellungskrieg – und in den zahllosen Granattrichtern, in denen einsame Menschen kauerten und verzweifelt Deckung suchten, ja zuweilen selbst wenige Zentimeter unterhalb von Schlafstätten in einem Unterstand befanden sich die Körper gefallener Soldaten. (34) Gerhard Goepel beschrieb diese Allgegenwart des Todes am Beispiel eines getöteten französischen Kriegers. In seiner schmucken Uniform mit ihren roten, auffälligen Hosen, die die Soldaten Frankreichs noch zu Beginn des Krieges trugen, bot er einen trostlosen, grausigen Anblick: „Unendliche Mühe und Liebe war[en] jahrzehntelang auf ihn verwandt worden, und nun verweste er irgendwo in einem Straßengraben.“ (30)

Die Angst, das Schicksal der toten Kameraden zu teilen, war ein ständiger Begleiter der überlebenden Frontkämpfer – und zwar nicht nur im unmittelbaren Kampfgeschehen etwa bei Artilleriebeschuss oder einem Sturmangriff auf feindliche Gräben. Da die gegnerischen Linien im Stellungskrieg an der Westfront häufig nur dreissig oder vierzig Meter auseinanderlagen – Karl Probst nennt aus seiner Erfahrung an der Ostfront sogar eine Entfernung von stellenweise sieben Metern zum feindlichen Graben (17) – war auch vermeintliche Ruhe stets trügerisch: Feindliche Scharfschützen und Handgranatenwerfer forderten immer wieder ihren Blutzoll, und zahlreiche Opfer in Etappe und Hinterland waren die Folge von Zufallstreffern der gegenüberliegenden Artillerie und zuweilen auch von plötzlichen Fliegerangriffen. Schlecht justierte Geschütze stellten eine Gefahr für die eigenen Grabenkämpfer dar. Und wer konnte schon garantieren, dass der eigene Unterstand nicht durch feindliche Stollen unterminiert wurde, um ihn bei nächster Gelegenheit in die Luft zu sprengen? (35, 181) Diese aufreibende Ungewissheit, verstärkt noch durch das Schreien und Wimmern verwundeter Soldaten, die zwischen den Gräben lagen und häufig aus Furcht vor feindlichem Beschuss nicht geborgen werden konnten und ihrem Schicksal überlassen wurden, wirkte – in den Worten von Willy

Pfister – „nicht gerade nervenstärkend auf uns ein.“ (35) Der Tod schlug plötzlich und unbarmherzig zu. Der Schriftsteller Walter Flex verlor einen Kameraden, der einen Abschnitt an der Ostfront erkundete: „Seine Uhr tickte noch, als ich sie von ihm nahm. Ich halte sie oft in Händen und spüre dieses leise pulsende Leben, das noch von seinen Händen rührt.“³¹

Häufig schien allein der Zufall zu regieren: Der Kamerad in unmittelbarer Nähe fiel tödlich getroffen zu Boden (188) oder das Geschäftszimmer des Bataillons, das man, die Mitkämpfer zurücklassend, vorzeitig verlassen hatte, erhielt kurz darauf einen Volltreffer. (37, vgl. auch 105) „Der Soldat sollte nie an das denken, was noch werden mag! Wer weiß, ob ich nicht in der nächsten Stunde unter diesen vier Metern Lehmerde begraben liege, wie es neulich zwei Kameraden erging?“ (181) Oder hatte dies alles nichts mit Zufall zu tun? Zeigten diese Ereignisse nicht vielmehr, dass die Überlebenden einen Schutzengel oder gar Gott selbst an ihrer Seite hatten? Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Einen gefährlichen, riskanten Ausweg aus diesem Hölleninferno versprachen Desertion bzw. Überlaufen zum Gegner³² („Fünf Minuten einmal feige zu sein, [ist] besser als tot.“) – (52) sowie ein längerer Aufenthalt in einem Lazarett oder ein Fronturlaub als Folge eines „Heimatschusses“ zum Auskurieren einer Verwundung. („Ärgern sollte es mich, wenn ich hier ausgeheilt würde und ohne Urlaub zur Truppe walzen müsste. [...] Na, so drei bis vier Wochen werde ich mich hoffentlich hinter der Front noch halten können.“ – 80). Es kam auch vor, dass Soldaten sich selbst Verletzungen zufügten („Selbstverstümmelungen“), um einem Einsatz an der Front zu entgehen.³³ Allerdings waren die Ärzte angehalten, vermeintliche „Simulanten“ und „Drückeberger“ aufzuspüren.³⁴ „Wenn man aber nichts findet, muß man [als Arzt] hart sein. Das hilft alles nichts, wenn einem ein solch junger Kerl auch manchmal leid tut.“ (77) Bei der Zurückstellung von Offizieren ließ man offensichtlich nicht eine solche Strenge walten, was unter den einfachen Soldaten für Unmut sorgte. (77)

„Aber sicher ist,“ schrieb Willy Pfister im September 1915, „daß von manchem zu Hause die Verdienste des gewöhnlichen Soldaten dem Vaterlande gegenüber nicht richtig eingeschätzt werden. Trotzdem kann man das den Leuten auch nicht direkt übel nehmen, denn die haben eben keine Ahnung, was wir mitunter für furchtbare Strapazen auszuhalten haben. Besser wäre es, wenn diejenigen die zerschossen[en] und zertrümmerten Ortschaften sehen würden, dann könnten sie sich ein Bild machen und sich vergegenwärtigen, daß sie es den sogenannten Feldgrauen zu verdanken haben, daß sie zu Hause ein Leben haben wie die gehegten Hasen.“ (56)

Man stelle sich vor, es herrsche nach dem Willen der Regierungen Krieg und keiner ginge hin: Eine solch utopische Vorstellung – Verbrüderungen unter feindlichen Soldaten³⁵ – wurde im Ersten Weltkrieg an einigen Frontabschnitten für kurze Zeit Realität. Hans Müller berichtete im Mai 1917 von seinen Eindrücken an der russischen Front: „Was so oft in kindlichem Traume geredet worden war: Wenn die Soldaten einfach ihre Waffen stehen ließen, denen drüben die Hand reichten und erklärten: ‚Wir hören nun auf mit diesem entsetzlichen Krieg!‘ – Das schien plötzlich Wirklichkeit geworden, die Sehnsucht der Völker [in Erfüllung] gegangen zu sein.“ (114) Russische, ungarische und deutsche Soldaten stiegen aus den Gräben, tauschen Alkohol, Zigarren und Lebensmittel und fotografierten sich gegenseitig. Derartige Szenen bildeten freilich nur ein kurzes Intermezzo: „[...] der kindliche Traum ist zerflattert, die Völker sind zum Gehorsam zurückgekehrt; der Kriegswille hat über die Friedenssehnsucht gesiegt.“ (114) Ähnliche Eindrücke schilderte auch Fritz Donau: Deutsche, Österreicher und Russen hätten am 15. und 16. April 1917 (und in den Folgetagen) gemeinsam das russisch-orthodoxe Osterfest gefeiert, wobei sich die deutsche Regimentskapelle mächtig ins Zeug legte. (113) Verbrüderungen hatte es auch an der Westfront gegeben, so insbesondere zum Weihnachtsfest 1914.³⁶ Derartige Vorfälle ereigneten sich aber auch in den Folgejahren, etwa im Juli und zu Weih-

nachten 1915. Und Willy Pfister berichtete, Franzosen hätten an der Front in der Champagne den deutschen Soldaten ein frohes Weihnachtsfest gewünscht und ihnen Weißbrot, Zwieback, Schokolade und Tabak zugeworfen. (112) Der Unteroffizier Klöpzig urteilte über die Ereignisse in seinem Frontabschnitt in Frankreich: „Solche Verbrüderungsanwandlungen sind leider öfter zu beobachten, vor allem dann, wenn sich die beiden Parteien lange Zeit gegenüber liegen.“ (110) Neben der Verbrüderung auf den Gräben existierten zuweilen noch Formen der gegenseitigen Absprache und Verständigung. Die gegenüberliegenden Soldaten warnten sich etwa vor bevorstehendem Artilleriebeschuss oder drohenden Sprengungen. Die Militärführung, beunruhigt durch diese Vorfälle, griff hart durch. Einheiten, die als unzuverlässig galten, wurden an andere Abschnitte verlegt.³⁷

1.2.2 Entbehrungen auf Märschen und in den Ruhephasen

Die Soldaten waren auf ihren Märschen sowie im Schützengraben ständig den Unbilden des Wetters ausgesetzt. Hitze („Das Wetter war schrecklich heiß.“ 26) und Kälte mussten sie ertragen. Temperaturen von unter minus 20 Grad galten im russischen Winter fast schon als mild. Und Karl Seyffarth berichtete im Februar 1917 aus Rumänien, der Winter habe sich an seinem Frontabschnitt mit starken Schneefällen und grimmiger Kälte zurückgemeldet: „Da lagen wir nun draussen in Eis und Schnee unter freiem Himmel und sind beinahe alle erfroren. Der starke Frost im Erdboden und der Mangel an Handwerkszeug erschwerte[n] den Bau von Unterständen, und so dauerte es ziemlich lange, bevor wir ein schützendes Obdach bekamen.“ (39) „Manchmal waren meine Beine bis an die Knie erstarrt.“ (102) Verständlich, dass sich viele Soldaten nach einer warmen Speise, einem „warme[n] Bett“ und einer „warmen Stube“ sehnten. (5, 12)

Als besonders unangenehm, schlimmer noch als trockene Kälte (103), wird Regen bzw. Nässe beschrieben. Ein beständiger Begleiter der Frontkämpfer waren daher Dreck und Schmutz bzw. – in ähnlichen Worten – Lehm, Matsch, Morast und Schlamm. (38, 100, 101, 103, 107, 108) Sehr große Strapazen für Mensch und Tier brachte der Vormarsch auf völlig aufgeweichten, grundlosen Wegen insbesondere an der östlichen Front mit sich. Heere und ihr Kriegsmaterial versanken in einem schmierigen, klebrigen Brei, der den Kriegern die Stiefel auszog und das Schuhwerk, mit Dreckklumpen beschwert und mit matschigen Fäden scheinbar am Boden angeleimt, nur widerwillig wieder hergab. (38, 108) Zugtiere verendeten, da sie Geschütze und Bagage nicht mehr ziehen konnten, infolge von Überanstrengung, und auch die Soldaten selbst kamen, die Stiefelschächte voll von Wasser und Matsch, in dieser „Dreckwüste“ nur mühsam voran. (38) Kaum angenehmer waren die kleinen Erdlöcher, nur auf „allen Vieren“ erreichbar, in denen viele Soldaten durchnässt auf „halb verfaultem Stroh“ und häufig in völliger Dunkelheit kauerten. (105) Würde jemand unter normalen Umständen derartigen Schikanen ausgesetzt, er würde seinem Peiniger „wohl eine reinhauen,“ urteilte Gerhard Goepel. (101) Die „Grabensohle“ war, wie Harry Wagner schrieb, „ungefähr fußhoch mit teigähnlichem Schlamm bedeckt“, und „die drei Meter hohen Seitenwände kleb[t]en wie frischangerührter Lehm.“ (59) Willy Pfister vergleicht diese Erdlöcher mit „Tropfsteinhöhlen“ und berichtet, Wasser und Schlamm hätten nach mehrwöchigem Regen knie- und hüfttief in den Gräben, die teilweise eingestürzt seien, gestanden. (105, 107, vgl. auch 108) 40 Tage mussten er und seine Kameraden unter diesen Verhältnissen ausharren, ehe sie für zehn Tage wieder zurückgezogen würden. (107) Das Wasser lief auch in die festeren, tief unter der Erde gelegenen Unterstände. (108) Hermann Macholett schreibt, gemeinsam mit seinen Kameraden habe er sich als Gegenmaßnahme gegen den Matsch Überhosen aus Sandsäcken gefertigt, die nun „mit Schmutz überzogen“ seien. (108, vgl. auch 109) Folgen dieser unmenschlichen Bedingungen, verstärkt noch durch Wind und

unangenehme Zugluft, waren Rheumatismus, (103), schwere Erkältungen, wenn nicht gar eine Lungenentzündung: „Auch ich habe einen Husten, wie ich lange keinen hatte.“ (108) Verschärft wurde diese Situation durch den Umstand, dass das Wasser in den Granattrichtern und das Grundwasser im Unterstand, „eher [an] Leichenbrühe“ erinnernd, zum Kochen genutzt wurde. (107) „Das Wasser ist ganz gelb und dreckig, wie Mistjauche. Da wird alle Minuten einer krank.“ (104)

Waschgelegenheiten waren selten. Harry Wagner, seit acht Tagen ohne Möglichkeit der Körperreinigung, kam sich „schmutzig [vor] wie ein Erdarbeiter.“ (59) Willy Pfister hatte Anfang Dezember 1915 gar seit zwei Monaten keinen Waschtrog mehr gesehen.³⁸

Das eigentliche Regiment in den Gräben und Behausungen der Soldaten führte eine Unzahl von kleineren und größeren Plagegeistern: Flöhe und Läuse, lästige Blutsauger also, sowie Mäuse und Ratten, die es auf das karge Essen der Soldaten abgesehen hatten. „Diese Biester lassen sich überhaupt nicht vertreiben. Trotzdem ich mancherlei Läusemittel anwende, bin ich doch am ganzen Körper zerstoichen, und in [den] Unterkleidern marschieren die Viecher in Gruppenkolonnen herum, trotzdem ich täglich an die 50 Stück abmurkse.“ (106) Für Ernst Bischoff war der Krieg gegen diese im Soldatenjargon genannten „Patrouillen“ schrecklicher als der Kampf gegen die Russen. „Ganze Flaschen Fenchelöl, ganze Büchsen Insektenpulver werden da ohne jeglichen Erfolg verpulvert.“³⁹

Mit zunehmender Kriegsdauer herrschte der Hunger – nicht nur an der Heimatfront, sondern auch draußen bei den Soldaten. Das Thema „Verpflegung und Versorgung“ war ein wichtiges Thema in den Briefen von der Front in die Heimat und in umgekehrter Richtung. Die Soldaten freuten sich sehr über Postsendungen („Liebesgaben“) mit Nahrungsmitteln und anderen Gebrauchsgegenständen von ihren Angehörigen und anderen Personen bzw. Hilfsorganisationen daheim. Die Heimatfront wurde aber auch von den Kriegsteilnehmern unterstützt, insbesondere als

dort der Hunger immer schärfer grassierte. Dass Rudolstadt seiner Garnison zumindest bis März 1915 noch keine Pakete geschickt hatte, wurde mit großer Enttäuschung registriert. (86)

Ein „voller Magen“ bzw. eine warme Mahlzeit oder ein heißes Getränk waren vor dem Hintergrund der beschriebenen Strapazen überlebenswichtig, auch wenn die Grundlage des ständig konsumierten Kaffees das stinkende Wasser aus den Schützengräben darstellte. Freilich war das Kochen in gut getarnten Unterständen bei guter Sicht und nach Einbruch der Dunkelheit verboten, um dem Gegner die eigene Position nicht zu verraten: „Denn wo Licht oder Rauchwölkchen bemerkt werden, da sitzen auch die Granaten drum [sic!].“ (61)

Die Frage einer ausreichenden Verpflegung war abhängig von kriegsbedingten Umständen, aber auch dem militärischen Rang der Betroffenen. Die Feldküchen („Gulaschkanonen“) konnten nicht bis in die vorderen Linien vorgefahren werden. (34) Essenholer sollten die Verbindung zwischen den Soldaten in den Schützengräben und der Etappe herstellen. Unter heftigem Feuer waren sie häufig mehrere Stunden unterwegs. Dann konnten sie sich glücklich schätzen, die vordersten Stellungen lebend erreicht zu haben, auch wenn das, was sie transportieren sollten, mittlerweile zerschossen oder ausgelaufen war. (25) Der Kanonier Keller berichtete im September 1914 seiner Mutter, während des Kampfes mit den Russen hätten er und seine Kameraden sechs Tage lang nichts zu essen bekommen und sich „zuletzt von Zuckerrüben und Kohlrabi nähren müssen.“ (29)

Aber auch in der Etappe war die Verpflegung „oft recht mangelhaft“, schrieb Harry Wagner im Juli 1918: „Marmelade in allen Tonarten, dazu ab und zu mal 20 bis 30 Gramm Fleisch, Käse oder Butter. Mittags ein halbes Dutzend Mal Dürrgemüse, noch öfters Graupen, selten mal was anderes. Zusammensetzungen wie Marmelade und Senf Gurken, Marmelade und Hering sind an der Tagesordnung, dazu jetzt nur 500 Gramm Brot am Tag.“ (72) In den ersten Wochen des Krieges, als die deutschen Truppen insbesondere in Nordfrankreich in reiche, zuvor unverwüstete

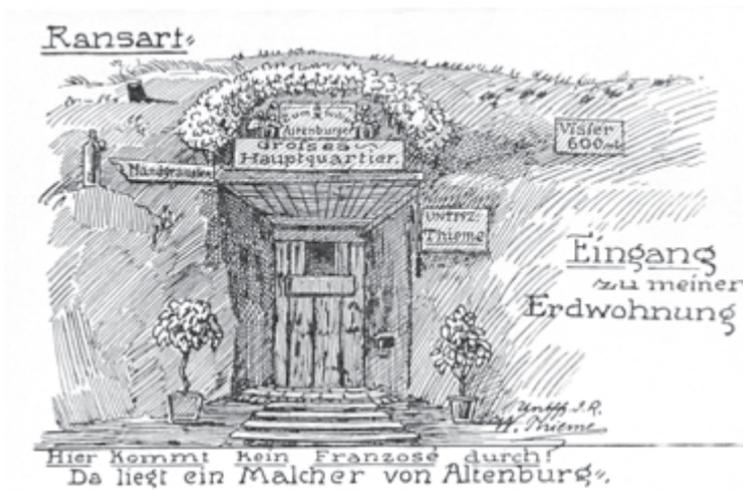
Gebiete vorgerückt waren, hatte das noch ganz anders ausgesehen: Auch einfache Soldaten zeigten sich beim Essen zuweilen wählerisch und verwöhnt, wie Rittmeister Hanns von Einsiedel klagte. (70) Statt Wasser wurde – selbst in der heißen Augustsonne – häufig Wein getrunken, kein Weinkeller war vor den heranrückenden Soldaten sicher, die Standorte dieser Keller wurden zuweilen von den Offizieren verheimlicht, um Schlimmeres zu verhüten. (69) Die Vorgesetzten hatten nicht selten Mühe zu verhindern, dass Ruhepausen der Kriegsteilnehmer nicht in Saufgelage ausarteten, und für Ordnung und Disziplin zu sorgen. (70)

Am Besten ging es diesen Vorgesetzten in Sachen Verpflegung und Unterkunft allerdings selbst. (60, 69) Offiziere wie von Einsiedel berichteten während des Vormarsches der deutschen Heere in Frankreich in der Anfangsphase des Krieges regelmäßig von ihren noblen, ständig wechselnden Unterkünften in den Villen reicher Franzosen oder gar in Adelsitzen und Schlössern, etwa in dem Chateau des Grafen von Biscourt. („Das Haus ist das wahre Schmuckkästchen.“) Zu dem „Märchenschloss“ habe ein Weinkeller gehört, „der so herrlichen Bordeaux enthielt, dass man Alles Durchgemachte vergisst.“ (60) Getafelt wurde in einem „sehr schönen Speisezimmer“, in dem die Deutschen „schönste[s] Porzellan mit gutem Crystallglas“ vorfanden. Eine Nacht in dem „allerliebsten Boudoir [Schlafzimmer] der Gräfin“ war von Einsiedel, der seiner Ehefrau auch über die ständige Fortentwicklung seiner Kochkünste unterrichtete (60, 69), freilich nicht vergönnt. Der Befehl zum Weitermarschieren verdarb ihm die Vorfreude. (60) Immerhin konnte er sich auf seine Soldaten verlassen – von Einsiedel befehligte einen kleinen Verband, der für den Nachschub an Munition zuständig war. „Meine Leute haben eine gute Spürnase, sie finden immer schöne Dinge und vergessen dann ihren Rittmeister auch nicht. Heute erhielt ich auf diese Weise Marmelade und Kirschkompott, ebenso Honig und soeben einen Topf mit Schweinefett.“ – „Nur Schampus ist rar, den holen gleich die Lazarette.“ (69)

Auch Karl Probst berichtete im November 1915, die Offiziere seien in Noyon in „herrliche[n] Villen mit ganz kostbaren Wohnungseinrichtungen“ untergebracht worden. Er selbst habe im Haus eines französischen Generals gewohnt. „Welch großer Gegensatz gegen die Wohnräume in Rußland, wo uns meistens die Scheunen zur Wohnung dienten!“ (129)

1.2.3 Das Sich-Einrichten im besetzten Gebiet: Routine, Langeweile, Anspannung

Trotz der beschriebenen unmenschlichen Verhältnisse versuchten die Soldaten, sich einigermaßen häuslich einzurichten und dabei nicht den Humor zu verlieren. Ihre Unterstände, für Offiziere teilweise sogar mit Ofen, Telefon und elektrischem Licht ausgestattet (57, 85), nannten sie etwa „Villa Wintersport“, „Villa Flohkiste“, „Villa Lauspark“, „Villa Mäuschen“,⁴⁰ „Villa



ThStA Altenburg, Bildersammlung, Nr. 2218

Verharmlosung des Kriegsalltags – Unterstands-, Idylle“

Finsteres Loch“ und „Villa Erdhöhle“.⁴¹ Straßen an der Front erhielten in Anlehnung an die vertraute Heimat Namen wie „Bismarckstraße“.⁴² Es gab Kantinen (66), Offizierskasinos wie den „Blauen Hecht“, „bunt bemalt wie eine alte deutsche Dorfschenke“⁴³, Kinos und Lesehallen⁴⁴, sogar „fahrbare Bücherei[en]“ (67) sowie Bordelle. In den größeren Städten der besetzten Gebiete warben Prostituierte – „leichte Mädchen“ bzw. „dunkle Weiber“ (130) – um die Gunst von Freiern, so etwa in Brüssel: Wir wurden „von einem ganzen Schwarm angehalten, um mit ihnen zu gehen. [...] Wir hörten sie gar nicht an und machten uns schnell davon,“ (130) berichtete ein tugendsamer Soldat seiner Ehefrau.

Das Sich-Einrichten in einem fremden Land bedeutete auch, für eine nachhaltige Versorgung der Soldaten zu sorgen, zumal dann, wenn die einheimische Bevölkerung geflohen war: „Vorne knattern die Gewehre, Brüllen die Kanonen und dicht dahinter ein Soldat hinter dem Pfluge oder säend,“ schrieb Oberst Prinz Aribert von Anhalt seiner Tante, der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen. „Wir müssen eben an die Zukunft denken, bleiben wir wirklich noch ein Jahr oder länger hier [in Frankreich], wie meist angenommen wird, so müssen Feld- und Gartenfrüchte vorhanden sein.“ (138) Darüber hinaus wurden kompromisslos Lebensmittel, Rohstoffe und Güter für den militärischen Bedarf und für die Heimat requiriert. Die Soldaten rodeten Baumalleen, etwa um Holz für den Bau von Schützengräben zu gewinnen, oder fällten Nußbäume für die Produktion von Gewehrkolben. (138) Länder wie Belgien aber auch Städte wie Cambrai sollten zu Kontributionen in Milliardenhöhe gezwungen werden. (71) „So sind immense Werte aus dem Lande herausgezogen worden! Da wird Frankreich Jahre brauchen für einen Ausgleich.“ Und im Falle Englands, so Prinz Aribert, würde noch rücksichtsloser verfahren werden. (138)

Neben schrecklichen Erfahrungen im Kampfgetümmel und den Unbilden des Wetters wurden viele Soldaten mit einem ganz anderen Problem konfrontiert: Mit der Langeweile, Eintönigkeit und

der Stumpfsinnigkeit des täglichen Dienstes. (62, 63, 106) „Der ganze Krieg“ wurde von ihnen als „ziemlich langweilig [empfunden], da es nicht recht vorwärts gehen will und auch keine Aussicht auf Frieden ist.“ (63) Heinrich F. Simon berichtete Anfang 1915 aus Frankreich, die Kämpfe an seinem Frontabschnitt würden von der Nachbardivision geführt. Seine eigene Einheit sei dagegen zum Zuschauen und Zuhören verurteilt und halte Zucht und Ordnung durch „sehr scharfen Wachdienst“ aufrecht. Die Soldaten bezeichneten in ihrem Unmut ihre Formation daher als „Wach- und Schliessgesellschaft“. (62) Ein Offizier beschrieb seine Lage ähnlich: Seine Einheit führe „ein ziemlich faules, langweiliges und ödes Leben mit unzähligen Wacheklopfen und Parademarschübchen. Man stellt sich den Krieg doch anders vor, und vorn [im Schützengraben] muss es wohl auch anders sein.“ (91) „Der Stellungskrieg wird allmählich langweilig“, schrieb auch Harry Wagner, „hoffentlich giebt's bald einen anständigen Schlag, der zum ersehnten Frieden führt.“ (106) Walter Graf glaubte zu sehen, „wie Gott das Gras wachsen läßt.“ Es bleibe ihm nichts anderes übrig als „abzuwarten und schußbereit zu sein. Erhebend ist das freilich nicht gerade, und ganz und gar nicht habe ich den Eindruck, als ob ich durch solchen unfreiwilligen Müßiggang zur Rettung des Vaterlandes beitrüge.“ (97) Es „will uns fast ein Gefühl der Beschämung beschleichen“, vermeldete Ewald Heß, daß man [...] nun schon über ein Jahr an denselben Graben gebannt ist, um sich zu verschanzen, sich einzugraben, hier den Feind zu erwarten. Man muß sich ja schämen, wenn man nach Friedensschluß einmal Teilnehmer an den großen Offensiven erzählen hört! [...] Unsere Arbeit ist noch dieselbe wie früher: Schützengraben – Bereitschafts- und Ruheperioden wechseln miteinander.“ (96) Der „anständige Schlag“ wurde auch deshalb als Befreiung empfunden, da die ständige Bereitschaft, der routinemäßige Wechsel zwischen Schützengraben und Etappe, der Drill zur Aufrechterhaltung der Kampffähigkeit nur eine scheinbare Normalität suggerierten. Die Spannung, es könne bald losgehen, man müsse sich daher stets bereit halten, wirkte auf viele Sol-

daten nervenaufreibend. Darüber hinaus versprach jede Art von Kampfeinsatz ein Ende der zahllosen Schikanen beim militärischen Drill (übertriebenes Exerzieren, und Waffenreinigen, Morgenappell in tadelloser Uniform⁴⁵ u. a.), die auf einem Kasernenhof vielleicht gerade noch zu ertragen waren, nicht jedoch wenige Kilometer hinter der Front.⁴⁶ Gleichwohl gab es auch Soldaten, weniger patriotisch gesinnt (bzw. verblendet), die einen großen Schlag, die Gefahren einer Offensive, fürchteten und hofften, möglichst schnell wieder daheim bei Frau und Kindern zu sein. Besonders akademisch gebildete Soldaten waren über Abwechslung in Form von „Lesefutter“ dankbar. Für die Geschichtsstudenten und ausgebildeten Historiker der Universität Jena, die während des Krieges in enger Verbindung zu ihrem verehrten Professor Alexander Cartellieri standen, waren Büchersendungen aus Jena stets ein Anlass zu besonderer Freude. (93, 95) Aber auch weniger gebildete Kriegsteilnehmer vertrieben sich die Zeit mit der Lektüre von seichterer Literatur (93) – und natürlich – mit dem Verfassen von Briefen an die Angehörigen in der Heimat. Ihre Stationierung in den besetzten Gebieten – insbesondere in Frankreich – nutzten zahlreiche Akademiker zur Erkundung französischer Kulturdenkmäler wie Kathedralen oder historischer Schlachtfelder und studierten die Sitten und Gebräuche anderer Völker.

1.2.4 Wiederherstellung der Kampffähigkeit in den Lazaretten

Ogleich es keineswegs an warnenden und mahnenden Stimmen gefehlt hatte, war doch vor 1914 prognostiziert worden, der Krieg der Zukunft werde wegen der großen Fortschritte in der Medizin humaner geführt werden als jemals zuvor.⁴⁷ Die Realität sah freilich anders aus: Überfüllte Lazarette aufgrund der unvorstellbar hohen Zahl an Verwundeten, katastrophale hygienische Verhältnisse und häufig völlig überforderte Ärzte. Medi-

zinische Betreuung wurde unter diesen Bedingungen zu einer mechanischen Versorgung und „Fließbandarbeit“, die sich beim Einzelpatienten häufig auf das Nötigste beschränkte, da die jeweiligen Bettnachbarn oder gar eine neue Einlieferung schwer verwundeter Soldaten ebenfalls die Aufmerksamkeit des Fach- und Pflegepersonals erforderten.

Der Patient wurde zur Nummer degradiert. Radikale Mittel, etwa Aputationen von Gliedmaßen (für ein behutsameres, langwieriges Vorgehen fehlte häufig die Zeit), sollten den Körper des Betroffenen, wenn auch mit Einschränkungen, in die Lage versetzen, weiterhin zu funktionieren. Und wenn diese Methode keinen Erfolg hatte – dann wurde eben wieder ein Bett frei. Der „Nachschub“ an Verwundeten ging so schnell nicht aus. Die Behandlung der meisten „Fälle“ kannte nur ein Ziel: den Patienten – eventuell in Verbindung mit einem Genesungsurlaub in der Heimat und den Rückgriff auf die dort vorhandenen Ressourcen (Bett, Zimmer, Angehörige) – kampffähig zu machen, um ihn wieder der Front zuzuführen.

Auch das Fach- und Pflegepersonal selbst war in den Lazaretten härtesten Anforderungen ausgesetzt. Völlige Übermüdung und Erschöpfung sowie der elende Anblick zerschossener Körper ließen sich insbesondere seitens der Chirurgen häufig nur mit Abstumpfung und Härte ertragen, also mit einer Einstellung, die Gefühle der persönlichen Anteilnahme und des Mitleidens verdrängte. Schwerste Schädelverletzungen („Hirnertrümmerungen“) boten wenig Hoffnung auf Heilung, und scheinbare Operationserfolge vermittelten keineswegs die Gewissheit, dass der Patient „über dem Berg“ war. (75, 76) Infektionskrankheiten konnten auch bei scheinbar leichten Verwundungen innerhalb weniger Stunden zum Tode führen. (74) Nicht selten „half“ auch der Alkohol, bei Operationen eine ruhige Hand zu bewahren, und komplizierte ärztliche Eingriffe wurden dilettantisch durchgeführt: „Ich habe den armen jungen Menschen bedauert, der dort unter dem Messer lag. Hoffentlich hat er noch Glück,“ äußerte der Jenaer Lazarettarzt Rudolf Theis Eden, nachdem er

der Operation eines Kollegen beigewohnt hatte. In Jena würde er für diese „chirurgische Leistung“ entlassen werden. „Und einen Studenten mit solch mangelhaften anatomischen Kenntnissen würde man im Examen durchfallen lassen.“ (73) Unterstützung erhielten die überlasteten Chirurgen sogar von Veterinärmedizinern. „[...] was man hier in ärztlicher Beziehung manchmal sieht und hört, ist traurig.“ (73)

Es war nicht nur der mögliche Tod, die Aussicht, die lieben Angehörigen nicht mehr wieder zu sehen – das konnte, wenn man „Glück“ hatte, schnell und schmerzlos geschehen. Schlimmer noch war die Angst der Soldaten vor einer qualvollen Verletzung und das Los, als entstellter „Krüppel“, der im Leben nicht mehr ohne fremde Hilfe zurecht kam, in die Heimat zurückzukehren.⁴⁸ Im Ersten Weltkrieg wurden erfolgreich Verletzungen behandelt, die wenige Jahre zuvor noch den sicheren Tod bedeutet hätten – allerdings zu einem hohen Preis: Soldaten, für ihr Leben entstellt („Korbmenschen“ ohne Arme und Beine, „Menschen ohne Gesicht“), vegetierten, häufig auf eigenen Wunsch von der Zivilgesellschaft getrennt, in Einrichtungen (sog. „Geheimlazaretten“), die diesen „Denkmäler[n] des Schreckens“ nicht zuletzt eines vorenthielt: einen Spiegel.⁴⁹ Die zuvor unvollstellbaren Ausnahmesituationen, denen Menschen ausgesetzt waren, führten bei vielen Überlebenden neben körperlichen auch zu schweren seelischen Schädigungen („Kriegszitterer“, „Kriegsschüttler“). Ärzte und Psychologen sahen ein ideales Experimentierfeld für Massenuntersuchungen und gelangten doch häufig zu dem Schluss, bei eigentlich psychisch Kranken handle es sich um „Simulanten“. Auch körperlich schwer gezeichnete und für ihr Leben entstellte Menschen könnten sich wieder in das zivile Leben einfügen. Entscheidend sei ein „eiserner Wille“.⁵⁰ Für nervenkranken Patienten warteten bei der ärztlichen Behandlung neue Torturen – etwa Elektroschocks, die mitunter zum Tode führten.⁵¹

Die Analysen dieser Ärzte müssen auf diejenigen, die den Krieg in seiner ganzen Grausamkeit kennengelernt hatten, wie Hohn gewirkt haben. Franz Kiderlen bezeichnete im Mai 1917 in ei-

nem Brief an den Jenaer Professor und Nobelpreisträger Rudolf Eucken den Krieg als ein freudiges Ereignis, als eine „willkommene Abwechslung des Lebens“. Man müsse bestrebt sein, „allen Dingen und Erlebnissen möglichst ihre guten Seiten abzugewinnen.“ „Das Gefühl dankbarer Freude ist vom ärztlichen Standpunkt als sehr bekömmlich zu betrachten und warm zu empfehlen.“ Das feste Vertrauen in die künftige Entwicklung von Volk und Vaterland steigere „unsere dankbare Freude und damit unser körperliches Wohlbefinden, die Nerven festigen sich, wir werden wieder elastischer, unternehmender, tüchtiger und widerstandsfähiger. Mit der geistigen Festigung geht eine körperliche einher, die sich auch in Haltung und Blick äußert und stärkend und festigend auf unsere Umgebung wirkt.“ (182) Ein Leutnant der Reserve, der in Folge einer Kriegseinwirkung ein Auge verloren hatte, berichtete dagegen im Dezember 1918, also einen Monat nach dem Ende des Völkerringens, resigniert, „daß bei der allgemeinen Misere oft der Wunsch in mir erwacht war, bei meiner ersten Verwundung [19]15 draußen geblieben zu sein.“ Beruflich mache er sich keine großen Hoffnungen. „Freudiges erlebt man sowohl in der Gegenwart als auch voraussichtlich in der Zukunft nicht mehr.“ (210)

1.2.5 Das Leben der Soldaten in verschiedenen Kriegswirklichkeiten

Die einzelnen Soldaten hatten in ihrem persönlichen Erleben nicht Anteil an der einen Kriegswirklichkeit. Sie nahmen diese Wirklichkeit unterschiedlich wahr – in Abhängigkeit von Kriegsumständen und Kriegsverlauf bzw. von ihrem Einsatz- und Aufgabengebiet. Zum Teil große Unterschiede existierten etwa beim Dienst im Stellungskrieg in Frankreich, bei großangelegten Bewegungen und Frontverschiebungen in Ost- und Südosteuropa oder im Alpenkrieg gegen Italien. Häufig wechselten auch die Einsatzgebiete der Soldaten.

Der Kämpfer in den „Knochenmühlen“ von Verdun und an der Somme war beseelt von dem menschlichen Überlebenstrieb, dieser Hölle zu entkommen. Und dies traf auf Millionen Franzosen, Engländer und Deutsche zu, von denen jeweils Hunderttausende auf beiden Schlachtfeldern starben. In scharfem Gegensatz dazu wurde von vielen Kriegsteilnehmern, wie oben beschrieben, die Untätigkeit im eigenen Frontabschnitt als bedrückende Langeweile empfunden. Und Offiziere waren in der Regel besser untergebracht als die normalen Mannschaftsdienstgrade und schlugen zuweilen in einer „eigenen Villa“ ihr Quartier auf. (91) Überhaupt sorgte die Bevorzugung von Offizieren gegenüber den einfachen Soldaten, insbesondere ihr Einsatz in rückwärtigen, sicheren Linien viele Kilometer hinter der Front entfernt, etwa beim Divisionsstab oder gar im Großen Hauptquartier, für Unmut bei den einfachen Soldaten.⁵² Das betraf vor allem vermeintlich ungefährliche Aufgaben wie eine Tätigkeit bei der Fahrbereitschaft.⁵³ Und eine so hochgestellte Persönlichkeit wie der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, der nicht persönlich in den vordersten Linien kämpfte, gewann dem Kriegsgeschehen fern der Heimat auch positive Eindrücke ab: Über seinen Ritt über ein Schlachtfeld an der Ostfront mit ungewöhnlich vielen gefallenem deutschen Soldaten berichtete er seiner Frau in einer Mischung aus Faszination und Schaudern („Es sah toll aus.“) und beklagte den geringen Gefechtswert bestimmter Truppenteile (Landsturm, Landwehr) und eine schlechte Ausrüstung mit Munition. (204)

Andere Kriegsteilnehmer verbrachten ihre Zeit im Sägewerk etwa dreißig Kilometer hinter der Frontlinie mit dem Zuschneiden von Brettern und Balken für die Schützengräben und Unterstände. (64) Kameraden gehörten zum Küchenpersonal oder arbeiteten als Hühnerfütterer, Schweinemäster oder Wagenbauer. (65) Willy Pfister befahl ein Holzfällerkommando. (68) Einsätze dieser Art konnten, wie das Beispiel Pfister zeigt, eher kurzfristig, aber auch von Dauer sein. Ein ausgebildeter Koch etwa war seinen Kameraden in der Küche womöglich von

größerem Nutzen als im Schützengraben. Angenehm war der Dienst, den Ludwig Sckell verrichten musste: Er wurde mit gärtnerischen Arbeiten betraut, leitete schließlich für seine Division etwa 100 zivile Feldarbeiter an zum Anbau insbesondere von Kartoffeln und Gemüse auf rund 400 Morgen Ackerfläche. Seine Befürchtung: „[...] hoffentlich überrennen mir nicht eines schönen Tages die Herren Engländer meine Kraut- und Kartoffelfelder.“ (65) Mit seinem Aufgabengebiet schuf sich Sckell nicht unbedingt Freunde: „Nun gibt es da viele solcher Leute, die einem *diesen* Dienst nicht gönnen.“ (64) Dem Luftschiffer R. Malsch, eingesetzt auf der Wetterwarte des Fichtelberges,⁵⁴ überkam ein Gefühl der Beschämung ob seines unkriegerischen Dienstes. Er bat im Jahr 1916 um die Versetzung von seinem Posten. „Hätte ich mich nicht selbst geregt, wäre ich wohl hier oben bis an des Krieges seligen Endes kleben geblieben.“⁵⁵ Zur einstweiligen oder endgültigen Untätigkeit verbannt waren auch die Soldaten, die in ein Lazarett eingeliefert wurden. Das Schicksal meinte es allerdings häufig mit den Insassen nicht besser als zuvor an der Front. Viele blieben, wenn sie in ihre Heimat kamen, für ihr Leben gezeichnet. Vorbei war der Krieg für die Soldaten, die in Gefangenschaft gerieten, obgleich ein solches Los häufig nicht leicht zu ertragen war und die fehlende Möglichkeit militärischer Auszeichnung von vielen Betroffenen als Schmach empfunden wurde. Andererseits wurde für eine wachsende Zahl von Soldaten nach der ersten „Feuertaufe“ in den „Stahlgewittern“ und mit zunehmender Kriegsdauer eine mögliche Gefangenschaft eine Erlösung aus unmenschlichen Strapazen und Angstzuständen.⁵⁶ Einige Gefangene führten ein bequemes, ruhiges Leben beispielsweise in England⁵⁷ oder in einer tausendjährigen Abtei in Italien. (54, 55) Neben Büchern wurde auch Malzeug zur Verfügung gestellt, um die eigenen künstlerischen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen oder solche zu entwickeln:⁵⁸ (55) „[...] die Ruhe und Stille ist ausserordentlich angenehm und tut sehr wohl.“ (54)

Einen sehr starken Einfluss auf die Soldaten in den Stellungen

übte die erwachende Natur aus. Menschen brachten einander um und durchpflügelten mit ihren Geschossen die Landschaft, doch ringsherum ging das Leben weiter, das Zwitschern von Vögeln konnte vernommen werden und Gras bedeckte verlassene Gräben und Granattrichter. Der Klatschmohn, der in der Todeszone der vordersten Linien wuchs, wurde zu einem Symbol dieses Krieges. „Wie könnte man die Natur genießen, wenn nicht Krieg wäre.“ (187) Und Ludwig Skell schrieb: „Ja, die Natur allein ist wahr und schön, die Menschheit aber elend!“⁵⁹

Die Wahrnehmung verschiedener Kriegswirklichkeiten bzw. Unwirklichkeiten wurde sehr anschaulich von Unteroffizier Hans Müller im Jahr 1916 beschrieben. Etwa Mitte Mai ist die Natur in den Schützengräben noch nicht richtig erwacht: Es sprießen zwar bereits einige Blättchen aus den Baumstümpfen eines zerschossenen Waldes, ansonsten ist aber alles noch grau in grau. Einen Nachtmarsch entfernt in Richtung der rückwärtigen Stellungen regiert jedoch bereits der Frühling mit frohen sonnendurchfluteten Farben, saftigen Wiesen und einem kräftigen Himmelsblau. Die Eindrücke von dieser „Zauberlandschaft des Frühlings“ werden noch übertroffen von dem bunten Treiben einer Großstadt wie Brüssel oder Antwerpen. Hier „schäumt und braust das Leben, in mächtigem, breitem Strom flutet es einher, jeden mit tausend Armen umspülend und mitreißend, daß es eine Lust ist, in ihm mitzuschwimmen und sich regen zu können.“ Müller fühlt sich wie ein „arme[r] Kätner, der plötzlich in einen Palast geführt wird mit dem Bemerken: ‚Das alles ist Dein!‘“ (199) Doch der Etappenurlaub in den genannten Städten wird in Kürze beendet werden: Es geht wieder zurück in den Schützengräben. Auf einer Feldpostkarte gab Hugo Weidensee im Juli 1915 einen wichtigen Rat: Bevor der einberufene Soldat an die Front abrücke, möge er sein Leben genießen. Im Kampf erwarte den Soldaten „eine Kugel im Kopf [...] und dann ist’s aus. [...] Sei nicht so dumm wie ich war, denn ich hatte bis jetzt noch nichts auf der Welt.“⁶⁰ Etwa ein halbes Jahr später hatte der Krieg auch das Leben von Weidensee gefordert.⁶¹

1.2.6. Die Verbindung zur Heimat

Fester Bezugspunkt und Kraftquell waren die Angehörigen in der Heimat: die Freundin oder Ehefrau und die eigenen Kinder, die Eltern (insbesondere die Mutter), Geschwister, Freunde, Berufskollegen, Vorgesetzte, Lehrer. „O wie glücklich werde ich sein, wenn ich wieder an Dein liebend Mutterherz eilen und Dir mit Küssen und Freudentränen das Antlitz bedecken kann. Wie ganz anders wird das werden als die schwere Abschiedsstunde am 11. Oktober“, schrieb Walter Hagen seiner Mutter kurz vor Weihnachten 1914. (188) Gerade in der Zeit des Weihnachtsfestes überkamen viele Soldaten „wehmütige Anwandlungen“ an die Zeit daheim.⁶² Das Medium, Verbindung zur Heimat, zu dieser „vertrauten alten Welt“, der Wirklichkeit der Vorkriegszeit herzustellen und aufrechtzuhalten, waren die Feldpostbriefe sowie, in umgekehrter Richtung, die Briefe von daheim an die Front.⁶³ Dazu kamen Paketsendungen an die Soldaten („Liebesgaben“), und viele Kämpfer an der Front bedachten ihre Angehörigen in der Heimat, insbesondere angesichts der dort wachsenden Versorgungsschwierigkeiten, mit Sendungen aus requirierten bzw. erbeuteten Gütern. Es handelte sich also um weit mehr als einen bloßen Informationsaustausch, sondern um „lebenswichtige Verbindungsfäden zwischen vertrauten Personen“, die durch den Krieg auseinander gerissen wurden, und, was die Soldaten betrifft, um „Lebenszeichen aus der Zone der Gefahr“.⁶⁴ Die Soldaten und die räumlich getrennten Angehörigen in der Heimat mit ihren jeweiligen Sorgen, Ängsten und Nöten bildeten eine Art „Schicksalsgemeinschaft der Notleidenden zu Hause und an der Front.“⁶⁵

Auch bei Problemen beruflicher und privater Art stand „Heimat“ im Allgemeinen für „Liebe“, „Geborgenheit“, „Rückhalt“, „Frieden“, „Idylle“, „schöne Jugenderinnerungen“, Pflichtgefühl und Zusammenhalt. Und in dem ungewöhnlich sonnigen Juli 1914 hatte sich die Heimat noch einmal von ihrer schönsten Seite gezeigt. Gerade bei jungen bzw. frisch vermählten Paaren waren die Sehnsucht groß und die Erinnerungen an gemeinsam

verbrachte Stunden der Vorkriegszeit sehr lebendig: „War das eine schöne Zeit! [...] wir wußten, nun kann uns nichts mehr trennen,“ schrieb der Lazarettarzt Theis Eden seiner Frau Daniela. „[...] und noch ebenso wie vor zwei Jahren [beim ersten richtigen Kennenlernen] bin ich bei Dir und Du bei mir.“ (142) In den Stunden der Einsamkeit habe ihn das Gefühl überkommen, dass meine Frau „nicht mehr so ganz, ganz mein wäre.“ Sie solle jedoch wissen: „Ich habe Dich und sonst nichts.“ Das habe er ihr schreiben müssen. (141)

Durch den Briefverkehr wurde der Kriegsteilnehmer, obgleich räumlich getrennt, in diese heimatliche Welt einbezogen. Er nahm Anteil an Freuden, Sorgen und Nöten der „Lieben daheim“. Die briefliche Verbindung zwischen Front und Heimat war entscheidend für die Aufrechterhaltung der Moral der einfachen Soldaten sowie Offiziere.

Die Kehrseite des brieflichen Kontaktes konnte aus der Sicht übergeordneter militärischer Stellen allerdings ebenfalls eine Schwächung bzw. Untergrabung der Kampfmoral sein. Die Soldaten wurden mit den wachsenden Problemen aus der Heimat (vgl. 153 bis 154) belastet und fragten sich, was sie denn eigentlich im Feindesland zu suchen hätten. Die eigene Familie brauche sie jedenfalls dringender. Und wie verhielt es sich mit dem kleinen Bauernhof (War die Saat rechtzeitig ausgebracht oder die Ernte eingefahren worden?), was war, falls noch nicht geschlossen, mit dem eigenen Geschäft oder Betrieb? Seitens der Militärbehörden wurde daher gefordert, Angehörige sollten an ihre Männer an der Front keine „Jammerbriefe“⁶⁶ schreiben, die Heimat müsse dem Kämpfer den Rücken stärken anstatt ihn zu verunsichern. Maßnahmen der Zensur sollten „schädliche Einflüsse“ auf den Frontsoldaten ebenso eindämmen wie die Versendung kritischer Briefe und die Verbreitung militärischer Geheimnisse von der Front in die Heimat. Von einer tatsächlichen „flächendeckenden“ Kontrolle konnte vor dem Hintergrund von einigen Millionen Postsendungen täglich nicht die Rede sein. Allerdings waren sich die Soldaten der drohenden Gefahr bewusst und passten teil-

weise den Inhalt ihrer Briefe an diesen Umstand an – die äußere Zensur brachte quasi eine Art innerer Zensur, eine Selbstbeschränkung der Soldaten hervor. Dass dennoch aller Zensur und Einschüchterung zum Trotz kritisch von der Front in die Heimat berichtet wurde, zeigt auch die vorliegende Quellenedition.

Ausbleibende Nachrichten von daheim wirkten belastend: „Wie stand es zu Haus? Waren sie alle gesund?“ (84) Was hatte es zu bedeuten, wenn die Freundin längere Zeit nichts hatte von sich hören lassen? War sie noch immer treu geblieben oder hatte sie womöglich bereits einen „anderen“? Selbst offizielle Maßnahmen wie Postsperren waren in dieser Situation nicht unbedingt geeignet, die quälende Ungewissheit der Soldaten zu lindern. Die Beförderung von Briefen war zwar unterbrochen. Hatte die Liebste aber überhaupt den Versuch unternommen zu schreiben? Groß war die Freude, wenn Postsperren aufgehoben oder Probleme der Beförderung beseitigt wurden und der Briefverkehr wieder funktionierte: „Morgen gibt’s Post“, das war die frohe Kunde. Sie haben Wort gehalten: Am [30.] September [1914] war der Anschluß an die Heimat wieder vollzogen. Mit welchem Gefühl ein jeder seine Post bekam und las, das beschreiben kann nur der, der’s erlebte.“ (84)

Die Ordnung und Vertrautheit heimatlicher Verhältnisse vermittelten zunehmend Orientierung, obgleich zu Beginn des Krieges viele Soldaten (oftmals Freiwillige) in ihrem Drang nach Abenteuer und Heldentum den Waffengang als willkommene Möglichkeit begrüßten, der heimatlichen Enge zu entfliehen, wie der kleine Postbeamte, der sechs Tage in der Woche nur Briefe sortierte.⁶⁷ Eines wurde jedoch im Verlaufe des Krieges für viele Soldaten immer deutlicher: Nach all den Erfahrungen, mit denen nicht zuletzt eine Generation konfrontiert wurde, die direkt von der Schulbank in den Krieg gezogen war, und nach dem Überstehen von Extremsituationen durch Fähigkeiten und Fertigkeiten, die man sich zumeist nicht im zivilen Leben erworben hatte, konnte es ein Zurück in die Welt vor 1914, in die konfliktträchtige Wilhelminische Gesellschaft nicht mehr geben. – Der Krieg

als „ungeheurer Erzieher“, Jung und Alt einend „durch das Band der Kameradschaft“. „Das muss doch einmal Früchte tragen in einem neuen Deutschland! [...] Es wird [...] in jeder Beziehung [nach dem Friedensschluss] ein andres Leben werden in der neu gewonnenen Heimat.“ (81)

An der Front wurden die eigenen Kameraden bzw. einige besonders vertraute Kameraden im unmittelbaren, engeren Umfeld zu einer neuen Familie und nicht selten zu einer Art „Lebensversicherung“. Tag und Nacht war man beisammen, ob in Ruhepausen oder im Gefecht, etwa beim „Beschaffen“ von Essen, ja selbst, keinen Intimbereich aussparend, beim Gang zur Latrine, wenn dies überhaupt möglich war. Die Gemeinschaft der Frontkämpfer, im und nach dem Kriege verklärt und stilisiert, schweißte zusammen, und mancher Soldat hatte Probleme, sich während eines Urlaubs in seiner Heimat zurechtzufinden. Was verstanden die Daheimgebliebenen mit ihren patriotischen Reden schon von der Welt da draußen auf den Schlachtfeldern?⁶⁸ Die Rückkehr an die Front, zumal dann, wenn es keine Freundin oder Ehefrau gab, konnte unter diesen Umständen sogar als eine Art Erlösung empfunden werden. „Ich finde mich hier [daheim] nicht mehr zurecht, es ist eine fremde Welt.“⁶⁹

Andererseits spielte die Sehnsucht nach einem baldigen Wiedersehen insbesondere von Freundin oder Ehefrau und der eigenen Kinder die zentrale Rolle im Leben der meisten Soldaten. Dem nächsten Urlaub wurde „entgegengefiebert“, eine Urlaubssperre als persönliche Katastrophe gewertet. Gesucht wurde stets nach Möglichkeiten, Urlaub zu bekommen, etwa durch die Einzahlung von „Gold auf dem Feldwebelbüro seiner Kompanie“ und die Umrechnung des Wertes in Urlaubstage. „[...] denn dann wäre es mir möglich, noch einige Tage mit den Meinen vor dem Ausrücken ins Feld zusammen zu sein, denn ohne Gold gibt's keinen Urlaub mehr.“⁷⁰ Angehende Akademiker baten um Prüfungsurlaub, um ihre Examina endlich abschließen zu dürfen, da sie einst bei ihrer Meldung bzw. Abordnung zur Front mitten in ihren Abschlussprüfungen oder kurz davor gestanden hatten. Sie

wandten sich an ihre Professoren zwecks Ausstellung eines Dringlichkeits- und Beglaubigungsscheins zur ersehnten Bewilligung von Prüfungsurlaub. (152) Seine bevorstehende Hochzeit schien dem Soldaten Fritz Schneider kein ausreichender Grund für einen Urlaub zu sein, denn dieser sei „schwer erhältlich“. Zusätzlich brachte er wichtige Geschäfte (Gespräch mit dem betreffenden Verleger) vor, um die Drucklegung seiner wissenschaftlichen Arbeit auf den Weg zu bringen. (151)

Die Versicherung der Verbindung zwischen Heimat und Front fiel sehr unterschiedlich aus. Sie war zum Teil abhängig von der sozialen Stellung, insbesondere aber von der Persönlichkeit, dem „Gemüt“ der beteiligten Personen, den gemachten Erfahrungen. Im Vordergrund stand die Übermittlung eines Lebenszeichens. Bereits ein schlichtes Telegramm („Mir geht es gut!“) erfüllte diesen Zweck, und selbst langatmige Ausführungen eines Briefes dienten häufig der Unterstreichung dieser zentralen Botschaft. Zahlreiche Schreiben enthalten hauptsächlich scheinbare Belanglosigkeiten aus dem Alltag der Familie, die jedoch für die Briefschreiber selbst umso wichtiger waren, konnten doch die Soldaten auf diese Weise innigen Anteil daran nehmen, was bis dahin den Mittelpunkt ihres zivilen Lebens bestimmt hatte: die Geschehnisse in ihrer Familie: Das jüngste Kind bekommt die ersten Zähnen oder macht die ersten Gehversuche, und der Familienvater gibt aus dem Feld heraus seiner Frau Anweisungen in Haushalts- und Erziehungsfragen des Nachwuchses. Berichte vom Alltag an der Front sind rar oder werden schöngeschrieben, um die Angehörigen nicht zu verunsichern. Der Ausritt im Morgengrauen war schön; es sei zwar zuletzt auch Gas zum Einsatz gekommen, dieses habe den Gegner aber lediglich⁷¹ „dösig“ oder „betäubt“. Andere Briefeschreiber berichten dagegen sehr ausführlich vom Kampfgeschehen und den Widrigkeiten in Schützengraben und Etappe.

1.2.7 Die unterschiedliche Verarbeitung der Kriegswirklichkeit durch die Soldaten

Die Brieffschreiber, die ausführlich über ihre Erlebnisse in Kampfschehen und Ruhepausen berichten, verfolgen sehr unterschiedliche Intentionen: Das Spektrum reicht von einer eher nüchternen Beschreibung über eine emotionale Schildung bis hin zu einer starken Überzeichnung die Kriegswirklichkeit. Zahlreiche Briefe wurden – jedenfalls noch zu Beginn des Krieges – in dem Bewusstsein verfasst, über die persönlichen Erlebnisse einer „großen Zeit“ für nachfolgende Generationen zu berichten. Und Veröffentlichungen in Zeitungen oder Quelleneditionen sollten ein breites Publikum an den „Heldentaten unserer Frontkämpfer“ teilnehmen lassen. Für diesen Zweck musste der Schreiber „formgerechte, stilgerechte Briefe zusammenbauen,“ schrieb Kurt Wilhelm, der sich zugleich darüber beklagte, dass seine Briefe ohne seine Einwilligung an die Zeitung geschickt worden seien. (87)

Ein anderer Soldat berichtete einer Frau gegenüber von seinen Erlebnissen: den überstandenen Strapazen der langen Märsche auf grundlosen Wegen (38), seinen Einsatz in Kampfhandlungen: „Wir alle sahen dem Tode ins Gesicht. [...] wenn so ein Ding [eine Granate oder ein Schrapnell] traf, dann gab's eben nur Gehacktes.“ (12) Übertreibungen und Verzeichnungen, teilweise durchwoben mit scheinbar humoresken Einlagen, die auf den heutigen Leser abstoßend und widerlich wirken, insbesondere im Hinblick auf die polnische Zivilbevölkerung, der kulturelle Errungenschaften gänzlich abgesprochen werden (120, vgl. auch 12, 38), dienen neben dem Versuch, beim weiblichen Geschlecht Eindruck zu erwecken, der Verarbeitung der persönlichen Kriegserfahrungen. Hinter Humor und Zeugnissen von Lebenslust konnten sich also tatsächlich negative, persönliche Erfahrungen verbergen.⁷² Zahlreiche Brieffschreiber zeichnen das Bild von der Überlegenheit deutscher Kriegskunst (Hindenburg) und des deutschen Soldaten. Sie gehören einer unbezwingbaren Armee an, die sich zwar einer Übermacht von Fein-

den erwehren muss, letztlich aber siegreich sein wird. Vermittelt wird das Bild des harten Kriegers, des „ganzen Kerls“ und „gestandenen Mannsbildes“, dem alle Widrigkeiten dieser Welt nichts anhaben können und für den der Krieg ein Abenteuer ist. Die militärischen Fähigkeiten des Gegners werden dabei kleingeschrieben. Dieses Bild scheint für die betreffenden Soldaten nach dem Sieg über Russland (Brest-Litowsk 159, 162, 164) noch einmal eine Bestätigung zu finden, insgesamt geriet es jedoch mit der Kriegswirklichkeit immer stärker in Konflikt. Für die meisten Soldaten geht es sehr schnell nicht mehr darum, den „Helden zu spielen“, sondern das eigene Leben zu retten.

1.2.8 Sinngebungsmuster und Verurteilung des Krieges

Der persönliche Umgang des Soldaten mit dem Krieg, die mentalen Verarbeitungsmuster von Stumpfsinn, Langeweile, Schikanen, Strapazen und grausamen Erfahrungen waren so vielfältig wie die Strategien und Überzeugungen, dem Ganzen einen Sinn zu geben: Warum musste man dies alles durchmachen?⁷³ Der Krieg sollte aus Sicht vieler Kriegsteilnehmer geführt werden zur Ehre und zum Ruhm von Volk und Vaterland. Der Verlust des Sohnes möge zwar für die Eltern hart sein, gleiches gelte generell für den gewaltsamen Tod eines nahestehenden Verwandten. Dennoch gebe es, so der Schriftsteller Walter Flex, einen Trost: „[...] ein großes dankbares, durch Blut erkaufte und gerettetes Land und Volk wird auch sein Denkmal sein.“ (172) „Und fällt der Einzelne“, schrieb Ewald Heß, „was schadet es? Das Vaterland kann jedes Opfer verlangen, wenn nur die Opfer nicht vergeblich waren!“⁷⁴ Das Deutsche Reich müsse in die Lage versetzt werden, seine Stellung in Europa für die Zukunft zu sichern und auszubauen. Es dürfe nicht „im europäischen Konzert die zweite Geige [...] spielen.“ (183) Diesbezügliche Kriegszielforderungen wurden auch in Soldatenkreisen eifrig diskutiert. (186) Besonders akademisch gebildete Soldaten, insbesondere Ge-

schichtsstudenten und Historiker, wurden von Stolz erfüllt, an diesem Weltenringen teilzunehmen: „Wie wird sich die Welt nach diesem größten Kriege der Weltgeschichte gestalten?“, schrieb Hans Meyer Ende Mai 1915 an den Geschichtsprofessor Alexander Cartellieri. „Ich denk’ es mir herrlich, wenn wir Historiker diese Zeit überleben und dann nach dem Krieg mit den neuen Anschauungen und Erfahrungen wieder an unsere Arbeit gehen.“ (177) Und Walter Krüger vertrat Ende September 1917 gegenüber Cartellieri die Auffassung: „Sollten wir wirklich eine Zeit erleben, die unser liebes Vaterland so stark und mächtig sieht, wie wohl vielleicht nur in jener Glanzperiode der Staufen? Wir wollen es hoffen. [...] so Gott will, muß ja die Weltgeschichte ihren vorgeschriebenen gerechten Weg gehen. Wie wir dastehen und nach dem, was wir geleistet haben und auch in Zukunft leisten werden, müssen wir die Stelle in der Welt einnehmen, die uns zusteht, aber so haßerfüllt streitig gemacht wird.“⁷⁵ „Die Natur hat noch nie das Zukunftsträchtige zugunsten des Verfallenen und Verfaulten verschleudert, sie wird uns nicht unter die plumpen Füße von Dekadenten und Halbbarbaren drücken. Dieser Weltkrieg ist die würdigste Jahrhundertfeier Bismarcks und der Burschenschaft“, schrieb Walter Flex bei Kriegsausbruch an seine Eltern. (171) Nach Auffassung des Mediziners Franz Kiderlen werde der Krieg geführt „zur Rettung des Vaterlandes, zur Erhaltung deutschen Wesens, ja wir dürfen wohl sagen, aller der Kulturwerte, die den denkenden auf das Wohl des ganzen sinnenden Menschen vom räuberischen Tier unterscheiden.“ Die Vertrautheit mit dem Tod aufgrund des Verlustes geliebter Personen und der stets präsenten eigenen Gefahr führe zu der Erkenntnis, „dass der Tod nicht Vernichtung bedeutet, sondern nur Aenderung der Form des Lebens. Wir sehen die Weltgeschichte von einer höheren Warte, das Werden und Vergehen der Völker, freuen uns über die Tüchtigkeit, mit der unser Volk diese furchtbare Prüfung besteht und gewinnen die feste Überzeugung, dass ein solches Volk mit solcher Lebenskraft noch eine reiche Zukunft vor sich haben muss.“ (182) Der Waffengang wurde auch als eine Art ur-

wüchsiger Kraft, ein gerechtes Kräfteressen zur Durchsetzung der Interessen des Deutschen Reiches empfunden – ganz im Gegensatz zur Politik, die nicht schon wieder das verderben dürfe, was „unser Schwert“ gutgemacht.“ (173)

Die Auffassung, an einem Überlebenskampf für die „große gerechte Sache“ teilzunehmen (172), an etwas „einzigartig Großem“ mitzuwirken, das dem eigenen Tun „einen weihewollen Glanz“ verleihen werde (176), die persönliche Siegesgewissheit, patriotische Überzeugungen ließen viele Soldaten Strapazen und Entbehrungen ebenso überstehen wie die Angst, ihre Heimat könne bei ihrem Zurückweichen vor dem Gegner ein ähnliches Schicksal erleiden wie die verwüsteten Landstriche, die sie besetzt hielten.⁷⁶ (vgl. auch 193)

Nach Auffassung anderer Kriegsteilnehmer handle das deutsche Volk aus Notwehr. Eine „ritterliche Kampfweise“, die eigentlich eher dem deutschen Wesen entsprechen würde, sei unter diesen Umständen völlig fehl am Platze. Der Gegner versuche mit grausamen Kriegsmethoden (z.B. durch den Einsatz von Gas) und durch die Aufbietung von angeblich unzivilisierten Kolonialverbänden Oberhand zu gewinnen. Das deutsche Heer müsse konsequent zurückschlagen und dürfe keine „Schlappheit“ an den Tag legen, denn: „[...] wenn wir jetzt nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, ist das nicht mehr ritterlich, sondern dumm.“ Erst „wenn es dem Feind schlecht geht“, würden die deutschen Truppen „geschont“. (174) „Edel ist eine solche Kriegsführung ja gerade nicht, aber in der Notwehr muß einem doch jedes Mittel recht sein. Es ist Zeit, daß wir uns gegenüber solchen Feinden von jeder Sentimentalität frei machen.“ (175) Ein friedliches Zusammenleben der Völker untereinander sei eine Utopie, vielmehr handle es sich um einen „stete[n] erbitterte[n] Kampf“. (179) Der Sieg müsse ein vollständiger sein, es gehe darum, „jetzt ganze Arbeit“ zu leisten, denn: „[...] noch einmal so einen Krieg führen, das wollen wir doch in den nächsten 50 Jahren lieber nicht.“ (192) Ein übereilter „Frieden auf ungünstiger Grundlage“ würde einen „Krieg ohne Ende“ bedeu-

ten und den bisher erbrachten Opfern und erlittenen Verlusten Hohn sprechen. (193) Der Sieg müsse so glänzend und unumschränkt sein, dass er „unser herrliches Deutschland auf Jahrhunderte hinaus vor räuberischen Gelüsten frecher Gauner schützt.“ (180) Die bedingungslose Kriegsführung bezog sich ausdrücklich auch auf die gegnerische Zivilbevölkerung. Für die deutsche Besatzungsmacht in Belgien sei es beispielsweise im Hinblick auf die Lebensmittelversorgung besser, die „arbeits-scheue“ Bevölkerung nach Frankreich auszuweisen. „Alles ist doch recht, was den Sieg und damit Frieden näher bringt.“ (184) Dazu kamen Durchhalteparolen, die jeglichen Bezug zur Realität verloren hatten. Sollen die USA doch in den Krieg gegen Deutschland eintreten – „[...] getrost sehen wir [dennoch] in die Zukunft, Deutschland kann, wenn es einig ist, nie und nimmer in Scherben geschlagen werden. Die Dresche wird gehauen, und dann ist es um unsere Feinde geschehen, sie wollten es nicht anders, der Löwe ist gereizt!“⁷⁷ Kritischere Stimmen mahnten dagegen, sollte auch der Unterseeboot-Krieg gegen England ohne Erfolg bleiben, dann müsse Deutschland, auch „innere[r] Schäden“ wegen, doch auf ein baldiges Ende der gesamten Kriegshandlungen bedacht sein. (185)

Ob der Verlauf des Krieges nun eher zuversichtlich oder mit Skepsis betrachtet wurde, die meisten Soldaten, die in dem vorliegenden Band zu Wort kommen, begründeten die Nowendigkeit ihrer Teilnahme mit der Erfüllung ihrer Pflicht und ihrer Treue gegenüber Volk und Vaterland: „Wir sind hierher gestellt, um unsere Pflicht zu tun. Dies Gefühl hat auch den Schwerfälligen ebenso gut wie den Leichtsinnigsten durchdrungen.“ (181) Von diesem Pflichtgefühl waren selbst Soldaten erfüllt, die den Krieg als „gegenseitiges Hinmorden“ betrachteten. (180) Für Kriegsteilnehmer aus unteren sozialen Schichten hatten Begriffe wie „Ehre“ und „Pflichtgefühl“ im Allgemeinen wohl nicht diesen Stellenwert; der Krieg stieß hier auf größte Ablehnung (vgl. die Briefe Hermann Macholetts).

Ob man selbst aus diesem Krieg einmal heil wieder in die Hei-

mat zurückkehren werde, war eine ganz andere Frage. Darüber entschied nach Ansicht vieler Soldaten das Schicksal, das nicht beeinflusst werden könne: „Ruhig und kalt erwarte ich mein Schicksal, das mich ja über kurz und lang ereilt.“ (173) Oder Gott selbst: Der christliche Glaube verheißt immerhin das ewige Leben, was für so manchen Frontkämpfer Trost bedeutet haben mag: „Wenn das Sterben Unzähliger uns niederdrückt, kann nur der Gedanke des ewigen Lebens aufrichten; Trost gibt nur der Christenglaube, denn er zeigt uns hinter den Nachtbildern des Todes den Morgenglanz der Ewigkeit, über den toten Kämpfern auf den Schlachtfeldern die Siegespalme ewigen Friedens. [...] Die aber in Gott sterben, sie haben Ruhe und sind nach Kampf und Streit zum ewigen Gottesfrieden gelangt.“ (178) Ausserdem konnte der christlich gebundene Soldat womöglich hoffen, seinen Gott durch das eigene Gebet und die Fürbitten seiner Angehörigen gnädig zu stimmen. („Bete Du recht fleißig und innig für Dein Kind.“ – 188) Gerade zu Beginn des Krieges war eine stark wachsende Zahl von Zivilisten und Soldaten von religiösen Gefühlen erfüllt. Die Kirchen beider Konfessionen sahen zufrieden volle Gotteshäuser und feierten die Überwindung der Gottlosigkeit der modernen Industriegesellschaft. Das alles sollte sich jedoch im Verlaufe des Krieges wieder ändern. Tiefe Unsicherheit und Enttäuschung führte zur Abkehr von Gott und Kirche. Wie konnte der Allmächtige die Schrecken und Gräuel des Krieges zulassen?⁷⁸ Verbreitet waren auch verschiedene Formen des Aberglaubens, etwa der Glaube an die Wirkung von „Schutzsalben“, „Schutzhemden“ und „Kettenbriefen“.⁷⁹ Einige Soldaten, oftmals neu an die Front gekommen, zeigten einen unbeugsamen (Über-)Lebenswillen und Zweckoptimismus. Ihre Zeit sei noch nicht abgelaufen, für den Tod fühlten sie sich noch zu jung.⁸⁰

1.2.9 Der Wunsch nach einem Ende des Krieges

Nach den Tagen höchster emotionaler Anspannung in Folge des österreichischen Ultimatums an Serbien Ende Juli 1914 – der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand war wenige Wochen zuvor mit seiner Gemahlin in der serbischen Hauptstadt Sarajewo von Terroristen ermordet worden – und dem Aufzug dunkler Wolken drohender Kriegsgefahr⁸¹ wirkte der tatsächliche Kriegsausbruch Anfang August zwar für viele Zeitgenossen wie eine Erlösung, eine Befreiung aus einer zermürenden Ungewissheit. Das Ende des nervenaufreibenden Wartens in diesem Schwebezustand wurde vor allem von jungen, akademisch gebildeten Männern und zumeist in größeren Städten frenetisch bejubelt. Und Begeisterung kam selbst aus den Kreisen, die die weitere Entwicklung mit Skepsis und Furcht betrachteten. Es mag paradox anmuten: Man hat Angst vor einem Ereignis und fühlt sich befreit, wenn dieses Ereignis dann eintritt.⁸² Weite Bevölkerungskreise waren dagegen niedergeschlagen und von einem „großen Ernst“ erfüllt. Der Ehemann musste Frau und Kinder verlassen, die in eine ungewisse Zukunft blickten. Wie sollte der finanzielle Verlust ausgeglichen werden, nachdem die Einnahmen aus der Arbeitsstelle des Mannes nicht mehr zum Lebensunterhalt der Familie würden beitragen können. Das Bild einer uneingeschränkten Kriegsbegeisterung in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 ist von der Forschung bereits vor einigen Jahren revidiert worden.⁸³ Es gab auch Stimmen, die diesen Krieg von Anfang an sehr scharf verurteilten. (4) Die SPD schwenkte zwar nach den großen Antikriegsdemonstrationen der Arbeiterschaft Ende Juli 1914 auf den Kurs des „Burgfriedens“ ein und unterstützte den Krieg, wurde dabei jedoch zunehmend von inneren Spannungen erschüttert und zerrissen.⁸⁴ Viele Feldpostbriefe gerade aus der Anfangsphase des Krieges dienten eher propagandistischen Zwecken und wurden in Zeitungen und Quellenpublikationen gedruckt quasi als „Erbauungsliteratur“ für die Daheimgebliebenen. Auch gab es Solda-

ten, die bis zum Ende des Krieges fest und unbeirrt an ihren Auftrag glaubten oder in dem Krieg sogar die willkommene Möglichkeit sahen, fernab von den Zwängen und „Fesseln“ der Zivilisation niedere Instinkte auszuleben. Doch selbst bei vielen derjenigen Soldaten, die den Kriegsausbruch gefeiert hatten, trat nach der ersten Konfrontation mit den Gräueln der Kriegswirklichkeit immer stärker der Wunsch in den Vordergrund, endlich Schluss zu machen.⁸⁵ Der Soldat müsste zwar bis zum Sieg des Vaterlandes kämpfen und stets seine Pflicht erfüllen, aber der zermürbende Grabenkrieg an der Westfront oder der Krieg unter extremen Witterungsbedingungen im Osten – einige Soldaten dachten bereits an einen zweiten Dreissigjährigen Krieg⁸⁶ – ließen sich doch sicherlich abkürzen – durch die große Entscheidungsschlacht, die die Kräfteverhältnisse ein für allemal klären würde, natürlich im Sinne Deutschlands. Die Sehnsucht nach dem Ende des Krieges entsprach einem allgemeinen Verlangen, das schon früh unter den Soldaten um sich gegriffen hatte und mit dem Fortschreiten des Krieges immer stärker wurde. Über die Kriegsjahre verteilt finden sich immer wieder Äußerungen, die dies unterstreichen: Man hoffe, „dass der entsetzliche Krieg bald zu Ende ist“ (6, vgl. auch 145, 180); „Wann wird das Morden ein Ende nehmen?“ (11, vgl. auch 132); „Unsere einzige Hoffnung ist [...] ein recht baldiges Ende dieses entsetzlichen Ringens.“⁸⁷ (vgl. auch 25); „In der Hoffnung, dass die Massenmörderei ein baldiges Ende nimmt [...]“. (66); „Wann wird endlich der ersehnte Frieden kommen?“⁸⁸ (vgl. auch 195) Und Ludwig Sckell, dessen Kameraden auf den Schlachtfeldern der Somme verbluteten, schrieb seiner Mutter voller Entrüstung in Anspielung auf den Rücktritt von Gottlieb von Jagow, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der offiziell aus „Gesundheitsgründen“ erfolgt war: „Sollte mal der Krieg aus Gesundheitsrücksichten soundso vieler Hunderttausend Menschen an der Front beendet werden, dies wäre ganz entschieden anzuraten. Diese Herren, da sie nicht mehr können, sitzen gut im Trockenen!!“ (190)

Mit zunehmender Dauer des Krieges stieg auch die Zahl der Verweigerungshaltungen von Soldaten. Dabei handelte es sich – als aktive Handlung – etwa um die Missachtung von Befehlen, die Solidarisierung mit Streikenden oder das Überlaufen zum Gegner, passiv um das Sich-Ergeben, ohne Widerstand zu leisten.⁸⁹ Bis zu einer Million deutsche Soldaten sollen sich in den letzten Monaten und Wochen vor dem Ende des Krieges dem Kriegsdienst entzogen haben.⁹⁰ Auch Siegfried Müller stellte eine verbreitete Kriegsmüdigkeit fest. „Fast jeder Soldat“, zumal wenn er an einer Verwundung leide, sei aufgrund seiner Lage zu der Erkenntnis gelangt, „Deutschland müsse Schluss machen“. Das Argument, es komme jetzt darauf an, weiterzukämpfen, um einen „annehmbare[n] Frieden“ zu erreichen, dringe nicht durch. „[...] darüber ist schlecht mit einfachen Soldaten zu reden.“ Noch nicht auf die Linie eines „Scheidemann-Friedens“ seien die Vertreter mit Bildung und Besitz eingeschwenkt. (197)

Ende Oktober 1918 gelangte Willy Pfister zu einer sehr negativen Einschätzung der Stimmung und Moral der deutschen Soldaten. Die „Stimmung und Gesinnung“ sei dermaßen schlecht, „dass man es gar nicht so ohne weiteres wiedergeben kann.“ Das gelte ganz besonders für die jungen Soldaten, denen – da ihre Väter bereits zum Kriegsdienst eingezogen worden waren – jahrelang „jede väterliche Zucht und Ordnung“ gefehlt habe. „[...] die sind so frech und verlottert, daß man meiner Ansicht nach mit ihnen keine Lorbeeren mehr gewinnen kann. Diesen Leuten fehlt die scharfe aber gute Ausbildung von [sic!] Friedenszeiten, und aus dieser Sorte Soldaten sind keine Helden mehr zu machen.“ (166)

Hermann Macholett musste nicht erst eine kritische Haltung zum Krieg entwickeln. Mit dem Auszug ins Feld fragte er sich, was er eigentlich in einem fremden, besetzten Land „verloren“ habe, zumal ihn seine Familie dringender brauche, und spielte mit dem Gedanken an eine Desertion. Seiner Frau Rosa schrieb er im September 1916: „Daß ich hier bin, ist uns direkt zum

Schaden. Das wiegen keine hoch klingenden Phrasen von Vaterlandsliebe und Kämpfen um Existenz, Heimat und Familie auf. Meine Familie kann sich nur geborgen fühlen, wenn ich bei ihr bin und für sie Sorge als Arbeiter [...]“. Er sei diesen „Schwindel“ gründlich leid und denke darüber nach, „ob ich den ganzen Bettel nicht bald in eine Ecke werfe“. (170)

Um die Kampfmotivation der Soldaten zu steigern, wurden sie – insbesondere im Hinblick auf das Eisernes Kreuz zweiter Klasse – mit einer Flut von Auszeichnungen überschüttet. Für viele Kriegsteilnehmer waren solche Ehrungen von großer Bedeutung: „Ich bin sehr stolz auf mein Eisernes Kreuz.“ (202) Die Ehrung bezeuge künftigen Generationen die Tapferkeit des Ausgezeichneten. „Das ist eine Erinnerung!“⁹¹ „Ihr seht, dass ich kein Schlappschwanz bin.“⁹² Großer Unmut regte sich, wenn Auszeichnungen an Soldaten verliehen wurden, die niemals aktiv in den vordersten Linien gekämpft hatten und stattdessen ihre Kameraden, die unter Todesverachtung in feindlichem Feuer zum Einsatz kamen, leer ausgingen. (200, 201) Die inflationäre Verleihungspraxis führte zur Entwertung der Auszeichnung. Die Einstellung zum Auszeichnungswesen insgesamt wurde zunehmend kritischer. Warum sollte man sein Leben für ein Stück Metall einsetzen? Ludwig Sckell etwa schrieb im Juni 1916: „Mir ist meine Gesundheit auch lieber als alle milit[ärischen] Auszeichnungen, die ja gewissermaßen ein Lockmittel sind, nur um die Leute anzuspornen. Nie würde ich mir deshalb etwas Besonderes auszuführen wagen.“ (203)

1.2.10 Enttäuschungen über die Heimatfront – Schuldzuweisungen

Wenige Tage nach dem Waffenstillstand vom 11. November 1918 sah Siegfried Müller in dem Ende des Krieges „ein dringendes Gebot“. „Weiter zu kämpfen wäre, soviel ich sehen konnte, Wahnsinn gewesen. Die feindliche Übermacht war rie-

sengroß, die äußeren und inneren Kräfte unserer Truppen stetig im Sinken, der Zusammenbruch der Front nur noch eine Frage der Zeit. So oder so: An der Front mußte es zum Schluß kommen.“ Die Tatsache, dass das Wilhelmische Reich so schnell kollabierte, war für Müller ein Indiz für dessen Überlebtheit und Morschheit. Eine krankhafte Selbstbezogenheit habe von den Machthabern Besitz ergriffen, die ihrerseits von ihrem Volk „fast göttliche Verehrung“ eingefordert hätten. Es sei nur eine Frage der Zeit gewesen, wann „der überspannte Bogen brechen würde.“ (209)

Und Friedrich Jenkel beklagte Anfang November 1918 die Zerrissenheit, den „Kastengeist“ der Wilhelmischen Gesellschaft, die scharfen Trennungslinien zwischen den sozialen Schichten. Die leitenden politischen Stellen hätten keine Kenntnis von der tatsächlichen Stimmung des Volkes. Nun sei der Zusammenbruch des Obrigkeitsstaates besiegelt: „Unser politisches Leben war zu sehr mit dem Autoritätsglauben verwachsen. Jetzt, wo alle Autorität rasend schnell untergraben wird, fehlen die richtungsgebenden Kräfte.“ (168) Stattdessen sah man Massenstreiks sowie Arbeiter- und Soldatenräte. (168, 169, 209) Die Konservativen hätten die breite Masse des Volkes stärker an der Macht beteiligen müssen, insbesondere durch die frühzeitige Abschaffung des Dreiklassenwahlrecht in Preußen.⁹³ (170) Stattdessen herrsche nun auf breiter Front der Parlamentarismus, und auch der Sturz der Hohenzollerndynastie – die dann wenige Tage nach dem Brief Müllers, am 9. November, tatsächlich erfolgte – rücke in den Bereich des Möglichen. (170)

Der wahre „Schuldige“ war allerdings schnell ausgemacht: die Bevölkerung bzw. die Heimatfront. Sie habe es an dem festen Willen fehlen lassen, der den Soldaten in den vordersten Linien eigen gewesen sei. „Unser Volk ist zu weich“, die Heimat zeige eine „verbrecherische Gleichgültigkeit“ urteilte Friedrich Jenkel Mitte Oktober 1918. Die Bevölkerung müsse wohl erst – so seine Hoffnung – durch den „Übermut der Feinde“ und die klare Erkenntnis über die drohende Todesgefahr aus dieser Lethargie

gerissen werden. Alles komme auf die Einstellung an der Heimatfront an. Ändere sich diese nicht, dann breche die Front zusammen, die zur Zeit noch halte. (167) Ja, schlimmer noch: Die heimische Bevölkerung habe es nicht nur an Unterstützung für die unbesiegte, kämpfende Truppe fehlen lassen, vielmehr falle die Heimat den Soldaten durch die Umtriebe etwa von linken Sozialdemokraten oder Spartakus-Anhängern in den Rücken. Aber selbst Persönlichkeiten wie der Berliner Historiker Hans Delbrück (1848–1929) mit seinen Bemühungen um einen Verhandlungsfrieden hätten, so Hans Müller, durch ihre Ansichten „die Kraft weiter und weitester Kreise im Innern gebrochen und unser[e]n Gegner[n] das Rückgrat gestärkt.“ Der letzte Glaube an den Sieg sei dadurch ausgelöscht worden. – „Jedenfalls haben bei uns im Innern die Defaitisten gesiegt.“ (170) Das Bild von der hinterrücks erdolchten Truppe, die sogenannte Dolchstoßlegende, sollte das innenpolitische Klima in der Weimarer Republik stark belasten. Müller gab bereits die Richtung vor: Der Friedensschluss sei Sache der neuen Regierung, die für diesen Frieden, der „schlechter sein wird, als er sein müßte“, die Verantwortung zu tragen habe. (170)

Am Ende des Krieges standen Trauer über die riesigen Verluste, Ernüchterung, Niedergeschlagenheit, Orientierungslosigkeit, Tod und Anarchie, andererseits aber auch Lebensgier, Genusssucht, Dekadenz und eine „Ziellostigkeit, auch Zügellosigkeit, besonders bei der Jugend“ (213): „Einmal noch leben,“ schrieb Fritz von Lindenau, „eh’ es vorbei.“ (211)

2. Stimmungen und Einschätzungen von Soldaten, Zivilisten und Auslandsdeutschen in der Anfangsphase des Krieges

1. Brief von Hans Bucky an seine Eltern in Altenburg zu Beginn des Krieges (Datum unbekannt)⁹⁴

Meine Eltern!

Ich schreibe Euch, weil ich Euch Muse [sic!] zum Überlegen geben will, bevor Ihr Euer Urteil fällt, nicht deshalb, weil ich einen Wortstreit mit Euch befürchte. – Ich schreibe auch nicht den Einfall eines Augenblicks nieder, sondern das Resultat reiflicher Überlegung. Ich habe immer wieder das „Für und Wider“ erwogen und bin stets zu demselben Entschluss gelangt. [...]

Eines möchte ich noch betonen, bevor ich zu der Sache selbst komme: Ich werde mich ohne jede Widerrede Eurem Entschluss fügen, denn die Erfahrungen haben es gelehrt, daß Eltern immer recht haben.

Doch nun zum eigentlichen Grund meines Schreibens: Ich möchte mit hinaus ins Feld [...] Sämtliche meiner Kollegen, sei es von der Schule, sei es vom Geschäft, lassen alles stehen und liegen und folgen dem Rufe unseres Kaisers. Wollt Ihr, daß Euer Sohn eine Ausnahme macht? Die Eltern und Geschwister weinen, aber sie sind stolz auf ihren Sohn, auf ihren Bruder.

Männer von 25 bis 40 Jahren haben schon jetzt zu den Waffen greifen müssen, obgleich sie Frau und Kinder verlassen und außerdem noch die Ungewißheit haben, ob ihre Lieben nicht Hungers sterben müssen. – Und ich, der ich keine derartige Verpflichtung habe, ich soll hier hinterm Ladentisch stehen und warten, bis eine Kundschaft einmal eine Rolle Zwirn haben will und auf die unzähligen Fragen, weshalb ich denn nicht mitgegangen bin, antworten: Ich fühle zwar die Kraft in mir, meine Angehörigen und mein Vaterland zu schützen und zu verteidigen, aber ich ziehe vor, hier im Geschäft zu stehen, weil dies be-

deutend ungefährlicher ist. [S. 1] Nein, das verlangt Ihr nicht, l[ie]b[e] Eltern, denn Ihr würdet Euch mit mir schämen.

Und jetzt der springende Punkt: Da sich viele Hundert Freiwillige gemeldet haben, so haben die Uniformen für dieselben leider nicht ausgereicht, und ein Oberleutnant, dem es nicht vergönnt ist, mit hinauszuziehen, erlässt folgenden Aufruf: Freiwillige werden zu Unteroffizieren ausgebildet. Die Ausbildung erfordert drei Monate. Bedingungen: 1.) Einjährigen-Zeugnis; 2.) 300 Mark dem Staate zur Verfügung; 3.) eigene Uniform, Unterwäsche und Socken etc. anschaffen. (Beginn: Dienstag, d[en] 11. VIII., 14. Kaserne 3 (für Minderjährige ist schrift[liche] elter[liche] Erlaubnis erforderlich).

Nehme ich dies an, so bin ich in drei Monaten Unteroffizier und gehe als solcher – vorausgesetzt, daß bis dahin noch nicht Frieden ist – ins Feld. (Dies gilt gleich als Dienen!!!) Andernfalls wird man mich in ein bis zwei Wochen holen (bei den jüngsten wird angefangen) und dann komme ich als „Gemeiner“ in die Front. – Was ist Euch lieber? Denkt auch noch daran, daß Onkel Karl außer dem Schwiegersohn beide Söhne schickt, um unter die Fahne zu eilen. – Ich werde mir um 10 Uhr meine Antwort holen!

Euer dankbarer Sohn Hans

ThStA Altenburg, Bestand Familie von Lindenau, Nr. 439, Bd. 1, F 18, Bl. 215 (handschriftliche Abschrift von Rudolf Hoyer)

2. Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve E. Staerek in Erfurt an Prof. Cartellieri in Jena vom 4. August 1914

Erfurt, d[en] vierten Mobilmachungstag

Euer Magnifizienz! Von meiner ersten Dienstleistung, der Leitung eines Transportes, zurückgekehrt und im Begriff endgültig zur Fahne abzurücken, lese ich im hiesigen Anzeiger den Aufruf an die akademische Jugend. Ein Hochgefühl für uns, mal nicht



Stadtarchiv Rudolstadt, BCf2/75

Ausrückende Soldaten aus Rudolstadt an die Westfront am 9. August 1914

nur Geschichte zu traktieren, nein Geschichte zu machen, und
Geschichte, die die Historie noch nicht kennt.

Zum Abschied ein herzliches Glückauf!

Eurer Hochwohlgeboren dankbarer E. Staerek [...]

*ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 3, Staerek, 4.8.
1914*

3. Feldpostbrief von Rittmeister Hanns von Einsiedel an seine Schwiegereltern vom 12. August 1914

Auf der Fahrt von Gelnshausen – Frankfurt/M.; Mittwoch, den
12. August 1914 [...]

Liebe Schwiegereltern!

[...] Wir haben ein Coupé II. Klasse mit Waschraum und sind
sehr gut aufgehoben. Johann fährt nebenan mit und pflegt uns.

Essen und Trinken giebt es viel zu viel, man kann sich kaum retten. Selbst zu allen Nachtstunden waren Damen der Gesellschaft auf dem Bahnsteig und brachten gute Dinge. Unterwegs liefen viele Leute Sturm, um mitzukommen. Als Transportführer habe ich darunter [sic!] zu entscheiden. Da mein Zug mit ca. 200 Leuten und Pferden, nebst 28 Fahrzeugen schon sehr voll ist, wurde mir diese Auswahl schwer.

Im Gesindewagen habe ich auf Heu 13 Schwestern gebettet, die möglichst schnell nach dem Schlachtfeld wollen. Auch zwei Damen, die mich anflehten, dass ich sie mitnahm, da sie kranke Kinder zu Hause haben, und die Gattin eines verwundeten Hauptmanns fahren mit den Schwestern.

In meinem Coupé habe ich drei blutjunge Bürschchen mit, die von [der] Schule kommen und als Freiwillige gehen. [Bl. 1] [...] Unser Marsch durch Leipzig war ein Triumpfzug [sic!], das Publikum rührend, viel Blumen.

Herzliche Grüsse Euer treuer Schwiegersohn.

ThStA Altenburg, Familienarchiv von Einsiedel, Nr. 116 (maschinenschriftliche Abschrift)

4. Brief des Großindustriellen Walter R. Kirk aus Chicago an den Kaufmann Georg Reinicke in Erfurt vom 24. September 1914

Chicago, 24. September 1914

[...] Mein lieber Reinicke,

[...] Ihre Gefühle betreffs des Krieges haben mich absolut nicht überrascht, aber Sie müssen mir verzeihen, wenn ich mich Ihnen darin nicht anschliessen kann. Die grösste Anzahl meiner Landsleute denkt ganz anders als Sie, und ich werde mir erlauben, Ihnen meine Ansicht ganz offen heraus zu sagen, die auch für den Kaiser bestimmt ist, falls dieser Brief zufällig in seine Hände fallen sollte.

Es war schon vor 20 Jahren meine Ansicht und ist es auch jetzt noch, dass der Kaiser und seine Anhänger einen Krieg gewünscht haben, und zwar einen Krieg mit Frankreich. Bei dieser Absicht stiess er anfangs auf heftigen Widerstand seines Volkes, aber zum Unglück für Deutschland im besonderen und den Rest der Welt im allgemeinen gelang es schließlich der Kriegspartei, den Rest des Volkes mit herumzureissen, so dass Oppo-[S. 1]sition gegen den Kriegsgedanken direkt gefährlich wurde, und so kam der Krieg zum Ausbruch. Die grosse Mehrzahl der Amerikaner hält diesen Krieg für unnötig, unberechtigt und unlogisch, aber ich will mich nicht mit Einzelheiten aufhalten. Deutschland hat sich durch das Verletzen von Belgiens Neutralität und durch seine Missachtung von internationalem Gesetz, von kleineren Vergehen gar nicht zu reden, höchst unpopulär gemacht, und es ist mir unmöglich zu sehen, wie es jemals seine Rolle wird rechtfertigen können, sei es als Sieger oder als Besiegter.

Ihren Wünschen für einen Sieg der deutschen Waffen kann ich mich absolut nicht anschliessen. Meines Erachtens nach würde es garnicht gut sein, Deutschland die Stellung der ausschlaggebenden Weltmacht in Europa zu geben, die es durch einen Sieg erlangen würde, denn wenn Deutschland erst Frankreich, Russland, Holland und Dänemark genommen hat, würde es natürlich auch Italien, Grossbritannien, Canada und die Vereinigten Staaten nehmen. Mit anderen Worten, meiner Ansicht nach ist Enland die einzige richtige Macht, welche den Ausschlag geben soll, und ich halte es für besser befähigt, diese Gewalt auszuüben als irgend eine andere Macht. Ich bin überzeugt, dass Sie mir in diesem Punkte nicht rechtgeben werden, und ich erwarte es auch nicht von Ihnen, aber ich hoffe, dass Sie mir meine Offenheit nicht übelnehmen, ebenso wenig wie ich Ihre in Ihrem letzten Briefe ausgedrückten Meinungen. Ich würde gern sehen, dass Belgien als ein unabhängiges Königreich weiterbesteht. Ich halte die deutsche Civilisation nicht für besser als die belgische und glaube, dass die Deutschen weniger Kultur besitzen als die Belgier. Diese Erfahrung habe ich jeden-[S.2]falls als unpartei-

ischer Beobachter gemacht, und als Mann, der in beiden Ländern gelebt und gereist hat. [...]

Ich bin vollkommen richtig informiert betreffs des Ausbruchs des Krieges, aber offen gestanden, Sie scheinen es nicht zu sein. Deutschland ist niemals im wahren Sinne des Wortes angegriffen worden. Deutschland würde niemals angegriffen worden sein, denn niemand hätte dazu den Mut gehabt. Was Englands Beweggründe anbelangt, so möchte ich behaupten, dass der erste Selbsterhaltungstrieb ist. Zweitens, weil es die Gelegenheit sah, Deutschlands aufblühenden Handel Einhalt zu gebieten, und drittens, weil es seine Pflicht war, Belgiens Neutralitätsvertrag zu schützen, wozu es verpflichtet war. Ich zweifle keinen Augenblick, dass Deutschland Frankreich leicht hätten schlagen können und hinterher Russland, aber wie würde England dran sein, wenn sich Deutschland erst einmal in Belgien und Frankreich auf der anderen Seite des Kanals festgesetzt hätte. [...]
[S. 3]

[...] Indem ich Sie nochmals bitte, dass Sie diesen Brief hinnehmen in dem Sinne, in dem er geschrieben ist, nämlich im Interesse der Wahrheit, und in der Erwartung, weiter von Ihnen zu hören, sowie schliesslich mit der festen Hoffnung, dass die ganze verdammte Geschichte bald zu Ende sein möge, verbleibe ich mit den besten Grüßen

Ihr – gezeichnet – Walter R. Kirk.

Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Bd. 3, Bl. 21–24

**5. Feldpostbrief des Gefreiten Ernst Bischoff aus Plock
an Professor Alexander Cartellieri
in Jena vom 21. November 1914**

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

[...] Nach siebenwöchentlicher Ausbildung beim Ersatzbataillon 95 zu Gotha erhielten wir am ersten November ganz plötzlich

den Befehl zum Ausrücken. Um 11 Uhr früh kam die Aufforderung zum Ausrücken, bereits 12.27 [Uhr] fuhren wir ab. So blieb uns zur Ordnung unserer Angelegenheiten sowie zur Versorgung mit Feldutensilien keine Zeit mehr übrig. Sogar von meinen Quartierleuten konnte ich mich nicht mehr persönlich verabschieden. Unser Transport zählte 500 Mann und war nach dem Osten bestimmt. Unser Beförderungsmittel war ein belgischer Viehwagen, ausgestattet mit sehr primitiven Bänken. 40 Mann stark saßen wir da zusammengepreßt. Selbst der größte Optimist fühlte sich – der Wagen war natürlich ungeheizt – nicht recht behaglich. Solange die Fahrt durch Thüringen und [S.1] Sachsen ging, erwärmte uns die Teilnahme der Bevölkerung und der viele Kaffee und Tee. Je weiter wir aber nach Norden kamen, um so seltener wurden die Liebesgaben, um so rascher die Fahrt, kürzer der Aufenthalt, kälter die Temperatur. Wir fuhren über Weimar, Corbetha, Eilenburg, Torgau, Guben (– große Züge mit Gefangenen! –), Posen in rund 32 Stunden nach der Festung Thorn. Unterwegs wurden wir zweimal warm gespeist. In Thorn angekommen, wurden wir bei bitterster Kälte unter einem überaus zugigen Dachboden untergebracht. Zum Zudecken hatten wir nur den Mantel. Zum ersten Male lernten wir ein warmes Bett schätzen. In den Tagen bis zum 10. November erfolgte die Gruppierung und Aufstellung der in Thorn zahlreich stationierten Truppen. Galt es doch den bis beinahe vor die Tore Thorns vorgedrungenen Feind mit Kraft abzuwehren! [...]

Mit herzlichen Grüßen und in der Hoffnung, Ihnen durch diesen Bericht eine kl[eine] Freude zu bereiten.

Ihr dankbarer Schüler Ernst Bischoff [...].

ThULB Jena, Nachlass Catellieri 15/2, Mappe 5, Bischoff, Nr. 3

**6. Brief von E. C. Goetting, Suffern, N. Y., an „Max“
in Erfurt vom 8. Dezember 1914**

Suffern, den 8. Dezember 1914

Lieber Max!

[...] Sehr betrübend und aufregend ist es für uns Deutsche hier in Amerika, dass unsere Presse einen so feindlichen Standpunkt der Deutschen-Sache entgegen trägt. Aber das war wohl voraus-zusehen. Seit Jahren ist die öffentliche Meinung hier dem deut-schen Lande gegenüber durch die Presse vergiftet worden. Alle amerikanischen Zeitungen stehen unter englischem Einfluss, und wo immer man der deutschen Diplomatie oder dem Kaiser glaubte was vorwerfen zu können, da wurde es sicher an promi-nenter Steller dem Publikum vor Augen geführt. Der Amerika-ner im Allgemeinen denkt nicht, er liest viel, die Presse denkt für ihn und gar zu gern glaubt er das, wodurch der Deutsche in ein schlechtes Licht gestellt wird. Dazu gesellt sich noch der Neid auf Deutschlands Fortschritt auf allen Gebieten des Wissens und [S. 1] der Technik. Der Amerikaner kann es immer noch nicht verstehen, dass der deutsche Michel, der vor Jahren hierher kam und, unzufrieden mit den deutschen Verhältnissen, froh war, wenn er hier Arbeit finden konnte, die ihn vor Not und Elend schützte und den jeder über die Schulter ansah, jetzt auf einmal nicht mehr der gutmütige Mensch ist, der sich alles gefallen lässt, sondern als Angehöriger eines mächtigen Staatswesens, den Kopf höher trägt; der stolz ist auf sein Vaterland und sich nicht fürchtet, an der durch politische Umtriebe in vielen Teilen corrumptierten Verwaltung scharfe Kritik zu üben. Gott sei Dank, giebt es aber auch viele Ausnahmen. Der gebildete Ame-rikaner, der etwas gelernt und gesehen hat in der Welt, durch-schaut das elende Spiel der Presse, wie er auch die politischen Intrigien seines eigenen Landes verdammt. Er kennt genau die eigentlichen Ursachen des Krieges. Er weiss wohl, was Deutschland für Amerika, für die ganze Welt geleistet hat, und hofft auf den Erfolg der deutschen Waffen.

Unsere Regierung in Washington neigt sich mehr der englischen Seite zu, jedoch weniger aus Überzeugung als auch politischen oder persönlichen Gründen. Der Staatssekretär Bryan⁹⁵ hat einen Schwiegersohn, der in englischen Diensten steht. Dieser Bryan ist einer der schlimmsten politischen Drahtzieher, die wir haben. Er ändert seine Meinung im Handumdrehen, je nachdem es für ihn selbst oder für seine Partei am Vorteilhaftesten ist.

Auch unser berühmter Roosevelt⁹⁶ ist ähnlich veranlagt, nur nicht ganz so schlimm wie Bryan. Präs[ident] Wilson⁹⁷ ist ein gelehrter Herr, aber ein Schwächling ohne „Backbone“, sonst hätte er sich längst einen anderen Staatssekretär nehmen müssen, damit diese fortwährenden Neutralitätsverletzungen, die auf [S. 2] Bryans Einfluss zurück geführt werden müssen, endlich aufhören. Unter den hier lebenden Deutschen und den Deutsch-Amerikanern herrscht nur eine Stimme und felsenfest ist das Vertrauen: Deutschland muss siegen. Die Sammlungen nehmen einen grossartigen Verlauf. Es wird jedenfalls eine riesige Summe Geldes zusammen kommen.

Der Deutsche hat sich bisher nicht viel um Politik gekümmert, wenigstens nicht so, wie er es hätte tun sollen. Es gab auch nicht die wünschenswerte Einigkeit in ihren Reihen. Die [ei-nen] gingen mit dieser, die anderen mit jener Partei, und so wurden oft Gesetze, die den Deutschen speziell bestrafen und die von der Nativisten Clique befürwortet wurden, nicht in einheitlicher Weise bekämpft. Das wird gewiss jetzt anderst werden. Die Deutschen haben jetzt gesehen, was sie von den regierenden Parteien zu halten haben, und es ist wohl ausser Frage, dass bei der nächsten Nationalwahl die Deutschen zusammen stehen und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Partei, die jetzt am Ruder, bekämpfen oder doch die Führer der Partei zwingen, für verantwortliche Aemter solche Männer aufzustellen, die auch den eingewanderten Bürgern des Landes Gerechtigkeit gewähre und ihre berechtigten Wünsche berücksichtigen. [...] [S. 3]

[...] Nun hoffen wir, dass der entsetzliche Krieg bald zu Ende

ist. Es wird dann die Wahrheit an den Tag kommen, und unser altes Vaterland wird gross dastehen.

Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Bd. 1 (maschinenschriftliche Abschrift)

**7. Brief an die Firma Kaertner & Toebelmann
(Lampenfabrik in Erfurt) von einem Geschäftsfreund
aus Buenos-Aires.**

IV.XII.[1914]⁹⁸

Leider finden die deutschen Mitteilungen hier so gut wie keinen Glauben und stossen sogar auf mitleidiges Kopfschütteln seitens der Bevölkerung, ja es geht so weit, dass man einfach darüber lächelnd die Versuche der Deutschen, die Wahrheit zu verbreiten, als gemeine Versuche, die Engländer zu verleumden hinstellt. – Die Hauptschuld trifft hier natürlich die Zeitungen, die mehr englische als argentinische Organe sind. – Wiederum aber hat die Regierung das „Verdienst“, diese englische Propaganda voll und ganz zu unterstützen und sich als völlig in engl[ischen] Sold und Dienst zu entwickeln. Wir leben hier eher in einer englischen Kolonie als in einer freien Republik.

Die gemeinsten und verwerflichsten Beschimpfungen müssen wir uns gefallen lassen, z. B. wagt man es, den Kaiser als Henker mit einem blutigen Schwert vor einem Block abzubilden, auf dem er bereits eine Anzahl Kinder enthauptet hat, und darunter steht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ – Soldaten schleppen Kinder und Frauen herbei. – Treibt es nicht einem jeden Deutschen die Schamröte ins Gesicht, von Ernst-genommen-sein-wollenden-Zeitungen der Hauptstadt Argentiniens derartige Sachen täglich immer und immer wieder zu sehen?

Man hat seitens der deutschen Kolonie beim Präsidenten⁹⁹ protestiert, aber ohne Erfolg. – Alles steht eben in englischem Dienst. – Von den Telegrammen und langen Leitartikeln will ich

garnicht reden, die wir täglich zu lesen bekommen. – Alle Versuche, von Deutschland aus diese Infamien zu zerstören, scheiterten bisher an dem Willen der Bevölkerung, die von Anfang an so voll und ganz in englische Lügen eingewickelt worden ist, ohne dass von Deutschland aus widersprochen werden konnte, weil man eben keine Verbindung hatte, dass man jetzt sehr schwere Arbeit hat.

Selbst die spanische Ausgabe der Hamburger Nachrichten findet noch in gebildeten Kreisen nur Lächeln. – Ich selbst habe hiesigen Juristen, mit denen ich viel verkehrt, diese span[ischen] Ausgaben übergeben und fand später nur ein mitleidiges Kopfschütteln und die Bemerkung, dass Deutschland mit all seinen Rechtfertigungsver[S. 1]suchen nicht die begangene Schande und Kulturwidrigkeit auslöschen könne. Man stösst also, wie Ihnen daraus klar wird, auf direktes Nichtwissenwollen.

[...] Die einzige Sprache, die einstweilen zu reden vermag sind die Kanonen, aber bisher glaubt man den deutschen Erfolgen nicht, sondern sieht hier dem deutschen Untergang mit Sicherheit entgegen. Hoffentlich täuscht man sich recht gründlich!

Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Bd. 1 (maschinenschriftliche Abschrift)

3. Die Vorbereitung auf den militärischen Einsatz

8. Brief von Oberst Prinz Aribert von Anhalt aus Dessau an seine Tante, die Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen, in Sondershausen vom 13. August 1914

D[essau], d[en] 13.VIII.[19]14

Liebste Tante Marie!

Zu später Abendstunde, totmüde von allen Vorbereitungen, nur einige Zeilen, um Dir innigst für Deine lieben Abschiedsworte zu danken, die mich herzlich erfreut haben. Es dauert ewig, bis man alles zusammen hat, die Handwerker wissen nicht, wie sie alles schaffen sollen. Ich wollte Sonnabend fort, doch wird es [S. 1] wohl Sonntag werden. Du wolltest wissen, wer mit mir geht, als Begleiter der Rittmeister Gutknecht (Ulan), Leibjäger Friedrich, Kutscher Bahn, Reitknecht Riebenstahl und ein Bursche des erstgenannten. Sieben Pferde und ein Packwagen. Ich bleibe ständig beim Regimentsstab, wo der Kamerad nun ist, bin ich auch. Da wird man wohl Kugeln pfeifen hören, hoffentlich aber nur von feindlichen Soldaten und nicht von [S. 2] dem belgischen Pöbel, der schreckliche Grausamkeiten begeht, aus dem Hinterhalt schießt und schlafenden Soldaten die Kehle durchschneidet. Ich wünsche mir lieber eine Soldatenkugel als solch ein Ende. Du hast gewiß viel mit Einrichtungen für Pflege Verwundeter etc. zu tun. Das ist gut und zerstreut etwas. [...] Nun leb herzlich [S. 3] wohl, teuerste Tante, möchte es Dir immer gut gehen und wolle der Herr uns ein frohes Wiedersehen geben. Vergieb bitte die Flüchtigkeit. Innigst umarmt Dich, liebste Tante Marie, Dein dankbarer Dich herzlich liebender Neffe Aribert.

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 296–297



ThStA Altenburg, Bildersammlung, Nr. 2095

Die Kriegsfreiwilligen des Majors a.D. Fritz von Lindenau

**9. Feldpostbrief von Kanonier Johannes Winzer
aus Naumburg an Prof. Alexander Cartellieri in Jena
vom 22. November 1914**

Hochverehrter Herr Professor!

[...] Ich hatte immer gehofft, Ihnen aus dem Felde danken zu können, doch wir werden draussen vorläufig noch immer nicht gebraucht. Wir Kriegsfreiwilligen alle sind sehr ärgerlich, in diesen weltgeschichtlichen Tagen zum wirklich geisttötenden Ein-erlei des Garnisonsdienstes verdammt zu sein, der nur sehr wenig Aufgaben wie Felddienstübungen, Nachtmärsche, Geschütz-Exercieren an uns stellt und sich zum grössten Teil beschränkt auf Fuss-Exercieren wie „Grüssen durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung“ und andre Aeusserlichkeiten. Man merkt auf dem Kasernenhof gar nichts von der Grösse unsrer Zeit, und es bleibt uns nur wenig Gelegenheit, einigermaßen die

grossen politischen Vorgänge mitzuerleben. Nur die Hoffnung, doch noch einmal selbst mit eingreifen zu dürfen in diesen Entscheidungskampf, hält uns aufrecht. [...] Ihr ganz ergebener Schüler Joh. Winzer

ThULB Jena: Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 23, Winzer, Nr. 1

**10. Brief des Hauptbuchhalters und Kanoniers
Hellmuth Golden an die Direktion der Allgemeinen
Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera,
vom 14. September 1916**

Naumburg a[n der] S[aale], den 14. September 1916.

Sehr geehrte Herren!

Ich möchte diesen Abend benutzen, um Ihnen nun endlich einmal etwas ausführlicher zu berichten. [...] Um Ihnen einen kleinen Einblick [in unsere Ausbildung] zu gewähren, will ich den Dienst eines gewöhnlichen Tages aufzeichnen. Wecken 4 Uhr 45, Arbeitsdienst wie Hof säubern etc. 5 Uhr, Waschen und zum Dienst fertig machen bis 6 Uhr 30. 6 Uhr 30 bis 7 Uhr 30 allgemeiner Vortrag, also Interaktionsstunde mit Frage und Antwort. [S. 1] 7 Uhr 45 Antreten zum Dienst im Helm etc. Der Vormittag wird nun ausgefüllt mit Unterbrechung von einer viertel Stunde Frühstückspause mit Fuß-Exerzieren, Turnen, besonders Geschütz-Exerz[ieren] und Richtübungen. [...] Man ist also so in Bewegung, daß man immer schwitzt. Um 11 Uhr 15 ist Mittagessen, und die Zeit bis 2 Uhr 15, auch 2 Uhr 45, wird mit Scheuern und Waschen der Kleidungsstücke, Lernen der vielen Themata für die Unterrichtsstunden und Kaffeetrinken ausgefüllt. Der Nachmittag wird bis 6 Uhr 30 in bunter Reihenfolge ausgefüllt. Es finden statt: Telefonübungen, Wachdienst-Exerzieren, Vortrag am Geschütz, am Richtkreis etc., Richten nach festen und beweglichen Zielen. Ja sogar von 9 bis 10 Uhr abends hatten wir Geschützdienst mit Laternen, sehr interessant, wie über-

haupt die ganze Richterei am Geschütz. Die Einjährigen haben zweimal in der Woche Vortrag bei einem Offizier, auch der Reitunterricht beginnt nun. Versuchen werde ich auch diesen Sport, doch wird dabei mein Knie streiken. Am Abend 6 Uhr 30 findet Befehls-Ausgabe, Post-Verteilen und fast täglich Appell in irgend welchen Kleidungsstücken statt, darauf Abendbrot-Empfang.

Das Essen ist in jeder Beziehung den jetzigen Verhältnissen Rechnung tragend gut. Unterbrochen wird der Dienst durch Übungen, die weniger angenehm sind, wie Ställe ausmisten und jetzt Zeltställe abbrechen. Seit zwei Tagen hocken zehn Mann, darunter vier Einjährige, mit mir in den Waschküchen und waschen die Krippen [S. 2] der abgebrochenen Zeltställe aus, da diese ins Feld kommen. Von nächster Woche an tuen wir Dienst in der Batterie, wo wir dann mit ausfahren und im Gelände Übungen haben. Bald, Ende dieses Monats, nicht viel später, vielleicht schon nächste Woche, können wir ins Feld kommen, da enormer Ersatz gefordert wird. Ich hoffe jedoch vorher, noch einige Tage Urlaub zu erhalten und werde mir dann erlauben, Ihnen meine Aufwartung zu machen. [...] [S. 3] [Es] grüßt Sie mit den besten Wünschen für Ihr ferneres Wohlergehen mit vorzüglicher Hochachtung ganz ergebenst Hellmuth Golden [...].

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 16

11. Feldpostbrief von Unteroffizier Wilhelm Stölten aus Erfurt an Professor Cartellieri in Jena vom 17. Mai 1917

Erfurt, 17.5.1917

Sehr geehrter Herr Professor!

[...], aber schon nach wenigen Tagen wurde ich von dort zur Maschinengewehrkompanie weiterversetzt und befinde mich nun seit fünf Wochen hier in Erfurt bei der M.G.K. und nehme

an einem Ausbildungskurs für Offiziere und Unteroffiziere teil. Unser Dienst ist schwer und anstrengend, täglich von 6.30 [Uhr] morgens bis etwa halb 8 [Uhr] abends, Ausbildung und Unterricht in stetem Wechsel. Wenn nur das Schleppen der schweren Gewehre und der Patronenkästen nicht wäre! Der Dienst ist sonst recht interessant, denn es macht Spass, eine Waffe zu haben, mit der sich so viel erreichen lässt und die allem Anschein nach die Waffe der Zukunft sein wird und der Infanterie viel von ihrer Tätigkeit abnehmen wird. [...] Ausser dem Dienst komme ich zu nichts. Um so lebhafter malt mir manche Stunde die Erinnerung an die schöne Jenaer Zeit vor Augen. Ich denke an die Lehrer und Kameraden, von denen ach so viele gefallen sind. Wann wird das Morden ein Ende nehmen?

In der Hoffnung, dass Sie der Brief bei bester Gesundheit antreffen möge, grüsst Sie Ihr ergebener Wilhelm Stölten [...].

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 19, Stölten, Nr. 6

4. Frontalltag

4.1 Der Kampfeinsatz und die Folgen

4.1.1 Die Schrecken des Krieges und die Ohnmacht des Menschen in den Materialschlachten

12. Feldpostbrief des Reservisten Ringer aus Zobrze/Oberschlesien an „Trudchen“ in Erfurt vom 27. Oktober 1914

zur Zeit Zobrze i[n]/Oberschl[esien], den 27. Oktober 1914.

Liebes Trudchen!

[...] In dem Schützengraben lagen wir vom 12.X. bis zum 17.X. also volle sechs Tage. Was das heisst, weiss nur der, der das schon mitgemacht hat. Fünf Tage hatten wir kein Brot, drei Tage nichts Warmes im Leibe. Das kam deshalb, weil es am 10. bis 12.X. geregnet hat, unsere Bagage konnte nicht heran. Und die Feldküche konnte auch nicht heran, da das Gefecht tagelang dauert und uns auch nachts keine Ruhe war. Was wir armen Kerle da haben schmachten müssen, stellt sich keiner vor, aber ausgehalten haben wir. Die Russen versuchten in starker Macht durchzubrechen, aber vergebens, wir sind doch Deutsche und gehen nicht zurück.

Unsere Verpflegung ist, wenn der Nachschub immer klappt, gut und reichlich. Aber die schlechten Wege bringen keine Regelmässigkeit in die ganze Verpflegung. Wir sind da aber auch schnell vorwärts gegangen, mussten dies aber, da wir sonst um gute Stellungen gekommen wären. Also sechs Tage im Schützengraben liegen, dauernd zwischen unserer und der feindlichen Artillerie d.h. hinter unserem Schützengraben war[en] mehrere Batterien eigener Artillerie, die über uns hinweg auf die Russen feuerten, und die Russen feuerten über uns hinweg auf unsere Artillerie, also tagelang, dass wir da manchmal so ein Ding abgekriegt haben, wäre kein Wunder. Am 14.X. schoss die

russ[ische] Artillerie den ganzen Nachmittag auf unsere Schützengräben, da die Russen ausbrechen wollten. Wir alle sahen dem [S. 6] Tode ins Gesicht. Du machst Dir kein Bild, denke, wenn so eine Gruppe von zwölf Granaten oder Schrapnelle auf den Schützengraben gezielt sind und die kommenden, wie wir uns da in die äusserste Ecke und in den tiefsten Winkel des Grabens versteckten, aber es half alles nichts, wenn so ein Ding traf, dann gab's eben nur Gehacktes. Umgekehrt hat unsere schwere Artillerie den Russen schwere Verluste beigefügt. 1000e von Gefangenen wurden gemacht.

Am 17.X., nachdem ich ins Feldlazarett abschob, kam das XI. Korps und löste die Garde von den schweren sechs Tagen ab. Meine Kompanie war, als ich abging, noch ca. 100 Mann stark von 240 Mann Kriegsstärke. [...]. [S. 7]

Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Bd. 1 (maschinenschriftliche Abschrift)

**13. Feldpostbrief von Vizefeldwebel Ewald Heß aus
Marchèville-en-Woëvre an Professor Alexander Cartellieri
in Jena vom 21. November 1914**

Marchèville-en-Woëvre, 21.11.1914.

Hochverehrter Professor!

[...] In der Nacht zum 28. waren wir zum ersten Male im Gefecht, Nachtgefecht bei Fresnes. Nichts ist unangenehmer als ein Nachtgefecht! Denn in der Dunkelheit ist es außerordentlich schwierig, sich zurechtzufinden, und mehr als einmal ist es schon vorgekommen, daß auf eigene Truppen geschossen wurde. In diesem Nachtgefecht verloren wir die ersten Toten; ich selbst hatte das Unglück, über einen Graben zu kurz zu springen – es war dunkle Nacht – und mir den linken Arm arg zu verstauchen, fast zu brechen. [...] [S. 3]

[...] Die französische Artillerie schießt nicht schlecht und hat

uns schon manchen Verlust beigebracht. Ach, da sehnt man sich so manchmal nach der häuslichen Ruhe! Wie angenehm muss das sein, wenn man wieder einmal ohne Gefahr, erschossen zu werden, über die Straße gehen kann!

Hier in Marchèville, einem arg zerschossenen Dorf, ist man besonders dem feindlichen Feuer ausgesetzt, auch dem der Infanterie, die nur 600 Meter von uns in ihrem Schützengraben liegt. Dauernd pfeifen die Kugeln über die Dorfstraße, und das Dorf ist schon dreimal von den Granaten in Brand geschossen worden. Vor uns liegt der langgestreckte Höhenzug der Côte Lorraine mit dem Centrum Verdun. Von Natur außerordentlich begünstigt, sind diese Höhen außer den Forts mit vielen Schützengräben und Schanzen befestigt, die eine nach der and[er]en erstürmt werden müssen und viel Blut fordern. So schnell, wie die Herrn Redakteure der Zeitungen meinen, wird Verdun gewiß nicht genommen; die Einnahme der Festung wird, wenn überhaupt möglich, erst nach siegreicher Entscheidungsschlacht in Nordfrankreich erfolgen. Vorläufig ist Frankreich noch nicht niedergedrungen, Verdun wohl noch nicht vollständig eingeschlossen. [...] Wollte Gott, es wäre schon so weit und wir könnten heimwärts ziehen, zu friedlichem Studium! Aber vorläufig machen wir noch Geschichte!

Ihnen, hochverehrter Herr Professor, und dem ganzen lieben Jena herzlichste Grüße und nochmals vielen Dank!

Ihr sehr ergebener Ewald Heß.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 8, Heß 1, Nr. 6

14. Feldpostbrief von Heinrich F. Simon aus Richecourt (Toul) an Professor Alexander Cartellieri und seine Frau in Jena vom 29. November 1914

Sehr verehrter Herr Geheimrat, sehr verehrte gnädige Frau!
[...] Als ich auszog, träumte auch ich von Schlachten und Stürmen, vom Kampf Mann gegen Mann. Und heute? Erst vor Nancy Kanonenfutter, nun vor Toul. Selber fast ohnmächtig, da der Kampf so ziemlich nur zwischen der Artillerie spielt. Seit langem vollzieht sich der Dienst einförmig und exakt wie ein Uhrwerk. Zwei bis drei Tage vorderste Linie Schützengraben vor Richecourt, ein bis zwei Tage Reservestellung im Wald, dann wieder zwei Tage Schützengraben und dann zwei Tage Reservestellung in der Scheune. [...]
Mit vorzüglicher Hochachtung. In Dankbarkeit Ihr sehr ergebener Heinrich F. Simon.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 20, Simon, Nr. 5

15. Kriegstagebucheintrag von Dr. Paul Dreykorn vom 16. Dezember 1914

Mittwoch, der 16. Dezember 1914
[...] Mittags kommt das bairische Jägerbattaillon zurück. Es war bei Envezin eingesetzt worden. Nachts 3 Uhr sollte es einen vom 5. Ersatz-Regiment der Garde verlorenen Schützengraben wieder nehmen. Das gelang nicht, kostete aber 100 Mann. Das 10. bairische Regiment weigerte sich, zu stürmen ohne Kenntnis des Geländes, und erklärte nach Besichtigung den Graben als für uns wertlos. Er beherrscht nichts, wird aber vom Bahneinschnitt (französisch) beherrscht und erfordert unnötige Opfer. Ein zugezogener General Stüller war der gleichen Ansicht, und so ließ man dem Franzosen den Graben und schmeißt ihn demnächst mit Minen zusammen. Ich berichte absichtlich einmal vom „ver-

lorenen“ Schützengraben. Man schont eben dort seine Leute, wo es zwecklos ist. [...]

StadtA Weimar, Bestand 53 5-3/4

**16. Feldpostbrief von Walter Flex an die Eltern und
seinen Bruder Martin aus Seuzey (auf Feldwache)
vom 4. Februar 1915**

Geliebte Eltern und lieber Martin!

Gestern Nacht lag ich mit vierundzwanzig Mann als Protzen-Bedeckung auf einer Waldhöhe hinter Dompierre. Ich hatte Gelegenheit, unsere schweren Einundzwanzig-Zentimeter-Mörser feuern zu sehen, etwa dreißig Schuß, von denen mir jetzt noch die Ohren sausen. Wie diese groben Geschosse arbeiten, haben wir öfters im Schützengraben gesehen, wenn die schweren Granaten in die wenige hundert Meter vor uns liegenden französischen Gräben und Unterstände krachten. Die Verheerungen müssen fürchterliche sein. Die an hundert schweren Buchenstämmen, die in so einem „bombensicheren“ Unterstand verbaut sind, wirbelten, wie von einer Riesenfaust als Spielzeug emporgeschleudert, splitternd umher, und die Geschoßböden [S. 1] der zweieinhalb Zentner wiegenden Geschosse flogen nach Einschlag und Explosion noch bis in unsere Gräben zurück, so daß wir Deckung nehmen mußten.

Nun war mir's sehr interessant, diese großen Brummer einmal aus nächster Nähe arbeiten zu sehen. Sie beschossen nach Fliegermeldungen, die ihnen telephonisch übermittelt wurden, Ziele, die sie selbst nicht kannten. [...] [S. 2]

[...] Ich habe vorhin mit Einbruch der Dunkelheit die Essenholer zur Feldküche, die abends von Dompierre bis kurz hinter Seuzey heranfährt, geführt und habe dann lange in ein düster-schönes Schauspiel geblickt. Die auf hoch gelegenem Friedhof erbaute Kirche von Seuzey, seit Monaten schon Ziel und Richt-

punkt der feindlichen Artillerie, brannte nieder. Schon in den Nachmittagsstunden quollen dichte Rauchschwaden aus dem Turm, dessen Ecken [S. 3] und Kanten schonso viele klaffende Granatnarben trugen; dann gegen Abend schlug die rote Lohe wie ein mächtig wallendes Banner entfesselten Aufruhrs unter dem Turmhelm hervor und wogte breitausflutend hoch über unsere Barrikaden. Dann stürzte die eiserne Turmspitze mit dem gallischen Hahn nieder, überprasselt von hundert mit in die Tiefe gerissenen Dachschindeln, und bald stürzte der ganze Turmhelm in sich zusammen, eine Wolke von Funken und Flammenfetzen emporschleudernd. Endlich griff das Feuer auf den ganzen Dachstuhl und ins Kirchenschiff über, und die Kirche stand schaurig und gespensterhaft schön wie ein brennendes Riesenschiff über der dunkel das Tal durchflutenden Nacht. Immer wieder stürzten Teile des Dachstuhls, Schindeln und Mauerteile in das Kircheninnere nieder, und die Funken-Wolken und Garben von rotem Feuerstaub stoben gegen den blassen Sternhimmel. Bald ragten nur noch das feurige Balkengerippe des langgestreckten Satteldachs, und [S. 4] zuletzt, als auch das in sich zusammenbrach, steckte nur noch ein riesiger gluttriefender Längsbalken, der sich zwischen Seitenmauer und Gebälk verkeilt haben musste, wie ein feuerzerfressener Mastbaum über dem von hellen Flammen durchwogten Schiff mit seinen hohen, bunten, fackelhellen Chorfenstern. Unser Löschkommando musste und muss sich darauf beschränken, das Übergreifen des Brandes durch fliegende Funken auf unsere strohgepolsterten Barrikaden und die dicht mit ausgedroschenem Stroh – als Schutz gegen einschlagende Granaten – belegten Dachböden der Häuserquartiere zu hindern; denn unaufhörlich umpfeifen die französischen Infanteriegeschosse die brennende Kirche. Ein Feldweibel wurde durch ein platzendes Schrapnell verwundet. Augenblicklich steht nur noch die glühende Ruine, mit Flammenschutt erfüllt, der durch die gesprungenen Fenster glostet, wie eine feurige Teufelskirche über dem Dorf [S. 5], in dem alle Fenster lichtlos und dunkel verpolstert sind. [...]

Von dort sieht man heute gerade in die von Flammenschutt erfüllte Kirchenruine wie in einen Krater voll feuriger Lawa hinein. Die Glut der riesigen Feuermasse strahlt weite Lichtstraßen in die von dichtem Brandstaub geschwängerte Luft, so daß es fast aussieht, als sänke eine dunkelrote Mitternachtssonne gerade in den dunklen Schoß der Kirchenruine nieder. Weiterhin wird der Himmel blasser und blasser, und die milchhellen Lichtkegel der riesigen Scheinwerfer, die den Nachthimmel unaufhörlich nach einem gemeldeten feindlichen Luftschiff absuchen, wandern aus der fahlen Sternhelle in die Rotglut des nächtigen Brandes, tranken sich dort auf Augenblicke mit tiefem Feuer und werden endlich am Horizont [S. 7] über dem Walde eingeschluckt von der weißen Helle des eben heraufziehenden Mondes. Denkt Euch dazu das ferne und nahe Dröhnen der schweren Geschütze, das Aufjaulen der Feldgranaten, das Knattern der französischen Gewehre und das metallische Singen der vom Kalkstein abspringenden Querschläger, so habt Ihr ein Nachtbild von furchtbarer und doch herrlicher Schönheit!

Gute Nacht jetzt, es ist 1 Uhr, und von 4 bis 6 [Uhr] habe ich wieder Dienst. Ein paar Stunden Schlaf sind auch etwas wert. Immer ist bei Euch und Kuno, den ich zu grüßen bitte, Euer Walter.

Stadtarchiv Eisenach, 40/2 Nachlass Walter Flex, A 1.2.1

17. Feldpostbrief von Karl Probst aus einem Unterstand an der Rawka an die Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen vom 18. Februar 1915

Im Unterstand an der Rawka, den 18. Febr[uar] 1915, östlich von Pokrzywna, Niwna.

Eure Hoheit, allergnädigste Landesmutter!

[...] Im Schützengraben in Rawa war es sehr gefährlich, da wir schwer mit Granaten beschossen wurden. Eines Tages schlugen mehrere Granaten vielleicht drei Meter von mir entfernt ein. Ich

bekam natürlich eine Menge Erde über den Rücken, das ist aber noch anzunehmen. Eine große Granate reißt ein Loch von drei bis vier Meter Durchmesser und etwa zwei Meter Tiefe. Kleine Granaten reißen ihrer Größe entsprechend kleinere Löcher. Neben Granaten wird noch mit Schrapnells geschossen. Die meisten platzen in der Luft und streuen ihren Kugelinhalt dann zur Erde. Andere wieder schlagen erst auf der Erde auf und streuen dann erst ihren Inhalt aus. Unser Schützengraben bei Rawa war an einer Stelle etwa sieben Meter vom russischen Graben entfernt. Da war es ganz gefährlich, denn die Russen [S. 4] warfen an dieser Stelle mit Handgranaten. Wir warfen natürlich auch Handgranaten, außerdem schießen wir noch mit Gewehrgranaten; beide Arten richteten großen Schaden an. Der Schützengraben ist ein Meter und breiter; er ist so tief, daß man bequem darin stehen und gehen kann. Auf der Seite nach dem Feinde befinden sich die Schießscharten.

Überall, wohin man sieht, ist das Land durchwühlt, Schützengräben und Laufgräben wechseln mit einander ab. Es bedarf jahrelanger Arbeit, ehe die Felder wieder bebaut werden können. Deshalb ist es ein wahrer Segen, daß wir überall in Feindesland stehen. [S. 5] Welch großer Jammer wäre es, wenn unsere schöne Heimat so verwüstet wäre! [...] [S. 6] Indem ich Eurer Hoheit nochmals für die gespendeten Gaben ganz untertänigst danke, verbleibe ich mit vielen Grüßen aus der Ferne Eurer Hoheit ganz ergebenster Karl Probst

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 191–194

**18. Kriegstagebucheintrag von
Dr. Paul Dreykorn vom 19. Februar 1915**

[...] Die schwere Artillerie hat sich auf die beidseitigen Gräben eingeschossen und täglich entstehen Verluste. Niemand darf sprechen oder singen, niemand kochen, niemand etwa den Kopf höher hinausstecken. Dann wurden Stollen getrieben: vorgestern sprengten die Franzosen unseren Graben in die Luft, setzten sich fest und bayonettierten die Verschütteten. Unsere sprangen sofort aus der rückwärtigen Deckung vor und erstachen 30 Franzosen mit dem Messer. Ein Offizier kam davon. – Vor annähernd vier Wochen waren sie umgekehrt von uns in die Luft gesprengt worden. Es ist eine schwere Stellung und Ehre denen, die sie behaupten. Was war vorhin dort los??? [S. 27]

StadtA Weimar, Bestand 53 5-3/4

**19. Feldpostbrief des Gefreiten Ernst Bischoff aus
Chelstowo an Professor Cartellieri in Jena vom 6. April 1915**

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

[...] Sausend, metertiefe Löcher reißend, schlugen in kurzer Entfernung von uns zwei Granaten ein. Und schon heult es auf in der Luft. Das [S. 3] sind Schrapnells!! Es ist uns, als sei die Hölle losgelassen. Feuer tanzt vor den Augen; große und kleine Erdstücke, Eisensplitter (zum Teil einige Pfund schwer) sausen uns um die Köpfe. Verdammt! Ein russ[ischer] Nachtangriff!! Und nun 300 Meter zurücklaufen oder -kriechen und das Gewirr der Drahtverhaue überschreiten, an tiefen Löchern, Fallstricken für die Angreifer, vorbei!!

Der Gedanke an den Tod durchzuckt mich; blitzschnell gleitet das Leben der Vergangenheit an mir vorüber. Das erweckt neuen Lebensmut. „Wir müssen zurück! Es gibt einen Wettlauf mit dem Tode. Wer wagt, gewinnt!“ Heiser rufe ich das meinem Ge-

fährten zu. Und wir laufen, wir rennen los, als wenn der Teufel hinter uns wäre. Das Gelände bot nicht die geringsten Deckung. Sturzäcker, Gräben – im wilden Fluge zogen sie vorüber. „Hilf Gott, betete ich da, daß nicht auch noch der Geschosshagel von den russ[ischen] Maschinengewehren einsetzt. Wie ein Sieb durchlöchert würde man uns dann vielleicht in der nächsten Nacht auffinden!! Und Gott erhörte mich, nur Artillerie- und Infanteriefeuer überschüttete uns mit sich [sic!] hageldicht folgenden Geschossen. Schon hatten wir die Hälfte des Weges, durch den Luftdruck mehrfach zu Boden gerissen, unversehrt zurückgelegt, da schreit plötzlich Klotz laut auf: Ein Granatpreller hat ihn ins Bein getroffen. Was tun!?! Ohne mich lange zu bedenken, forderte ich den Verwundeten auf, sich kräftig auf mich zu stützen. Er tat es, und langsam, furchtbar langsam ging es weiter. Eine Ewigkeit erschien es mir, ehe wir [S. 4] den schützenden Graben erreichten, und doch waren's nur Minuten gewesen! Ich war ganz unverwundet geblieben! Gott und mein Stern hatten mich in ihren Schutz genommen und treu behütet. Nie empfand ich eine reinere, tiefere Freude als damals, da ich dann im Schützengraben stand. [...] Somit will ich für heute schließen und verbleibe mit herzlichen Grüßen an Sie und Ihre werte Frau Gemahlin. Ihr dankbarer Schüler und Doktorand Ernst Bischoff

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 5, Bischoff, Nr. 9

20. Feldpostbrief von Walter Flex von der Ostfront an die Eltern vom 29. August 1915

Ihr Lieben!

[...] Der Übergang über den Njemen bei Mondschein, das endlose Tappen der tausend genagelten Stiefel, das Gleiten und Schieben der Kolonnen, das Brausen und Rauschen kleiner Reitergeschwader und vorgaloppierender Stäbe, das Donnern der vorwärts jagenden Batterien, Schnauben und Wiehern, das Hilfe-

geschrei der verwundeten Russen, die uns aus den dunkeln Wäldern „Germani! Germani!“ entgegenjammern, das Rauschen und Prasseln niederbrennender Dörfer und Höfe und dazwischen das Losknattern und Peitschenknallen der Gewehre und Maschinengewehre, aufbrandendes Hurra und das Donnern und Schmettern der Geschütze – ach, wer das nicht mit Augen und Ohren und todmüden, immer wieder aufgepeitschten Sinnen erlebt hat, weiß Großes und Kleines nicht zu unterscheiden. Gott segne diese Zeit an allen Herzen, die sie zu erleben wert sind. [...]

Tausend Grüße Euch allen von Eurem dankbaren, im Leid und Glück unsrer Siege glücklichen Walter.

Stadtarchiv Eisenach, 40/2 Nachlass Walter Flex, A 1.2.1

21. Feldpostbrief von Walter Flex von der Ostfront an seine Eltern vom 2. September 1915

[...] Wir haben seit dem 19. August täglich im Feuer gelegen und dreimal Sturmangriffe gegen feste russische [S. 1] Stellungen gemacht. Gestern haben wir einen russischen Gegenstoß aufgehalten und uns in rasendem Feuer von Schrapnells und schweren Granaten an der Mereczanka bei dem Städtchen Orani eingegraben. Am hellichten Tage auf freier Höhe vor einem Wäldchen. Die Leute krochen buchstäblich wie Maulwürfe in den Sand. Die Stadt Orani ging in einem Flammenmeer unter wie Sodom, ein Gewitter wie ein Gottesgericht tobte gleichzeitig mit orkanartigem Sturm und Regenguß, über der brennenden Stadt standen lange Zeit zwei weit über den Himmel gespannte Regenbogen, deren grelle Farben in den sich himmelan türmenden Gebirgen von Qualm, Flammen und Rauch bald hell aufbran[n]ten, bald matt durch sie hindurchschimmerten. [...] Tief in der Nacht wurde aus unbekanntem Gründen eine Frontdrehung unserer Kompanie um einen Winkel von neunzig Grad nötig. Da hieß es für die todmüden Menschen, nochmals einen

Schützengraben mit dem kleinen Handspaten auszuheben, in rasender Eile, weil sie jeden Augenblick einen feindlichen Überfall vom Fluß her gewärtigen mußten. [...]

Ich bin ja bei Euch und Ihr bei mir auch ohne Briefe und bin glücklich. Grüßt Kuno und Martin. Immer! Euer Walter.

Stadtarchiv Eisenach, 40/2 Nachlass Walter Flex, A 1.2.1

**22. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister an
die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt,
Filiale Gera, vom 25. September 1916**

Aus dem Felde, den 25. Sept[ember] 1916.

Sehr geehrte Herren!

[...] Laut Parolebefehl waren Sportfeste p[er]ge] p[er]ge] angesetzt, die aber jetzt an der Somme ausgefochten wurden. Seit vier Tagen geht es hier ziemlich heiß her. Das Trommelfeuer sowie die Angriffe der Engländer lassen nicht nach. Es wird auf beiden Seiten mit gr[ößer] Erbitterung gekämpft, die Nahkämpfe sind besonders heftig und werden mit äußerster Wut durchgeführt. Die Engländer sind noch mit sogenannten Totschlägern ausgerüstet, das ist eine an einem Holzgriff befestigte Stahlspiralfeder mit Einlage, die am Ende mit einem Vier-Kant-Eisen versehen ist und ungefähr 60 Zentimeter l[an]g ist. Wer mit so einem Ding, das furchtbar zieht, einen Schlag abbekommt, der braucht weiter nichts.

In der Hoffnung, daß ich auch aus diesem heftigen Ringen gesund wieder hervor gehe, verbl[eibe] ich mit den besten Grüßen und aller Hochachtung

Ihr ergebener Willy Pfister.

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

**23. Feldpostbrief des Kassenassistenten und Buchhalters
Harry Wagner an die Direktion der Allgemeinen Deutschen
Creditanstalt, Filiale Gera, vom 6. Oktober 1916**

Im Schützengraben am 6.10.[19]16

Werte Herren!

[...] Die Russen greifen sehr oft an, d.h. sie werden mit Gewalt [S. 3], oft 16 Linien hintereinander, gegen unsere Gräben vorge-
trieben. Für uns ist dies ungemein interessant. Man könnte glauben,
man stünde auf dem Scheibenstand, wenn man nicht auf Menschen schießen müßte. Kommen die Kerle an, alarmiert unser
Horchposten, der 100 Meter vor dem Graben liegt, die Besatzung,
man ergreift Patronen und das Gewehr und eilt an die Brustwehr.
Vollkommen ruhig, die Pfeife oder Zigarre im Munde, lehnt man
am Grabenrand, zielt, schießt, und drüben wälzt sich ein Rußki in
seinem Blute. Wenn sie zurück wollen, werden sie durch eigene
Artillerie wieder vorgetrieben. Überläufer erzählen, daß sie [S. 4]
nicht eher Portionen bekämen, als bis sie Perelpeniki erobert hätten,
was ihnen natürlich nicht gelingt. [...] Nun will ich schließen
in der Hoffnung, Sie mit meinem Bericht nicht gelangweilt zu haben.
Ergebenen Gruß, Oberjäger Wagner [...] [S. 8]

*ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale
Gera, Nr. 23*

**24. Brief von Johannes Simon, Leutnant der Reserve,
aus einem Sanatorium bei Stuttgart an die
Fürstin-Witwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen
vom 15. Oktober 1916**

Rudolf-Sophien-Stift bei Stuttgart 15.10.1916

Durchlauchtigste Fürstin, gnädigste Fürstin Hoheit!

[...] Der Juli kam, und mit ihm die große feindliche Offensive
an der Somme. Nur ein Bild von der Riesenschlacht will ich ver-

suchen zu geben, indem ich einen der schwersten Tage vor Pozières, wohin wir gezogen wurden, schildere. [S. 3] Es ist die Nacht vom 6. auf den 7. August. Mit meiner Kompa[g]nie bin ich auf dem Marsche in die Stellungen von Pozières als Ablösung. Kompaß, Karte und Taschenlampe sollen den Weg finden helfen. Aber alle in der Karte verzeichneten Wege sind verschwunden, im Wirrsal der zerwühlten Erde. Trichter bei Trichter kilometerweit rechts und links. Jeder Augenblick vermehrt ihre Zahl, denn mit einem Regen von Geschossen der schweren Artillerie überschüttet der Feind all das Gelände, auf dem er marschierende Truppen vermutet. In dünne Reihen aufgelöst huschen wir nach vorn. Bald liegen die Vorderen, bald die Nachfolgenden flach in irgend einem Erdloch, um sich vor Sprengstücken der unaufhörlich einschlagenden Granaten zu schützen. Mühsam halten wir zusammen. Das ist erst der Anmarsch! Das Schwerste soll noch kommen. Tagelang sollen wir dem Feinde gegenüber Stand halten in dieser Hölle. Aber wie ruhig die Leute bei alle dem bleiben. Hart kommt es sie an, aber stumm geht es vorwärts, die Nerven halten noch. [S. 4]

Der zurückgelegten Entfernung nach und, soweit die Karte noch stimmt, müßte in unserer Nähe ein Mann warten, der uns zur Stellung führen soll. Ein Mann des abzulösenden Regiments. Aber es ist nichts zu sehen als krachende Geschosse. Da, irgend etwas, das nicht wie Erde aussieht, auf dem Rande eines Trichters. Ein Toter, der die Nummer des abzulösenden Regiments trägt. Also wohl der erwartete Führer. Ja, wo ist die Stellung? Eine kurze Beratung – und die Kompanie tastet, springt, stolpert, schleicht weiter. Wir stoßen auf Leichen, feindwärts gerichtet die Helme. Holzsplitter, Patronenhülsen, etwas, das wie der Rest eines Unterstandes erscheint – das zusammen erweckt in uns den Eindruck, daß hier tatsächlich „die Stellung“ ist. Sie ist völlig unbesetzt, und nun arbeitet hastig der Spaten. Noch ist es nicht Tag, und schon erscheint drüben ein Flieger! Ganz niedrig fliegt er. Man muß die Arbeit einstellen und sich ganz ruhig verhalten, wie tot da liegen, da er sonst, sobald [S. 5] er Bewe-

gung wahrnimmt, augenblicklich schweres Artilleriefeuer auf diese Stelle lenkt. Ein festes Herz gehört dazu, den Tod so über sich hinziehen zu wissen und sich nicht rühren, sich wehren zu dürfen. Es ist Tag geworden, und nun beginnt ein rasendes Trommelfeuer, daß viele meiner Tapferen wahnsinnig werden, viele fallen. Und endlich um 9 Uhr abends kommt die Nachricht, Munition, Handgranaten, Maschinengewehre sind bereit. In fünf Wellen stürmt der Gegner, und kein Feind nahm und auch nur einen Finger breit von unserer Stellung. Aber nur klein ist mein Häuflein noch, viele sind tot, viele verschüttet, verwundet. Und doch heißt es aushalten. So wie dieser Tag verliefen auch die anderen drei Wochen, bis das Regiment abgelöst wurde am 29. August. Seit diesem Tage bin ich hier, um wieder meine Kräfte zu sammeln, um, wenn's sein muß, noch einmal draußen meinen Mann [S. 6] zu stellen. Viel lieber würde ich ja wohl meinem alten Beruf nachgehen, denn allen Anstrengungen, die zur Zeit im



Unternehmensarchiv der Schott Jenaer Glas GmbH, Fotosammlung Eden, E71

„Französischer Schützengraben vor Ypern nach der Einnahme am 22.–23.IV.[19]15“

Felde verlangt werden, bin ich nicht mehr gewachsen. Und doch ist's ja die höchste Pflicht des Deutschen, fürs Vaterland einzustehen in jeder Stunde.

In tiefster Verehrung und Dankbarkeit Euerer Hoheit untertänigster Johannes Simon, zur Zeit verwundet, Leutnant der Reserve.

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 253–256

25. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister von der Westfront an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 25. Oktober 1916

Aus dem Felde, 25.X.[19]16

Sehr geehrte Herren!

[...] Was nun die Kämpfe an der Somme anbelangt, so hab ich ähnliches in den zwei Jahren, die ich nunmehr im Felde stehe, noch nicht erlebt. Das Artilleriefeuer war so heftig, daß es kaum einen Fleck von drei bis vier Quadratmetern gab, der nicht ein Granatloch aufwies [sic!]. Die f[ein]dl[ichen] Flieger gingen mit ihren Kampfflugzeugen bis auf ca. 30 bis 50 Meter Höhe herab und befeuerten uns von da aus mit ihren Maschinengewehren. Von hinten, so bedauerlich dies auch ist, brachte uns unsere eigene Artillerie ganz bedeutende Verluste bei. Unsere Comp[agnie] beklagt durch eigenes Artilleriefeuer drei Tode [sic!] und fünf Verwundete. Das Heranbringen von Nahrungsmitteln war auch durch das heftige Feuer mit gr[ößen] [S. 2] Schwierigkeiten verknüpft, wobei es sehr viel Verluste gab, so daß wir aus diesem Grunde oft genug Hunger leiden mußten, denn teils fielen die Mannschaften, andererseits wurden die Behälter zerschossen, so daß der, der glücklich in der Stellung ankam, fast nichts mehr mitbrachte. Um uns herum stöhnten und jammerten die Verwundeten, die nicht weg zu bringen waren,

ich kann Ihnen sagen, meine Herren, so was ist graußig [sic!] und traurig mit anzusehen, wer nicht das Glück hatte, leicht verwundet zu sein, ging elendiglich zu Grunde. Zehn volle Tage brachten wir in vorderster Stellung, nur notdürftig eingebuddelt in Erdlöchern, zu und waren somit aller Nässe [sic!] und [S. 3] Kälte ausgesetzt, man glaubt wirklich nicht, daß der Mensch so etwas überhaupt aushalten kann und doch wurde es, natürlich unter gr[ößten] Anstrengungen und Entbehrungen, geschafft.

[...] Durch Gottes Schutz bin ich wiederrum [sic!] aus diesem furchtbaren Kampf herausgekommen, hoffentlich nimmt dieses entsetzliche Ringen bald mal ein Ende, aufdaß man wieder bessere Tage zu sehen bekommt.

In der Hoffnung, daß mich der liebe Gott auch fernerhin beschützt und beschirmt, verb[leibe] ich mit herzlichem Gruß und auf ein gesundes Wiedersehen hoffend

Ihr ergebener und dankbarer Willy Pfister

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

26. Feldpostbrief des Kassenassistenten und Buchhalters Harry Wagner aus einem Graben südwestlich von Reims (Frankreich) an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 23. Juli 1918

Am 23.VII.[19]18

Werte Firma!

[...] Seit der Nacht vom 14. zum 15.7. befinde ich mich in stärkstem Feuer, an Schlafen war kaum zu denken. Von 114 Mann sah ich 70 Mann, von 66 Pferden 43 in dichtester Nähe fallen bez. verwundet werden, darunter zwei Offiziere. Daß ich noch lebe, ist ein Wunder. Unzählige Male bin ich teils vom Regen, teils vom Schweiß zum Auswinden naß gewesen. In unheimliche[m] Artilleriefuer haben wir etliche Male schießen müs-

sen. [S. 1] Volltreffer auf Volltreffer schlug in die Kompagnie, da wir kaum 800 Meter hinter der ersten Linie waren, also immer da, wo das Sperrfeuer lag. All' meine Sachen, außer dem, was ich auf dem Leibe habe, sind zerfetzt. Heute wollte ich auf Urlaub fahren, doch wird es sich noch verschieben, da wir nur noch zwei Offiziere in der Komp[agnie] sind, zwei sind auf Urlaub, zwei verwundet. Was ich durchgemacht habe, gönne ich meinem ärgsten Feinde nicht. Jetzt scheint das Schwerste vorüber zu sein, wir fangen an, uns einzugraben. Morgen darf ich auf zwei Tage in die Reservestellung zurück, doch ist es da ebenfalls schlecht, weil feindl[iche] Granaten und Bomben in reichlicher Anzahl auch dort ständig einschlagen und Deckung noch nicht vorhanden ist.

Das Wetter war schrecklich heiß, dazwischen unheimliche Regengüsse. In strömendem Regen haben wir [S. 2] oft auf blanker Erde gelegen und sind vor Ermattung eingeschlafen, bis uns Granaten oder die Kälte infolge der Nässe aufscheuchte[n]. Fürchterliche Stunden haben wir in Granatlöchern oder an einen Hang gelehnt durchgemacht. Fünf Stunden Marsch steht mir morgen bevor, bis ich ins Lager komme, denn Reitpferde sind nur noch zwei von acht da, und die sind total erschöpft, sodaß sie nur noch im Notfall verwendet werden, zumal sie, wenn es brenzlich wird, an die Protzen oder Gerätewagen mit angespannt werden müssen. Augenblicklich liege ich 500 Meter vom Feinde ab, ständig alarmbereit, da der Franzose jeden Tag einige Male angreift, und da wir viel Senegal-Neger vor [S. 3] uns haben, müssen wir sehr auf der Hut sein, denn diese Scheusale schrecken vor keiner Greuelthat zurück.

[...] Heute verbleibe ich mit ergebenen treudeutschen Grüßen [...] Wagner, Leutnant der Reserve. Viele Grüße an alle Bekannte.

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 2

**27. Feldpostbrief von Leutnant Walter Krüger
von der Westfront an Professor Alexander Cartellieri in
Jena vom 26. August 1918**

d[en] 26.8.[19]18

Sehr geehrter Herr Professor!

[...] Der Krieg hat nie aufgehört. Es ist nur schrecklicher geworden. Nichts mehr von ritterlichem Gegenüberstehen Mann gegen Mann. Die moderne Kriegstechnik bedeutet heute die Kultur der Menschheit.

Niemand kann sich ein Bild von der Verwüstung des immer breiter werdenden [S. 2] Kampfstreifens machen, der es nicht täglich erlebt. [...] [S. 3]

[...] In dem ich bitte, mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Fräulein Tochter zu empfehlen und Ihnen die besten Nachrichten von Ihrem Sohn wünsche, verbleibe ich mit den besten Grüßen Ihr stets dankbarer Schüler Walter Krüger.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 12, Krüger, Nr. 2

4.1.2 Tod, Verwundung, Verluste, Kriegsschäden

**28. Feldpostbrief von Rittmeister Hanns von Einsiedel
aus St. Marie à Py vom 14. September 1914**

St. Marie à Py, den 14. September 1914

[ohne Anrede]

Schrecklich ist es mitanzusehen, wie unterwegs Scharen von Verwundeten versuchen, mitzukommen, um nicht in Gefangenschaft zu geraten. [Bl. 63] Jammervolle Bilder sah man. Leute, die auf der aufgeweichten Strasse auf allen Vieren vorwärts zu kommen suchten. Ein anderer versuchte, sich selbst Krücken zu schneiden, und bat, ihn hochzurichten, um mitkommen zu können. Man nimmt schon möglichst jeden mit, aber es hat seine Grenzen.

Notabene werden unsere Verwundeten von den Franzosen auch gut gepflegt. [...] Viele herzliche Grüsse Hanns [Bl. 64]

ThStA Altenburg, Familienarchiv von Einsiedel, Nr. 116 (maschinenschriftliche Abschrift)

**29. Feldpostbrief des Kanoniers Keller aus Szirgupoenen
(Kreis Gumbinnen) an seine Mutter
vom 21. September 1914**

Szirgupoenen, Kreis Gumbinnen, den 21. September 1914.

[...]

Liebe Mutter!

[...] Am Morgen beschossen sie [die Russen] uns schon wieder, ehe wir nur in Stellung standen. So sind uns am zweiten Tag durch ein einschlagendes Geschoss sämtliche sechs Pferde erschossen worden, ebenso hat ein [sic!] der Mittelfahrer sein Leben lassen müssen. Während dieser sechs Tage haben wir nichts zu essen gehabt und haben nicht geschlafen. Wir haben uns zuletzt von Zuckerrüben und Kohlrabi nähren müssen. Am vierten Tage beschloss [sic!] man uns mit schwerer Artillerie, dabei hatte unsere 4. (schwere Haubitze) Batterie einen Volltreffer. Wir standen links davon am Waldesrand und konnten wegen der ungemainen Schiesserei nicht auffahren, sonst wäre die ganze Batterie sicherlich verloren gewesen. Die 4. Batterie erhielt das heftige Feuer. Bei diesem Volltreffer flog ein ganzes Geschütz mit Munitionswagen, der daneben stand, in die Luft. Dabei waren sechs Mann tot und 18 verwundet. Der Leutnant als Zugführer wurde auseinandergerissen. Von ihm fand man nur noch die beiden Beine, alles andere war verschwunden. Bis zu uns hin waren die Eisenteile und blutige menschliche Knochen gepflogen. [sic!] [S. 1] Da wird einem doch ganz anders zu Mute. Dann erst die armen Verwundeten. Dem einen ist der Arm, dem anderen sind beide Beine abgeschlagen. [...] Ueberall da, wo ein Schrap-

nell in marschierende Infanterie explodiert war, lagen 60 bis 70 Russen tod [sic!] oder verwundet auf einen [sic!] Haufen. Ein entsetzlicher Anblick. Wir mussten dann noch mit unseren Geschützen darüber hinweg und mussten sehen, wie die armen Kerle ängstlich versuchten, nicht unter die Pferde und Räder zu kommen. Doch genug davon. Das erzähle ich Euch am besten.

Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Bd. 2 (maschinenschriftliche Abschrift)

**30. Feldpostbrief von Gerhard Theodor Bernhard Goepel
aus Lansart an seine Eltern in Altenburg
vom 12. Dezember 1914**

Lansart, den 12. Dezember 1914

Liebe Eltern!

Gestern habe ich zum ersten Male einen französischen Soldaten aus der Nähe gesehen, allerdings in totem, man kann schon sagen sehr totem Zustande. [...] Die roten Hosen leuchteten als einziger prononcierter Farbleck scharf durch den Nebel, es war kein Turko, sondern ein Linieninfanterist vom Regiment Nr., dem uns seit alters gegenüberliegenden Truppenteil. Sein Gesicht war vom Verwesungsprozeß bereits aufgedunsen und gedunkelt, so daß man ihn bei Nacht für einen Neger halten konnte. Er lag auf seiner Woldecke, mit der einen Hand hatte er sich den Rock aufgerissen, die andere war verkrampft in die Luft gestreckt und grauenvoll zusammengeschrumpft. Unendliche Mühe und Liebe war[en] jahrzehntelang auf ihn verwandt worden, und nun verweste er irgendwo in einem Straßengraben. Wir, hätten ihn gern begraben, aber in dem steinigen Gelände mit dem Spaten zu arbeiten, hätte die Aufmerksamkeit des Feindes herausfordern geheißen. [...]

ThStA Altenburg, Nachlass Fritz von Lindenau, Nr.440, Bd.1, F.40, Bl. 9 (handschriftliche Abschrift)

**31. Feldpostbrief des Seesoldaten Max Rempel aus Brügge
an seine Eltern vom 3. Januar 1915**

Brügge, d[en] 3. Jan[uar] 1915

Liebe Eltern!

[...] Die Granaten krepitierten rings um uns herum. Hier ist alles überschwemmt. Die gräßlichsten Anblicke, sie sind kaum zu schildern. Alle Dörfer und Gehöfte an der Front – alles zusammengeschoßen. Dutzendweise liegt das Rindviech und Schweine zerschossen herum oder erstickt, nicht nur dieses, auch viele Soldatenleichen, die nicht beerdigt werden können. Täte man das, würde man sich gegenseitig erschießen. [...]

Edmund Eschrich: Aus der Schulchronik Sonneberg-West (maschinenschriftliche Abschrift), S. 21

**32. Kriegstagebucheintrag von Dr. Paul Dreykorn
in Lahayville vom 30. Januar 1915**

[...] Lahayville, das ich im November als Eldorado beschrieb, ist es längst nicht mehr. Fast jedes Haus ist zerschossen, fast kein Dach ist heil. [...] Wenn man diese Zerstörungen sieht, kann man Gott danken, daß das deutsche Vaterland mit geringer Ausnahme von derartiger Kriegsnot verschont wurde. Nicht die Häuser allein, Vieh, Vorräte, Bäume und Felder sind verwüstet und zerstört, [S. 39] die Felder, mit Schützengräben beider Parteien durchfurcht, werden jahrelange Bearbeitung erfordern. Das Gras der Wiesen zugestampft. – Was der Mensch nicht ausriß, besorgt das Wetter. Ungeschützt vom dichten Dach brechen täglich Mauern. Der Wind fährt überall hindurch. Die Türen und Holzwerk sind zu Unterständen verbaut oder verfeuert. Die Möbel zerbrochen, das Ackergerät entzwei oder als Barrikade. Die landwirtschaftlichen Maschinen rosten, ihr Holz und das der Wagen diente auch als Heizmittel. Wäsche, Kleidung zerissen,

verschleppt, im Kot liegend. Es waren ja Franzosen hier, dann Baiern, Badener, Gardeersatz und dann wir. Jeder tat etwas nur, aber er nahm. [...]

StadtA Weimar, Bestand 53 5-3/4

33. Feldpostkarte von Leutnant W. Holtzmann aus Lötzen an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 6. April 1915

Lötzen, den 6.4.1915.

Sehr geehrter Herr Geheimrat,

[...] die Kämpfe sind hier überall vor den angeschwollenen Flussläufen und grundlosen Sümpfen zum Stehen gekommen. Vor der Befestigungslinie buddelt man jetzt ab und zu – da der Schnee weggeschmolzen ist – Russenleichen aus, die zum Teil drei Monate und länger verschneit waren. Viele Grüsse und beste Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin. Ihr W. Holtzmann.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 3, Holtzmann, Nr. 2

34. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister von der Westfront (Frankreich) an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 11. Mai 1915

aus Frankreich, den 11.5.[19]15.

Sehr geehrte Herren!

[...] Wir haben die Tauguris-Höhe besetzt, das ist ein Berg etwas höher wie unser Zoitzberg, darauf stand noch im Monat Februar ein blühendes Dorf Tauguris, jetzt ist weiter nichts zu sehen als ein gr[ößer] Steinbruch. Von der Mitte des Berges bis hinauf zur Höhe zieht sich unser einst mühevoll angelegter Schützengraben, wir liegen dem Feind ziemlich nahe gegenüber. Die Entfernung wech-

selt zwischen fünf und 30 Metern, aus diesem Grunde haben wir nicht viel unter der Artillerie zu leiden, aber desto mehr von Minen und Handgranaten. Kommen dieselben unverhofft geflogen, hauptsächlich des Nachts, so können dieselben gr[oße] Verluste [S. 1] bringen, ist man aber erst darauf aufmerksam geworden, so ist es weniger gefährlich, denn man sieht dieselben dann fliegen und kann, wenn sie nicht in allzu gr[ößen] Massen kommen, ausvisieren, wohin sie fallen, und kann dann noch ausweichen. Aber immerhin richten die Dinger noch genügend Schaden an, von den gewaltigen Explosionen erzittert dann der Berg in seinen Grundfesten, was natürlich auch nicht nervenstärkend wirkt.

Oft genug ist es schon vorgekommen, daß einzelne Leute abgelöst werden mussten, denn es kann manchen, der an und für sich schon nervös war, noch folgens [vollends] den Verstand rauben. Auf diesem Berge hat schon mancher Deutsche und auch Franzose sein Leben lassen müssen. Nach unserer Seite hin sind viel[e] Massengräber angelegt, jedoch nach der franz[ösi-]schen Seite sowie zwischen unseren Gräben liegen die Toten noch zu Hunderten unbeerdigt und strömen bei der warmen Witterung sowie bei nebelichen [sic!] Wetter einen üblen Geruch aus. Auch ist es öfter vorgekommen, daß Granaten oder Minen in die Gräber einschlagen und somit die Toten wieder frei lagen. Bei Neuanlegung von zerschossenen Gräbern stößt man fast immer auf Leichen, wie die nun teilweise beseitigt werden, will ich nicht ausführen, aber glauben Sie, [S. 2] meine Herren, das sind grausige Anblicke. Ganz oben auf der Bergeshöhe liegt noch der sogenannte Leichenkeller, dies war früher ein bombensicher angelegter französischer Unterstand, derselbe wurde einst den Franzosen im Sturm genommen, die dabei durch Handgranaten um ihr Leben gekommenen Franzosen wurden nur mit einer Schicht Erde bedeckt, und heute wird dieser Unterstand, oder besser gesagt Begräbnisstelle, von einer unserer Feldwachen als Deckung bezw. Schlafraum benutzt. Jetzt im Kriege erlebt man Sachen, an die man nie geglaubt hätte, daß man dieselben mit durchmachen könnte.

Eine heikle und gefährliche Sache ist noch das Essenholen, da die Artillerie noch ziemlich weit in die Res[erve]-Stellungen das Gelände bestreicht, können die Gulaschkanonen nicht weit heran fahren, somit muß das Essen stundenweit geholt werden, wobei es auch nicht immer ohne Verluste abgeht. Heut früh 6 Uhr befeuerte die franz[ösische] Artillerie eine unserer Sanitätswagen, in dem ein schwer verwundeter Offizier sowie noch zwei Lanzer lagen. Als Strafe feuerte dann unsere Artillerie mit schweren Geschützen und aller Heftigkeit in die franz[ösischen] Gräben sowie in die hinter der Schlachtfrent liegenden Dörfer. Ich wüsste nun nichts Nennenswertes weiter zu berichten und verbleibe mit vielen herzlichen Grüßen und aller Hochachtung
Ihr ergebener Willy Pfister

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

35. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister aus Vangnois an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 29. Mai 1915

Taugurishöhe, d[en] 29.V.[19]15

Sehr geehrte Herren!

Die mir freundlich ges[andten] Zigarren habe ich erhalten und spreche Ihnen meinen herzl[ichen] Dank dafür aus. Bei den [sic!] häßlichen Leichengeruch, der den vielen und schon seit Monaten unbeerdigten Leichen ausströmt, tut eine Zigarre oder Pfeife Tabak wirklich gute Dienste. Ende d[ie]s[e]s Monats sollen wir hier abgelöst werden, hoffentlich wird's endlich mal wahr, denn so lange haben wir noch nie ununterbrochen in der vordersten Stellung gelegen, und dabei kann man dies die gefährlichste Stellung nennen, die wir [S. 1] je innegehabt haben, denn bei dieser kurzen Entfernung, die wir den Franzosen gegenüber liegen, heißt es gut aufpassen, und das strengt sehr an.

Die schwere Kampfweise, die wir durch Minen und Handgranaten hier zu bestehen haben, hat sich in den letzten 14 Tagen noch durch Sprengungen erhöht. So ist jetzt fast kein Tag vergangen, in dem wir bzw. die Franzosen nicht einen unterminierten Graben oder Stollen sprengten. Die Verluste, die hierbei entstehen, sind groß und die Verwundungen meist gräßlich. Stundenlang hört man dann noch das Schreien und Wimmern der Verletzten, andere wieder werden durch die zusammenstürzenden Erdmassen lebendig begraben. Die Unsicherheit, mit der man hier [S. 2] im Graben steht, wo man also keinen Augenblick sicher ist, nicht mit in die Luft zu fliegen, ist so groß, daß dies auch nicht gerade nervenstärkend auf uns einwirkt. Na hoffentlich vergeht diese schwere Zeit auch mal, aufdaß man wieder seiner friedlichen Beschäftigung nachgehen kann, aber ich glaube, nachdem sich nun auch diese Leierkastengesellschaft von Italienern, was stets mein Bedenken war, mit ins Zeug mischten, ist an ein baldiges Ende gar nicht zu denken. Mag es nun so lang dauern wie es will, die Hauptsache ist es, daß wir es finanziell aushalten, die Kraft unserer Krieger wird jedenfalls so leicht nicht gebrochen, und somit ist die gr[öße] Möglichkeit vorhanden, auch wenn sich noch mehr Feinde uns gegenüberstellen, daß wir doch über sie triumphieren.

Ich bin noch vollständig gesund und verbl[eibe] mit herzl[ichem] Gruß und aller Hochachtung.

Ihr ergebener Willy Pfister

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

**36. Feldpostbrief von Hermann Macholett aus Frankreich
an seine Ehefrau Rosa in Gießübel
vom 15. Oktober 1915 [Vgl. Brief Nr. 149]**

Liebe Rosa!

[...] Und nun, liebe Rosa, denke nicht immer gleich das Äußerste. Dein Wunsch wäre wohl schwer zu erfüllen. Obgleich ich sehr ungern darüber schreibe, so muß ich Dir doch gestehen, daß die Leichen vom 25. bis 29. September immer noch unbeerdigt draußen liegen, an dem Abhang, den wir räumen mussten, unter ihnen auch unser Leutnant, der beim ersten Gefecht fiel. Nicht einmal die Schwerverwundeten konnten gerettet werden, außer denen, die noch schnell von ihren Kameraden unter größter Todesverachtung davon geschleppt wurden. An dem Hang kann sich jetzt niemand blicken lassen, weder der Franzmann noch wir, da von beiden Seiten gleich geschossen würde. Es ist eine traurige Tatsache und beweist, wie tief jetzt alles menschliche Fühlen gesunken ist. Auch würde die Erfüllung Deines Wunsches zu teuer kommen und nicht bewilligt werden, da die Bahn jetzt nicht mehr hierher fahren kann, wegen schwerer Beschießung von seiten des Feindes. Schlage Dir die trüben Gedanken aus dem Kopfe, noch bin ich gesund, und unser Gott lebt noch. [...]

Lebe wohl. Grüße Mutter, Laura, Luise, Frieda, Regine, Deine Eltern und Geschw[ister], Nachbarn Ernestine und Emil. Auf Wiedersehen. Herzlichen Gruß Dein Hermann.

Familiennachlass Macholett

**37. Feldpostbrief von Offizierstellvertreter und
Bataillonsadjutant Ernst Bischoff aus Forst Smorgon an
Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 2. Dezember 1915**

Forst Smorgon, Kommandanturunterstand,
d[en] 2. Dez[ember] [19]15.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Über ein erschütterndes Drama muß ich Ihnen leider dieses Mal berichten: Vorgestern schlug eine schwere russ[ische] Granate in das Bataillonsgeschäftszimmer, wo ich als Bataillonsadjutant die längste Zeit des Tages tätig bin, ein und explodierte dort. Es blieb kein Stein auf dem anderen. Sämtliche anwesende B[a]t[ai]l[lon]sstabsangehörige wurden getötet oder schwer verletzt; auch von den arg verstümmelten Schwerverletzten ist heute als letzter Vizefeldwebel Einspänner verstorben. So blieb von dem ganzen dort beschäftigt gewesenen Bataillons-Stab als einzig Überlebender ich übrig, der ich kurze Zeit vorher das Geschäftszimmer verlassen. Wiederum habe ich einem geradezu wunderbaren Glückszufalle – oder war es göttliche Fügung! – mein Leben zu danken.

Groß ist die Arbeitslast, die infolge des Todes aller Stabsangehörigen auf meinen Schultern ruht, da ich zunächst allein die Bataillons-Geschäfte besorgen und nun Mitarbeiter erst anlernen muß. Doch mit Gottes Hilfe wird auch dies geschafft werden. Freundlicher Gruß aus dem Felde. Ihr dankbarer Schüler Ernst Bischoff.

*ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 5, Bischoff,
Nr. 18*

4.1.3 Körperliche Strapazen und mentale Stimmungen

38. Feldpostbrief des Reservisten Ringer aus Zobrze/Oberschlesien an „Trudchen“ in Erfurt vom 27. Oktober 1914

zur Zeit Zobrze i[n]/Oberschl[esien], den 27. Oktober 1914
L[iebes] Tr[udchen]!

[...] Wege und Strassen haben die Leute, das ist der reinste Spott. Wenn es da mal geregnet hat, versank unsere Artillerie und Bagage oder blieb stecken. Sechs, acht, zehn, zwölf Pferde zogen da manchmal so an einem Bagagewagen oder Geschütz, wo sonst nur zwei Pferde genügten. Unsere armen Tiere könnten was erzählen, wenn sie reden könnten. Viele Pferde sind durch die Anstrengungen umgefallen und nicht wieder aufgestanden, die Wege sind grundlos. Infanterie kommt ja bekanntlich durch den größten Dreck durch, ist aber sehr anstrengend dafür, am Abend wussten wir dann, was für einen Marsch wir hinter uns hatten. Die Stiefel blieben manchmal stecken im Dreck, das war aber immer noch nicht schlimm. Schlimm war's erst dann, wenn uns der Dreck oben in den Stiefelschacht hineinfluss; das war oft vorgekommen, denn so ein Marsch dauerte oft bis spät in die Nacht hinein und im Finstern tappte man in den grössten [S. 3] Dreck hinein, man konnte ja nichts sehen, Russland bei Nacht ist eine Wüste, eine Dreckwüste. Manchen Tag haben wir überhaupt nichts anderes getan als Wege und Strassen gebaut. Steine, Sand aufgeschüttet.

Also Du siehst, Trudchen, bei die Preußen [sic] man alles lernen, Alles. Manchen Tag haben wir marschiert also von früh fünf bis sechs [Uhr] und sind gegen Abend [um] fünf bis sechs [Uhr] ins Quartier gekommen und wie viel Kilometer haben wir gemacht, 15 bis 20! Denke Dir gegen Belgien, wo wir auf den festen Strassen 50 bis 60 Kilometer am Tage gemacht haben und noch nicht so müde waren, als wie in Russland bei 15 bis 20 Kilometer durch Dreck! O, Russland hoch in Ehren, Du elendes Land

im Dreck. Und denke doch, Trudchen, bei all den schlechten Verhältnissen waren wir den Russen dauernd auf den Fersen [...]

Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Bd. 1 (maschinenschriftliche Abschrift)

39. Feldpostbrief von Unteroffizier Karl Seyffarth aus Rumänien an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 19. Februar 1917

d[en] 19. Februar 1917.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

[...] Während wir bis Buzau nur wenig Verluste hatten, wurde unser Regiment in den nun folgenden Kämpfen fast vollständig aufgerieben. Die meisten Verluste hatten wir in der Putnaschlacht und zwar infolge der strengen Kälte. Wir wurden vom Winter überrascht; es fiel hoher Schnee und ein starker Frost setzte ein. Da lagen wir nun draussen in Eis und Schnee unter freiem Himmel und sind beinahe alle erfroren. Der starke [S. 2] Frost im Erdboden und der Mangel an Handwerkszeug erschwerten den Bau von Unterständen, und so dauerte es ziemlich lange, bevor wir ein schützendes Obdach bekamen. Ich selbst habe beide Hände erfroren, bin aber jetzt schon wieder vollständig geheilt. Jetzt ist die schlimmste Zeit für uns vorüber; auch hat die strenge Kälte etwas nachgelassen.

Und haben Sie nochmals vielen herzlichen Dank, hochverehrtester Herr Geheimrat, und empfangen Sie viele herzliche Grüsse von Ihrem ganz ergebenen Karl Seyffarth.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 18, Seyffarth, Nr. 6

**40. Feldpostbrief von Siegfried Müller aus Wiesbaden an
Professor Alexander Cartellieri vom 31. Juli 1918**

Wiesbaden, den 31.7.1918

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Seit vierzehn Tagen etwa bin ich wieder auf meinem Lazarettzuge und sitze auch wieder in meinem alten Wagen, in dem ich schon soviel in der Welt der Mittelmächte herumgefahren bin.

Welche Veränderung des Lebens wieder! Aus der Freiheit in den Zwang, aus der Sauberkeit ins unvermeidliche Ungeziefer. Und von neuem muß ich mich gewöhnen an den oft ekelerregenden Schmutz der Verwundeten, der umso ärgerlicher ist, je mehr er hätte vermieden werden können. Aber in zwei, drei Tagen erzieht man keinen zur Sauberkeit. Und so läßt man's halt gehen und ist allemal wieder froh, wenn man die unsaubere Gesellschaft los ist und ihre wilden Reden nicht mehr zu hören braucht. Und doch sagen wir uns auch immer wieder: Wie soll's anders sein bei den Soldaten, die jahrelang im Felde sind. Es würde uns gerade so gehen. Und fassen wir uns an unsere eigenen Nase.

Im Augenblick heißt's: zugreifen! Und nicht lange nach den Ursachen fragen. Und die Gewohnheit hilft über vieles hinweg.

Es ist meine zweite Fahrt nach dem Westen, die ich jetzt mitgemacht habe. Bisher fuhren wir immer nur nach Ungarn und Serbien. Aber was ist das für eine ganz andere Art der Kriegsführung hier als dort. Allein schon die stete Fliegergefahr hält alles in Spannung und einer gewissen Erregung. Neulich wurden wir nachts geweckt – es war hinter Laon – die Flieger hatten auf der Station vor uns unsere Munitionszüge zur Explosion gebracht. Auch neben uns stand einer. Es konnte leicht sein, daß sie auch uns einen Besuch abstatteten, dann war unsere Lage nicht beneidenswert. Aber wir wachten umsonst. Niemand kam. Und ein paar Tage später, als Laon heimgesucht wurde, waren wir gerade vor ein paar Stunden von dort abgefahren.

Natürlich ist diese Gefahr lächerlich gering im Vergleich zu der an der Front. Aber für uns aus dem Südosten ist der Westkrieg

etwas Ungewohntes. So schwere Fälle von Verwundungen wie hier haben wir dort selten zu sehen bekommen. Und gar Gasranke, das gab's da unten nicht. Malaria, Ruhr und sonstige Darmranke, das war das ewige Einerlei, was wir auf fünftägiger Fahrt nach Hause beförderten.

Zunächst fällt mir der Dienst nicht ganz leicht. Das Examen hat mich doch mitgenommen, die Modekrankheit mußte ich mir auch noch zulegen. Aber es findet sich alles, gewiß auch wieder Zeit und Lust an dem Examen weiterzubauen.

Wie froh bin ich über diesen Teilerfolg, wie dankbar für das große Entgegenkommen und die gütige Nachsicht, die mir ihn ermöglicht hat!

In vorzüglicher Hochachtung bin ich, hochgeehrter Herr Professor, Ihr ganz ergebener Siegfried Müller.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 17, Müller, Nr. 1

4.1.4 Mitgefühl mit den Leiden der gegnerischen Soldaten und der Zivilbevölkerung im Kampfgeschehen

41. Feldpostbrief vom Vizefeldwebel Ewald Heß aus Marchèville-en-Woëvre an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 21. November 1914

Marchèville-en-Woëvre, 21.11.1914.

Hochverehrter Professor!

[...] Dafür danken wir immer Gott, wenn wir sehen, welche Verwüstungen der Krieg anrichtet: Die Dörfer werden zerstört, Kirchen zerschossen, da die Türme stets gute Beobachtungsposten für die Artillerie sind; das [S. 2] Getreide liegt teilweise noch auf den Feldern und verdirbt, das Land selbst wird ausgesogen, die arme Bevölkerung, die männliche wenigstens, wird abtransportiert (nach Metz), um Spionage unmöglich zu machen. Da gibt es manchmal gar traurige Szenen beim Abschied, denn die

Angehörigen denken meist, es ginge ihren Männern an den Kragen. Da habe ich als „Sprachkundiger“ schon oft beruhigen müssen! [...] [S. 3]

Ihnen, hochverehrter Herr Professor, und dem ganzen lieben Jena herzlichste Grüße und nochmals vielen Dank!

Ihr sehr ergebener Ewald Heß.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 8, Heß, Nr. 6

42. Feldpostbrief von Walter Flex von der Ostfront an die Eltern vom 2. September 1915

[...] Plötzlich tauchen zwischen uns und den Russen, die der Fluß trennt, aus der Finsternis weiße Kopftücher, schattenhafte Gestalten und die Umrisse von Wagen und Pferden. Ein Jammerhäuflein von Menschen, die in einem großen Gehöft am Fluß hausten und sich jäh zwischen den zwei Feuern eingekeilt sahen. In der vor Todesangst fast wahnwitzigen armen kleinen Herde von Frauen und Kindern und alten Menschen, auf die ich aus dem Schützengraben zusprang, war eine Deutschrussin, die mich jammernd um Durchlaß bat. Ihr Mann sei Besitzer der brennenden Papierfabrik von Orani, deutscher Reserveoffizier usw. Gott weiß, ob's wahr war. Ich half den Leuten durch unsere Front, so daß sie die Abzugsstraße gewinnen konnten, sah mich plötzlich mitten im Heulen und Gurgeln der Geschütze und im Flackerschein der aufglostenden Brandwolken, in die der Himmel Wasser in Güssen schüttete, von weinenden Frauen umstellt und umdrängt, sah in angstverzernte Gesichter und Gesichtlein, hörte ein bettelndes Kauderwelsch und fühlte plötzlich Weiberhände im Gesicht und auf den Händen, Betteln, Jammern, Danken, alles durcheinander. [S. 3] Ich schob den kleinen Zug, der sich in Todesangst ineinanderdrängte, hinter unsere Linie ab, sah den Frauen und Kindern, die da mit wenig mehr als dem getretenen nackten Leben von Haus und Hof in die Sturmnacht eines

verwüsteten Landes zurückflüchteten, nach und sprang wieder in unsern Graben. [...] [S. 4]

Dankt Gott, daß er unsre Heimat vor dem Kriege bewahrt hat! Das Elend der armen Leute hier brennt heller zum Himmel als ihre Holzhütten. Ihr macht Euch keine Vorstellung von der Panik dieser Ärmsten, die sich auf zerbrechenden Wagen und [mit] einem bißchen Vieh auf den Heerstraßen heimatlos hin- und herschieben, in den Ackerfurchen schlafen und ihre Dörfer vor und hinter sich in Flammen sehen. Merkwürdig ist die Todesangst, die alle vor einer Rückkehr der Russen haben. Als wir durch Orani – am Tage vor dem Brande – zurückgingen, um um die Stadt herumzugehen, gab es eine Wahnsinns-Panik unter den [S. 5] Einwohnern, die die Russen auf unsern Fersen glaubten. Alles drängte mit Sack und Pack und Kindern und Vieh zusammen, schlug sich um ein paar Leiterwagen mit armseligen Kleppern davor, riß sich an Kleidern und Haaren hinunter. Die Leute trampelten buchstäblich aufeinander, alte Juden bestürmten barmend die Offiziere „Rußki macht uns kapput!! Kommt Rußki?“ Die Russen müssen scheußlich im eigenen Lande gehaust haben. [S. 6]

[...] Ich bin ja bei Euch und Ihr bei mir auch ohne Briefe und bin glücklich. Grüßt Kuno und Martin.

Immer! Euer Walter.

Stadtarchiv Eisenach, 40/2 Nachlass Walter Flex, A 1.2.1

43. Brief von Hermann Macholett aus Laon an seine Ehefrau Rosa in Gießübel vom 29. Oktober 1917

Liebe Rosa!

[...] Eine halbe Stunde vor der Stadt begegneten uns die Einwohner der umliegenden Dörfer auf der Flucht.¹⁰⁰ Der Himmel bewahre Euch vor solchem Schicksal. Die Leute konnten nichts retten als ihre Betten, die sie auf einen Karren gepackt hatten,

den vielfach ein altes Mütterchen, ein Greis oder Kind zog, manchmal auch ein nobles Weib. Es regnete dieser Tage öfters, und waren die Leute mit Straßenschmutz dick bedeckt bis zum Kopfe. Ihre Wohnung und Eigentum sind sie los, wo sie hingestopft werden, wissen sie nicht. War ein trostloser Anblick, und dauerten mich auch die armen Kinder, von denen manche Ihre Schulmappen auf dem Rücken trugen. Wollte der Himmel doch erst ein Einsehen haben. [...] Herz[licher] Gruß Dein Hermann.

Familiennachlass Macholett

44. Brief von Hermann Macholett vor Cambrai an seine Ehefrau Rosa in Gießübel vom 13. September 1918

Liebe Rosa und Albert!

[...] Die schöne Stadt Cambrai ist jetzt geräumt vom Zivil. Der Engländer beschießt sie. Was die Einwohner zurücklassen mußten (und das ist viel, da sie einen weiten Weg hatten und meist zu Fuß gehen mußten) wird jetzt mit Autos und Kolonnenwagen aus der Stadt geholt und am Kanal in große Schleppkähne geladen und zurückgebracht. Da könnt Ihr schöne Sachen sehen, denn die Stadt war reich. Das Herz tut einem freilich weh, wenn man sieht, wie die schönen Möbel herumgeworfen werden, daß die Beine abfliegen. Die schönen Pianos, die dabei sind. Auch was an Wäsche, Kleidern und dergleichen dort liegt, wird geholt. Da war ich diesen Abend an der Abladestelle wo mehr als zwanzig Mann auf dem Haufen herumstöberten und sich manches aussuchten. Was wird dabei nicht ruiniert. Mit Stiefeln zertrampelt, zerrissen. Neben Kleidern lagen die schönen Federbetten, schwere seidene Vorhänge, Teppiche, Läuferstoffe. Hätten wir's zuhause. Etwas Leinentuch (weiß) habe ich zusammengesucht. Kannst es vielleicht zum Hemdflicken gebrauchen. Wenn ichs halt heimbringe. [...] Herz[liche] Grüße an Alle Dein Hermann.

Familiennachlass Macholett

4.1.5 Militärische und persönliche Eigenschaften des Gegners

45. Feldpostkarte des Angestellten Willy Pfister aus Tirlmont an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 15. September 1914

Tirlmont, d[en] 15.9.1914.

Sehr geehrte Direktion!

[...] Die Gefangenen (Engländer) sind sehr widerspenstig und betragen sich wie's wilde Vieh. Zum Beispiel tragen dieselben in ihre Uniformen eingenäht scharfe Messer, welche mit einen [sic!] Dorn versehen sind. Beim Stich wird das Messer dan[n] herum gedreht, und dadurch entsteht eine gr[oße] Wunde. Auf diese Art und Weise ist sogar auf der [sic!] Transport ein Transportführer schändlich um sein Leben gekommen, den Engländern gegenüber soll unsererseits auch möglichst kein Pardon gegeben werden. Die Begeisterung unter unseren Truppen ist sehr groß, ich bedauere jeden Deutschen, den [sic!] es nicht vergönnt ist, für die Ehre seines Vaterlandes zu kämpfen. In der Hoffnung, daß ich Sie, meinen [sic!] Herren, einst gesund [S. 1] und munter wiedersehe, verbl[eibe] ich mit herzlichem Gruß

Ihr ergebener Willy Pfister.

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

46. Brief des Unteroffiziers Moritz Dallgas aus Werlingham an seinen Vater vom 21. Oktober 1914

Lieber Vater!

[...] Die Engländer haben keine solche Soldaten wie die Franzosen, welche fürs Vaterland kämpfen, nein, blos [sic!] Söldner, die für Geld kämpfen. Das sind alle Lumpen und nichts-

nützige Kerle. Wir haben hunderte von solchen Brüdern schon gefangen. Es war tatsächlich ein 63jähriger Mann dabei als Gefangener. Solche Soldaten gibt es wohl wenig. Den Zeitungsabschnitt habe ich gelesen, habe aber alles schon gewußt von Antwerpen. Denn wir verhauen nämlich die flüchtenten [sic!] Engländer von Antwerpen, welche vorher durchgekommen sind vor dem Einnehmen der Stadt. Auf den Johannesplatz werden wohl noch mehr Gefangene kommen. Die Inder haben sich aber schnell wieder verdrückt. Sie sind von den Engländern verkohlt worden. Zu Kriegszwecken lassen die sie nicht ein. Kennst Du den Fall? Nun teile ich Dir mit, daß wir gegen die Engländer gut stehen, und wir werden diese von zwei Flügeln eindrücken.

Herzliche Feldgrüße sendet Dein Sohn Moritz.

Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Bd. 2

**47. Feldpostkarte des Kassenassistenten und Buchhalters
Harry Wagner an die Direktion der Allgemeinen Deutschen
Creditanstalt, Filiale Gera, vom 7. August 1915**

Am 7.8.[19]15

Werte Firma!

[...] Wohl haben die Herren Lumpenengländer ungeheure Verstärkungen an schwarzem Volk erhalten, doch was kümmert's uns? Und wenn sie alle Hottentotten und Zulukaffern herbeizerren, wir werden doch fertig mit dem Lumpenpack. Es muß für die Belgier ein eigentümliches Gefühl gewesen sein, als gestern ihre Glocken unseren Sieg verkündeten. Und nun, da wir Warschau haben, wird's bald auch hier losgehen, wo? Das weiß natürlich kein Mensch. Vorbereitungen, die getroffen sind, sind jedenfalls immens.

Wie geht es bei Ihnen? Wohl viel Arbeit jetzt. Da wir im Graben viel Zeit haben, soll ich da vielleicht einige Staffeln mitrech-

nen? Sind denn noch Beamte meiner [S. 1] Zeit da? Mit treudeutschem Gruß verbleibe ich ergebenst, Jäger Harry Wagner. [...].

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 3

**48. Feldpostbrief des Leutnants der Reserve Ernst Bischoff
aus Smorgon an Professor Cartellieri in Jena
vom 4. Juli 1916**

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

[...] Vorgestern hatten wir hier einen großartigen Gasangriff mit Artillerieunterstützung (46.000 Schuß). Daß es uns trotzdem nicht möglich war, die russ[ischen] Stellungen zu nehmen, zeugt für den Wert der uns gegenüberstehenden Truppe, die trotz furchtbarer Verluste (auf einen Deutschen kommen 90 tote Russen) und trotz des Gasangriffes (das Gas war 13 Mal giftiger als Blausäure!) mit Hilfe starker, herbeieilender Verstärkungen sich hielten. Die russischen Gegenangriffe, welche dann einsetzten, gestern Nacht drei, heute zwei, wurden allerdings restlos blutig abgewiesen. Der Kommandeur des uns aus dem Westen zugewiesenen Gaspionierregimentes, der vor Ypern, in der Champagne und bei Verdun gewesen, hat bei seinen 21 Gasangriffen hier zum 1ten Male mit seinem Gas keinen vollen Erfolg erringen können. Durch wirksame Gegenmaßregeln haben die Russen die Wirkung des tödlichen Gases zu vermindern gewußt, wenn sie diese auch nicht ganz zu beseitigen wußten. Leider darf ich hierüber nichts Näheres berichten. Herzlichen Gruß gestattet sich ergebenst Ernst Bischoff.

ThULB Jena, Nachlass Catellieri 15/2, Mappe 5, Bischoff, Nr. 21

**49. Feldpostbrief von Leutnant Walter Krüger
von der Westfront an Professor Alexander Cartellieri
in Jena vom 26. August 1918**

den 26.8.[19]18

Sehr geehrter Herr Professor!

[...] Und ich selbst muß auch unsern großen Gegner Frank[reich] nur bewundern, daß er es, wenn auch unter den schwersten Blutopfern, fertig gebracht hat, sich aus der ihm von uns aufgezwungenen Defensive heraus zu winden und sogar so kräftig zur Offensive überzugehen. Wir dürfen nun einmal die Franzosen nicht unterschätzen, vor allem als Soldaten. Sie sind eben wie wir in den Waffen groß geworden.

[...] Ihr stets dankbarer Schüler Walter Krüger.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 12, Krüger, Nr. 2

4.1.6 Gefangennahme, Gefangenschaft, Überläufer

**50. Feldpostbrief von Rittmeister Hanns von Einsiedel aus
Lesquin an seine Ehefrau vom 7. November 1914**

Lesquin, den 7. November 1914.

Liebste Friedel!

[...] auch Inder gefangen, die strahlenden Auges in die Gefangenschaft gingen. Die sagten, es fiel ihnen nicht ein, auf die Deutschen zu schießen, sie wüßten nicht warum. Man hätte sie zu Manöver-Zwecken geholt und nun wäre Krieg! Scheusslich, die armen Kerls als Kanonenfutter zu verwenden. Die Franzosen schicken immer Turkos und Zuaven zuerst vor, um dann desto sicherer dahinter ausreissen zu können. Diese feige Bande! [Bl. 20] [...] Mit tausend Grüßen allerseits Hanns.

*ThStA Altenburg, Familienarchiv von Einsiedel, Nr. 117, Bl. 20–22
(maschinenschriftliche Abschrift)*

**51. Feldpostbrief von Rittmeister Hanns von Einsiedel aus
Lesquin an seinen Vater vom 12. November 1914**

Lesquin, den 12. November 1914.

Mein lieber Vater!

[...] In der Heimat wird soviel über zu gute Behandlung der Gefangenen geschimpft; ich finde, man kann diese garnicht gut genug behandeln, muss ihnen aber die Möglichkeit geben, dies in ihrer Heimat anzuerkennen.

Auf diese Weise gehen sie eben „schaarenweise“ zu uns über.

Es ist öfters vorgekommen, dass wenige Soldaten 100 und noch mehr Gefangene nahmen. Hoffentlich gelingt es auch, recht viele Inder in ihre Heimat zu bringen, das wäre eine gute Sache, denn die würden für Stimmung sorgen.

Den armen Kerls war beim Abtransport kein Wörtchen gesagt worden. Sie sollten zu einem großen Manöver!!

Inzwischen ist ja Deine Hoffnung betr. Türkei erfüllt und ist das für uns sicherlich eine große Sache. Nun fehlen ja zum Völkerpotpouri nur noch die Eskimos! [...]

Mit allerseits herzlichen Grüßen, besonders auch an Mutter, Dein Schwiegersohn Hanns.

ThStA Altenburg, Familienarchiv von Einsiedel, Nr. 117 (maschinenschriftliche Abschrift)

**52. Kriegstagebucheintrag von Dr. Paul Dreykorn
in Pannes vom 1. Februar 1915**

Montag, den 1. Februar 1915

Sechster Monat Krieg, vierter Monat in Pannes! Hora ruit.

Als jüngst der Verläufer der 3. Komp[agnie] zu den Franzosen übergang, sagte die Brigade; es solle gut sein, wenn wir dafür einen Gefangenen lieferten. Am nächsten Morgen schon konnte

prompt gemeldet werden: „Gefangener zur Stelle!“: Jean Pierre Dulrien vom 286. Territorial-Regiment war es, der Jahresklasse 1901, die sich im XI. Armeeekorps mit Regiment 252 und 239 alle vier Tage ablösen. Nächstens werden sie ganz von XX. A[rmeek]k[orps] abgelöst. Er gab an, daß sie am 11. bis 13. Dez[ember] vergangenen Jahres hier 1200 Mann verloren hätten, daß viele dann krank seien und erfrorene Füße hätten. Frostschäden haben wir ja noch nicht gehabt. Außer 40 geheilten aktiven Verwundeten sind es nur Territorial- und Landsturmlaute zwischen 35 und 48 Jahren. Man hat also fast alles draußen. [S. 46] Die Stimmung sei schlecht in Frankreich, besonders in den Industriestädten. In Etienne sei es drüber zu Unruhen gekommen. Er sagte, es würden sich noch mehr zur deutschen Seite hin verlaufen. Fünf Minuten einmal feige zu sein, sei besser als tot. – Da war eine Patrouille von uns besser: Fällt da einer beim Anschleichen in den französischen Schützengraben, schlägt einen Franzosen mit dem Kolben nieder, stößt den anderen hin, springt heraus, versteckt sich eine halbe Stunde vor seinen Verfolgern im Bach und landet heil bei uns. Glück muß der Mensch haben. [...]

StadtA Weimar, Bestand 53 5-3/4

53. Feldpostbrief von Walter Flex aus der Kolnizanka an die Eltern vom 2. Juni 1915

Geliebte Eltern!

[...] Iwan ist kein großer Held und hat mehr Respekt vor uns als wir vor ihm. Der Moskauer Kriegsfreiwillige, den ich gefangen nahm, besah sich ehrfürchtig eine Hindenburgpostkarte und meinte: „Chindenburg,¹⁰¹ o gutt!“ (dabei tippte er an seine Stirn, was eine Anerkennung des Verstandes sein sollte.) „Nikolaiewitsch¹⁰², ah, ah, nix, nix!“ Darauf mimte er einen furchtbaren Keuchhusten, der von der Erkrankung des Generalissimus die

schauerlichsten Vorstellungen hervorrief. Ihr könnt Euch denken, wie meine Leute grinsten!
Tausend, tausend Grüße! Euer Walter.

Stadtarchiv Eisenach, 40/2 Nachlass Walter Flex, A 1.2.1

**54. Feldpostbrief von Leutnant Dr. Fritz Schneider aus
Volterra (Italien) an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 24. November 1915**

Mittwoch 24. Nov[ember] 1915

Volterra Italia prisonnier de guerre, Leutnant Schneider.

Mein hochverehrter Herr Professor,

Wer hätte das gedacht, dass ich im Kriege einst von hier aus und unter solchen Umständen an Sie schreiben würde. Indessen, auch das Kriegsglück ist wankelmütig. Das Ende war schrecklich im wahren Sinne des Wortes. Wir überlebenden Offiziere sind zusammen geblieben – darunter noch ein Burschenschaftler – und müssen uns in unser Geschick fügen. Die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, dass es auch die italienische Regierung bzw. die Offiziere an einer gewissen Ritterlichkeit nicht fehlen [S. 1] lassen. Aber von dem, was in der Welt vorgeht, von dem grossen Ringen, an dem ich solange teilgenommen habe, erfahren wir nichts, denn Zeitungen erhalten wir nicht. Freilich, die Ruhe und Stille ist ausserordentlich angenehm und tut sehr wohl. [...], wann werden wir wieder nordwärts, heimwärts ziehen?

Wir sind in der tausendjährigen Abtei auf Monte Nibbio untergebracht, ich schreibe in einer der Zellen, in denen früher fanatische oder fromme Mönche beteten, der Kreuzgang hallt wider von den Schritten gefangener Soldaten, und eintönig erklingt der Ruf der Wachtposten. Gefangen – es ist nicht so leicht zu ertragen, wenn man nur die Freiheit kannte. [S. 2] [...] Ich studiere eifrig und finde in der Betrachtung der Geschichte des Landes Erholung, dazu ist ja Volterra eine der schönsten und anregend-

sten römischen Städteüberlieferungen. Und der Blick auf das etruskische Nest, vom Monte Nibbio aus, und auf die Umgebung ist unvergleichlich schön. [...] Habe ich doch so viel durch den Krieg verloren.

Von Deutschland und unseren Lieben haben wir noch keine Nachrichten und ersehnen sie doch sehr. Auch Bücher dürften wir bestellen, es ist ein schönes Liebeswerk vom Roten Kreuz, die Sendungen der Angehörigen feindlicher Staaten zu vermitteln. [S. 3] [...] Ihr stets dankbarerer Fritz Schneider, Greiz.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/1, Briefe an Cartellieri A–Z, Schneider, Nr. 11

**55. Feldpostbrief von Dr. Fritz Schneider
aus Volterra (Italien) an Professor Alexander Cartellieri
in Jena vom 9. April 1916**

Volterra, Italia, 9. April 1916 [...]

Hochverehrter Herr Geheimrat!

[...] Der Vatikan hat jetzt endlich die Gelegenheit genommen, die Gefangenenlager mit Büchern, Malzeug (o könnte ich malen! ich will es vielleicht lernen) u.a. mehr zu versehen. [S. 1]

In steter Dankbarkeit begrüße ich Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, Ihr aufrichtig dankbarer ergebener Fritz Schneider.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/1, Briefe an Cartellieri A–Z, Schneider, Nr. 14

4.1.7 Ungleiche Behandlung von Offizieren und Mannschaftsdienstgraden

56. Feldpostkarte¹⁰³ des Angestellten Willy Pfister an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 10. September 1915

Geschrieben, den 10. September 1915.

Sehr geehrte Herren!

[...] Unser B[a]t[ai]l[lons-]Kom[mandeur] schreibt in seinem Brief, daß man Nerven von Stahl haben muß, um so etwas auszuhalten. Nun überlegen Sie sich, meine Herren, was unsereiner erst für Nerven haben muß, oder besser gesagt, aushalten muß, wenn man einen Monat lang ununterbrochen alle vier Stunden zwei Stunden auf Posten ziehen muß und somit jeder Kanonade und Minenzauber ausgesetzt ist. Die freien vier Stunden kann man nun auch nicht zur Ruhe verwenden, sondern man muß die schmutzige Uniform reinigen, den Körper selbst, sowie mal schreiben, dann ab und zu noch stundenweit das Essen holen. Was bleibt dann den gewöhnlichen Soldaten an Zeit für Ruhe übrig? Anders ist es bei den Herren [S. 2] Offizieren im Stellungskampf. Die sitzen, wenn das Feuer beginnt, im bombensicheren Unterstand und haben, der offenen Feldschlacht gegenüber, überhaupt ein Leben wie Herrgott in Frankreich. Na Offizier und Feldweibel kann nun einmal nicht jeder sein, trotzdem mancher die Befähigung dazu hat.

Aber sicher ist, daß von manchem zu Hause die Verdienste des gewöhnlichen Soldaten dem Vaterlande gegenüber nicht richtig eingeschätzt werden. Trotzdem kann man das den Leuten auch nicht direkt übel nehmen, denn die haben eben keine Ahnung, was wir mitunter für furchtbare Strapazen auszuhalten haben. Besser wäre es, wenn diejenigen die zerschossen[en] und zertümmerten Ortschaften sehen würden, dann könnten sie sich ein Bild machen und sich vergegenwärtigen, daß sie es den sogenannten Feldgrauen zu verdanken [S. 3] haben, daß sie zu

Hause ein Leben haben wie die gehegten Hasen.

In der Hoffnung, daß Sie, meine Herren, mein Brief gesund erreicht, so wie er mich auch momentan verläßt, verbl[eibe] ich mit vielen herzlichen Grüßen, auch an Ihre werten Damen, mit aller Hochachtung, Ihr ergebener Willy Pfister.

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

4.2 Freizeit, Dienst und Alltag in Unterstand, Etappe und Hinterland

4.2.1 Beschreibung des Unterstandes

57. Feldpostbrief des Unteroffiziers Ernst Bischoff in Chelstowo an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 6. April 1915

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

[...] Als stellvertr[etender] Unteroffiz[ier] der 10. Korporalschaft und Leiter der 12. Schützengruppe bewohne ich einen Unterstand allein mit meinem Putzer, einem kleinen flinken Bürschchen. Mein Heim enthält als Lagerstätte reichlich Langstroh, das Kopfkissen stellt mein Tornister dar. Ein von mir erbeutetes russ[isches] Zelttuch dient als Tür ohne Angeln. Für Beleuchtung sorgen Kerzen. Einige primitive Bretter, wenige Zentimeter über meinem „Kopfkissen“, dienen als Regale für die in holder Eintracht nebeneinander stehenden Fett- und Butterbüchsen sowie den Patronenvorrat. Die Wände hat mein Putzer hübsch mit Stroh ausgepolstert und mit einigen humorist[ischen] Karten über den Weltkrieg geschmückt. An einem bei den Drahtverhauarbeiten übrig gebliebenem Drahte hängt in den Lüften über mir mein Brotbeutel mit seinem mannigfachen Inhalte. Der Raum rechts enthält eine eingegrabene Ni-

sche, bestimmt für die zur Zeit alle zwei Tage eingehende Feldpost. Bemerken muß ich noch, daß die Decke meines Unterstandes mit Balken und Brettern versehen ist, um ein etwaiges Durchschlagen von Schrapnells zu verhindern. Hier also residiere ich, d.h. gebe meiner Korporalschaft die Befehle, lasse die Wachtposten der mir unterstellten Schützengräben aufziehen, empfangen und [S.1] fertige die Nachtpatrouillen ab. Hier verteile ich auch die der Korporalschaft überwiesenen Feldpostsachen und Liebesgaben. [...] Somit will ich für heute schließen und verbleibe mit herzlichen Grüßen an Sie und Ihre werte Frau Gemahlin. Ihr dankbarer Schüler und Doktorand Ernst Bischoff

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 5, Bischoff, Nr. 9

**58. Feldpostbrief vom Vizefeldwebel der Reserve,
Johannes Simon, candidatus Theologiae, vor Armentieres,
an die Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen vom 3. August 1915**

Im Schützengraben, den 3. August 1915.

[...] Wir liegen augenblicklich westlich Lille ungefähr drei Kilometer vor Armentieres. Unsere Schützengräben gleichen einer groß angelegten Kolonie. Ein bis zwei Meter und mehr tief sind die Unterstände in die Erde hineingebaut. Mit Allem, was die Behaglichkeit erhöhen kann, sind diese Wohnungen ausgestattet. [S. 4] Selbst das elektrische Licht, Telefon und Ofen fehlen in keiner Behausung. Unsere Gräben sind an manchen Stellen 50 bis 60 Meter vom Feinde entfernt. Da gilt es, sich vor den täglichen Überfällen des Feindes mit Minen und Handgranaten zu sichern. Zwölf Tage und zwölf Nächte bringen wir jedes Mal in vorderster Linie zu, um dann in Reserve drei Tage lang in einem zerschossenen Gut auszuruhen. [...] [S. 5] [...].

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 92–93

**59. Feldpostbrief des Kassenassistenten und Buchhalters
Harry Wagner von der Ostfront an die Direktion
der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera,
vom 6. Oktober 1916**

Im Schützengraben am 6.10.[19]16.

Werte Herren!

[...] Ich liege [...] in meinem sogenannten Fuchsloch und schreibe daselbst, gekrümmt wie eine Sichel und schmutzig wie ein Erdarbeiter. Unsere Unterkunftsräume sind hier mehr als miserabel. Je zwei Mann liegen in einem in die Grabenmauer eingegrabenen Loch, das ca. ein Meter breit, 1,50 Meter lang, am Kopfende 20 Zentimeter, am Fußende 50 Zentimeter hoch ist. Der Eingang liegt in ein Meter Höhe von der Grabensohle und ist einen Meter breit [S. 1] und 30 Zentimeter hoch. Wenn man also hineingelangen will, so muss man auf dem Bauche kriechen, entweder mit dem Kopf oder den Füßen voran. Hat es nun, was jetzt öfters der Fall ist, geregnet, so ist die Grabensohle ungefähr fußhoch mit teigähnlichem Schlamm bedeckt, da der Graben nun ausgehoben ist und noch keine Laufplanken hat, und die drei Meter hohen Seitenwände kleben wie frischangerührter Lehm. Nimmt man hinzu, daß das Wasser zum Waschen ca. zweieinhalb Stunden weit geholt werden muß, Zeit zum Holen aber nicht vorhanden ist, so kann man sich vorstellen, wie man aussieht, wenn man sich acht Tage nicht gewaschen hat.

Wir liegen in einem dichten [S. 2] Laubwald am Bergesabhang, 200 Meter vor uns die Russen, rechts und links liegen die Österreicher. [...] [S. 3] Nun will ich schließen in der Hoffnung, Sie mit meinem Bericht nicht gelangweilt zu haben. Ergebenen Gruß

Oberjäger Wagner [...]

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 3

4.2.2 Ruhepausen und Erholung

60. Feldpostbrief von Rittmeister Hanns von Einsiedel vom 8. September 1914

Maison-en-champagne, 8. September 1914 [...]

[ohne Anrede]

Unser Rückmarsch mit Munition ging über Vitry la ville, wo wir die Nacht bleiben wollten. Dorthin zog mich das schöne Chateau des Grafen von Biscourt, der Alles im Stich gelassen hatte. Das Schloss ist der typische franz[ösische] Herrensitz, wie man ihn auch auf den meisten Rotweinflaschen abgebildet sieht. An das mit Wasser umgebene Schloss schliesst sich ein wundervoller Park mit riesigen Blumenbeeten, was einen ganz reizenden Eindruck machte. Ich hatte schon Tags vorher Vormittags während einer Rast mir alles besehen. Das Haus ist das wahre Schmuckkästchen. Schöne Familienbilder, Gobelins, Broncen, wundervolles Porzellan, Sevres etc; ich habe Alles genossen. Gott sei dank hatten hier die Vandalen nicht gehaust. Also in diesem [sic!] Märchenschloss zogen wir Abends ein. Der erste Schritt war in den Weinkeller, der so herrlichen Bordeaux enthielt, dass man Alles Durchgemachte vergisst. Dann nahm ich mir der Küche an, die allererster Klasse [Bl. 60] eingerichtet war. Ihr müsst nämlich wissen, dass ich als Küchenchef schon bereits ein grosses Renommé habe. Es gelang mir, innerhalb einer halben Stunde unter Johannes Beistand folg[endes] Menu herzustellen: Beefsteaks, Kartoffelmus, das wir vorfanden, frische Bohnen, Tomatensalat. Dazu alten Bordeaux, Chablis, Sekt mit Pfirsichen.

Dies alles vom schönsten Porzellan mit gutem Crystalglas. Der Tisch gedeckt in einem sehr schönen Speisezimmer; an den Wänden alte Gobelins mit dem blaugrünen Baumschlag, wie Vater und ich sie lieben. Verschiedene alte Holländer, die ich gerne hätte, schauten auf uns herab. Es war eine glänzende Stimmung, die aber leider jäh gestört wurde, da um 11 Uhr der Be-

fehl kam, sofort rückwärts zu marschieren, weil unser Corps zurückgehen musste. Wir packten eilig wieder ein. Es war sehr traurig, die prachtvollen Schlafzimmer nicht benutzen zu können. Ich hatte mir schon das allerliebste Boudoir der Gräfin reserviert [Bl. 61] [...] Also wieder eine Nacht ohne Schlaf. Nächstens mehr. Herzliche Grüße Hanns [...] [Bl. 62]

ThStA Altenburg, Familienarchiv von Einsiedel, Nr. 116 (maschinschriftliche Abschrift)

61. Kriegstagebucheintrag von Dr. Paul Dreykorn in Pannes vom 28. Oktober 1914

Mittwoch, den 28. Oktober 1914. Wald von Gargantua – Pannes. Herbsttag im Wald. Die Blätter sind fast alle herabgefallen. Die Eichenbäume und Büsche haben noch hellbraune Blätter, die zahlreichen Falläpfel besäen den Boden und raschelnd fallen die wenigen Blätter zu Boden. Zahlreiche Mäuslein, auch bräunlich gefärbt, huschen geschäftig über den Boden, nachts durch unsere Schlafgemächer. Der Soldat hat es sich häuslich eingerichtet. Als ich zum ersten Mal den Waldplatz auftrat, war er noch grün, nur ein glühend-roter Zuckerahornbaum zeigte den Herbst an. Jetzt ist er fast kahl, alles in zwei Wochen verändert. Als ich zum ersten Mal nachts in der Hängematte lag, die Zeltdecke über mir lüftete, flutete noch heller Mondschein über die Blättlein. Ans Bäumchen, das andere Blätter wollte, habe ich gedacht. Kindererinnerungen. Erinnerungen und Gedanken an nach Haus. Ob Heinz das Verschen auch bald lernt?

Unterdessen ist der damals unberührte Wald verändert. Nach Major Schäffers Tod durch Volltreffer in den Unterstand hinter dem Friedhof von Richecourt [S. 9] wurden die jeweiligen Reservebat[ailone] zurückgenommen. Da entstanden Unterstände. Erdgruben, halben Meter tief und mehr, mit Sitzbank, aus Baumstämmen einen halben Meter in die Höhe, ein Dach aus

Stämmen mit Erdfüllung, die Wände dick mit Erdschollen gesichert gegen Schrapnell, Splitter und Wind, das ist das Heim! Stroh, Betten, Decken und Kissen bedecken den Boden. Der Eingang eng: Auf allen Vieren muss man hineinkriechen. Aber gemütlich machen sich die Leute. Sie schmücken es aus mit allerhand. Auch Öfchen kommen hinein. Die Stäbe bauten sich besonders geräumige Unterstände. Auch ein ganzes Blockhaus entstand: zwei Meter hoch, die Türe fürs Licht, jetzt gedielt, ein freundliches Öfchen, zum Wärmen und Bereiten von Tee und Punsch benutzt, hockt in der Ecke. Ein runder Tisch, Stühle, Bortbretter. So kann man leben, essen, trinken und essen. Dann hört sich das Schießen doppelt schön und behaglich an. [S. 10] Auch Laubhütten zum Tagesaufenthalt entstanden. Gartentische und Bänke werden gebaut. [...] Da aber alles im Holz versteckt liegt, mit Zweigen besteckt, mit Laub bedeckt ist, hat es ein Flieger bis jetzt noch nicht entdeckt. [S. 11] Freilich hat das Kochen bei durchsichtigem Wetter und nach Einbruch der Dunkelheit seine Bedenken und ist verboten. Denn wo Licht oder Rauchwölkchen bemerkt werden, da sitzen auch die Granaten drum. Ebenso flieht auch alles bei Fliegergeräusch. In den Erdhöhlen selbst herrscht in Schlafenszeit Leben.

Die Mannschaften schlürfen ihren Kaffee, den sie tatsächlich ununterbrochen genießen können und wollen. Ebenso löffeln sie alle mit großem Appetit, wenn der Kochwagen kommt. Für die Leute ist der Wald eine Erholung. Sonst haben sie keine freie Zeit viel übrig. Ich aber wandere mit H[au]pt[mann] Rustermann dann und wann durch die Schneißen oder das dichte Unterholz. Wir freuen uns der Bäume, Blumen und Vögel, und des Waldgeschehens.

StadtA Weimar, Bestand 53 5-3/4

**62. Feldpostbrief von Heinrich F. Simon aus Pannes an
Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 19. Januar 1915**

Pannes, 19. Januar 1914 [1915]

Sehr verehrter Herr Geheimrat, sehr verehrte gnädige Frau!

[...] Ist doch all unser Denken, soweit es nicht durch die Eintönigkeit uns[er]es Handwerks verloren ging, nach der Heimat gerichtet. Hier ist's übrigens entsetzlich stumpfsinnig. Seit Mitte November erlebt man ausser ein bisschen Artillerief Feuer nichts mehr, aber auch gar nichts mehr. Die Kämpfe bei Flirey werden von uns[er]er Nachbardivision (Garde-Ersatz Div[ision].) ausgefochten. Wir sind Zuschauer und Zuhörer, aktiv nie, selten sogar passiv. Unser Einziges besteht in einem sehr scharfen Wachdienst. Dass man im Unmut über solche Verwendung seiner Formation [S. 2] den Namen „Wach- und Schliessgesellschaft“ aufhängt, ist wohl kaum zu verdenken. Aber ich glaube, wenn erst Verdun liegt, geht's auch an uns[er]er Kante energisch vor. [S. 3]
[...]

Mit vorzüglicher Hochachtung. In Dankbarkeit Ihr sehr ergeb[e]ner H[einri]ch F. Simon.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 20, Simon, Nr. 9

**63. Feldpostbrief von Albin Kreyer aus der Gegend um
(Souin-Perthes) an die Fürstinwitwe Marie von Schwarz-
burg- Sondershausen vom 7. März 1915**

Hochverehrte gnädigste Frau Fürstin !

Eurer Hoheit gestatten gnädigst eine Aufnahme vom Bau unserer Unterkunftsräume bei St. Souplet an der Bahnlinie Verdun-Reims zusenden zu dürfen, wir wohnten erst in dem hübschen Dorf einige Tage zur Erholung in den Häusern, bekamen aber eines Tages von der französischen schweren Artillerie solches Feuer, das[s] wir schleunigst ausrücken mussten, um uns am Ab-

hang eines Dorfes neue Höhlen zu bauen, [S. 1] jetzt gleicht das Dorf einem Trümmerhaufen!

Wir liegen jetzt ohne Unterbrechung seit acht Wochen im Schützengraben und haben recht unter Artilleriefeuer zu leiden, links von uns finden sehr oft größere Gefechte statt, so auch heute, und bekommen wir stets auch etwas durch Artillerie ab. Leider ist auch das Wetter immer noch recht schlecht, fast immer Regen, und von dem berühmten fr[anzösischen] Frühling noch recht wenig zu merken. Schnee haben wir nur drei Mal gehabt, er verging aber stets am [S. 2] nächsten Tage. Der Dienst ist ziemlich anstrengend und wird durch Patrouillen, Postenstehen und Schanzarbeiten, welche nur bei Nacht ausgeführt werden können, ausgefüllt.

Sonst aber ist der ganze Krieg jetzt ziemlich langweilig, da es nicht recht vorwärts gehen will und auch keine Aussicht auf Frieden ist. In Russland scheint unsere Sache ja günstig zu stehen wie aus den Berichten der Heeresverwaltung zu ersehen ist, das giebt uns noch immer Mut und Ausdauer. Wir scheinen in den [S. 3] nächsten Tagen auch einen Angriff erwarten zu dürfen, hoffentlich wehren wir ihn günstig ab wie der heutige bei der 15. Division.

[...] Indem ich Euer Hoheit stets beste Gesundheit wünsche, verbleibe Euer Hoheit unterthänigster Albin Kreyer.

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sonderhausen 8, Bl. 183

**64. Feldpostbrief von Ludwig Sckell aus Nouvion le Comte
an seinen Vater Otter, Oberhofgärtner in Weimar
vom 30. Juni 1916**

Liebe Eltern und Geschwister!

Heut an meinem Geburtstage sitze ich abends im Freien, um Euch einige Zeilen zu schreiben, während in unmittelbarer Nähe Kameraden am Kreissägewerk arbeiten, um für die Leute an der

Front Balken und Bretter zu schneiden. – Aus der Ferne klingt der Kanonendonner herüber, der oft abwechselnd Trommelfeuer erkennen läßt. Ungefähr 25 bis 30 Kilometer stehen diese „Kanönchen“ von uns entfernt – eine wohl seltene Gelegenheit zum Briefeschreiben.

Wir bekommen hier gutes Essen, besser noch als in W[eimar]. Wöchentlich gibt es verschiedene Male Butter, Käse, Marmelade usw., gute Mittagkost, jeden Tag ein Drittel Brot reichlich – also es herrscht keine Not hier. – Der Dienst ist auch nicht so anstrengend als in W[eimar] und übrigens werden die Leute besser behandelt, es besteht also ein großer Unterschied zwischen dem Dienst in W[eimar] und hier.

Seit Dienstag mache ich bereits keinen Dienst mehr mit, da ich und noch ein Kamerad, auch ein Gärtner, vom Feldwebel zur Instandhaltung verschiedener Gärten commandiert worden bin. Am Dienstag Mittag wurde ich unverhofft auf die Schreibstube zum Feldwebel gerufen, und so stellte er mich zu jenen gärtnerischen Arbeiten an. Ich habe dadurch die Möglichkeit erhalten, für mehrere Wochen keinen Dienst mitmachen zu brauchen, nur die beiden Schießübungen, gestern u. heute, habe ich und der andere K[amerad] mitgeschossen, sonst aber keinerlei Dienst mitgemacht. Es gibt in den gärtnerischen Arbeiten viel zu tun, Gemüse anzupflanzen, was allerdings schon sehr spät [ist], Erdbeeren pflücken, jäten, Wege instand halten, braches Land in guten, gebrauchbaren Zustand setzen usw. usw.. – Wenn ich Leute gebrauche, so brauche ich es nur dem Feldwebel zu sagen, dann werden mir welche zur Verfügung gestellt. Dicke Sache, was! Am 5. Juli kommt der Oberleutnant zurück, der viel auf Erhaltung der Gärten sieht.

Nun gibt es da viele solcher Leute, die einem diesen Dienst nicht gönnen, das kann mir aber schließlich gleich sein. – Vielleicht könnte mir Vater etwas Sämereien senden, da an Blumenpflanzen, überhaupt an derartigen Sachen nichts oder nur wenig vorhanden ist; größtenteils ziehen wir hier Gemüse. – Einige Sachen, die ev[entuell] gleich an Ort und Stelle gesät werden könnten, und wenn es Staudenarten sind, die dann nächstes Jahr

erst zur Geltung kommen. Vielleicht könnte ich auch etwas Grassamen gebrauchen, darüber will ich aber erst mal mit dem Feldweibel sprechen.

[...] Für heute will ich nun schließen, in der Hoffnung, daß Ihr Lieben daheim alle gesund seid. Nochmals meinen innigsten Dank für alles. Eltern, Paul u. Lotte, seid alle herzlichst begrüßt u. geküßt von Euerem Ludwig.

ThHStA Weimar, Familiennachlass Sckell, Nr. 225

**65. Feldpostbrief des Landsturmmannes Ludwig Sckell
aus Linselles an seinen Vater Otto, Oberhofgärtner
in Weimar, vom 21. Juni 1917**

Linselles, den 21. Juni 1917.

Meine Lieben!

[...] Alles alte Leute von einigen 40 Jahren, die abkommandiert wurden. Der eine als Hühnerfütterer, ein anderer als Schweinemäster, Wagenbauer usw. – und ich als Gärtner bei der Division. Befinde mich bereits seit Montag in meinem neuen Amte und habe vollständig freie Hand. Es sind Gemüsekulturen, die da angelegt worden sind und noch fortgesetzt angelegt werden. Rund 400 Morgen sind zu bewirt-[S. 3]schaften, und habe ich viel zu tun, um die Zivilarbeiter (etwas über 100 Mann) anzustellen und zu leiten. Ich wohne auf einer Tenne, wo außer mir nur der Pächter mit seiner Frau wohnt. Die Tenne (Zeppelinferm genannt), ist einsam und verlassen, das Vieh ist natürlich alles weg gekommen, und so stehen nur leere Stallungen da. Die Pferde, die zur Bearbeitung des Landes nötig sind, werden ebenfalls von Zivil gestellt. – Bis zur Ortschaft Linselles habe ich ungef[ähr] 20 Minuten Weg. Die Front ist nicht allzuweit von hier entfernt und hört man [S. 4] den Geschützdonner aus allernächster Nähe. Nun, hoffentlich überrennen mir nicht eines schönen Tages die Herren Engländer meine Kraut- und Kartoffelfelder. [...] [S. 8]

Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich nicht wieder zum Depot zurückkommen, sondern bleibe bei der Wirtschafts-K[ompagnie]. [...]

Seid alle innigst begrüßt u. geküßt von Eurem dankbaren Ludwig.

ThHStA Weimar, Familiennachlass Sckell, Nr. 225

66. Feldpostbrief des Expedienten und Registrators Erich Degenkolb an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 18. August 1917

18.8.[19]17.

Sehr geehrte Direktion!

Nach vier wöchentlicher Ruhepause, während welcher Zeit Fußdienst geübt und wir an modernen Geschützen ausgebildet wurden, sind wir jetzt wieder an der Front, und zwar mit den modernen Geschützen H 02. Wir liegen ca. fünf Kilometer von der Front entfernt. Dem Franzmann scheint unsere Anwesenheit nicht gerade angenehm zu sein, denn er begrüßte uns die ersten sechs Tage mit je 2[00] bis 500 Schuß, aber unsere Unterstände sind ziemlich sicher, und wenn unser Nachbar nicht ganz schwere Kaliber herüberschickt, können wir getrost der Schießerei entgegensehen. Jede Woche wird abgelöst und befindet sich unsere Ruhestellung 15 Kilometer hinter der Front, hier hausen wir mit franz[ösischer] Civilbevölkerung unter einem Dache. Kantinen, in welchen es noch richtiges Bier giebt, sind genügend vorhanden, und kann man sich nach achttägiger Lebensgefahr wieder einigermaßen erholen. Mir geht es noch sehr gut, was ich auch von Ihnen hoffe. Da wir neu formiert worden sind, bitte meine neue Adresse zu beachten. In der Hoffnung, daß die Massenmörderei ein baldiges Ende nimmt, grüßt vielmals Ihr ganz ergebener Degenkolb.

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 24

**67. Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve und
Stoßtruppführer Ernst Bischoff aus Smorgon an
Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 28. August 1917**

d[en] 28. August 1917.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

[...] In der Mußezeit, die mir gegenwärtig [beim Auskurieren meiner Verwundung] erblüht ist, [S. 2] bin ich eifrigst bemüht, alles halbweg Lesenswerte der hier befindlichen fahrbaren Bücherei durchzustudieren. Es gibt eine reichliche Auswahl von Büchern bester und bekanntester Schriftsteller bis herunter zur seichtesten Unterhaltungsektüre. Außer mit Lesen fülle ich meine Zeit mit größeren oder kleineren Spaziergängen aus (– Reiten ist mir leider noch nicht wieder gestattet!). Die Natur in ihrer hier wirklich sehr großen Mannigfaltigkeit und Fülle gibt ständig Gelegenheit zum Beobachten und Lernen. Darum ist meine gegenwärtige Lage gar nicht allzu langweilig. [...]

Mit besten Grüßen aus dem Felde und einer Empfehlung an Ihre wertige Familie verbleibe ich, Ihr dankbarer Schüler und Doktorand Ernst Bischoff.

*ThULB Jena, Nachlass Catellieri 15/2, Mappe 5, Bischoff,
Nr. 23*

**68. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister an die
Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt,
Filiale Gera, vom 12. November 1917**

den 12. November 1917.

Sehr geehrte Herren!

[...] Momentan habe ich in der Genesenden-Abt[eilung] als Schonungsbedürftiger ein Holzfällerkommando zu befehligen, wie lange dies dauert, weiß ich nicht, hoffentlich aber recht

lange; trotzdem ich hierbei auch jeder Witterung ausgesetzt bin, so habe ich doch bei geordneten Verhältnissen meine Nachtruhe, bin frei von den schrecklichen Läusen, und, was natürlich die Hauptsache ist, es wird nicht hier geschossen. Im Großen Ganzen geht es mir soweit gut, nur mit dem Magen hab ich noch heftige Beschwerden und dies rührt von weiter nichts wie von dem scheußlichen Cystin-Quecksilber her.
Mit bestem Gruß und ganz vorz[üglicher] Hochachtung, Ihr ergebener Willy Pfister.

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

4.2.3 Essen und Verpflegung der einfachen Soldaten und Offiziere

69. Feldpostbrief von Rittmeister Hanns von Einsiedel aus Bouy bei Chalons sur Marne an seine Ehefrau vom 5. und 6. September 1914

Bouy bei Chalons sur Marne, den 5. und 6. September 1914 [...] Mein liebes Friedel!

[...] Wir haben also heute ein veritables Schlafzimmer, das zwar unüberzogen, was aber nichts tut. Natürlich kann man nur halb angezogen diese Schlafgelegenheit benutzen. Es ist dies das erste Bett, seitdem wir deutsches Gebiet verlassen haben. Ich schreibe in einem kleinen sehr netten Esszimmer, wo wir heute Mittag Huhn mit Reis gegessen haben. Vorher Erbsuppe. Dazu einen Burgunder 1887, Beerenauslese, der wohl äußerst kostbar, mir aber zu heiss ist. Papsdorf, alias Johann, ist Küchenchef, ich helfe tüchtig mit und bereue nur, dass ich nicht bei unserer Köchin einen kleinen Kochkursus genommen habe. Ich habe aber schnell gelernt, kann schon Pfannenkuchen kochen und Rührei; leider gehen die Eier zu Ende und Butter ist auch keine

mehr da. Hier giebt es Vieh genug, doch sind die Einwohner alle geflüchtet und kommen erst wider [sic!], wenn wir weg sind. Meine Leute haben eine gute Spürnase, sie finden immer schöne Dinge und vergessen dann ihren Rittmeister auch nicht. Heute erhielt ich auf diese Weise Marmelade und Kirschkompott, ebenso Honig und soeben einen Topf mit Schweinefett. Nun können wir wieder Eierkuchen backen und auch mal braten. Mein Magen hat sich an die unregelmässige Lebensweise gut gewöhnt, ich bin immer ohne Barella ausgekommen, trotz vielem Schweinefett. [Bl. 37] Also gehungert haben wir noch nie, wenn der Speisezettel auch manchmal recht bunt aussieht, z. B. kalte Kartoffeln mit Honig, so giebt es auch wieder bessere Zeiten. Dazu giebt es ständig Rotwein in Hülle und Fülle. In jedem Haus fast ein Weinkeller. Auch hier habe ich ganz verborgen mehrere Fässer entdeckt, werde aber den Leuten nichts verraten, da diese sonst zuviel des Guten tun könnten. Nur Schampus ist rar, den holen gleich die Lazarette. [Bl. 38] [...]

ThStA Altenburg, Familienarchiv von Einsiedel, Nr. 116 (maschinschriftliche Abschrift)

**70. Feldzugsbrief von Rittmeister Hanns von Einsiedel
aus einem Biwack bei Macon an seine Familie
vom 11. September 1914**

Biwack bei Marcon, 11. Sept[em]b[er] 1914, früh 10 Uhr [...]

Meine Lieben –

[...] Vorzüglich funktionirt die Verpflegung, es giebt immer Etwas, unsere Leute essen besser wie zu Hause und sind recht verwöhnt. Z. B. wurde mir einmal der Bescheid, dass Reis zu Schweinefleisch nicht schmecke, man müsse Gemüse haben und ähnl[iche] Ansichten, die ich allerdings energisch zurückwies. Vorsicht ist geboten mit dem reichlichen Wein, der gefunden wird. Ich verteile jetzt denselben, damit nicht zuviel des Guten getan wird.

Neulich in Vitry la ville beauftragte ich Bühling, jedem Wagen (sechs Mann) zwei Flaschen aus den Beständen des Comte zu geben. Er hörte nicht hin und gab jedem Mann zwei Flaschen. Die Wirkung war entsprechend. Ein Mann fiel vom Wagen und ging das Rad über das Gesicht. Es ist nicht ganz einfach, Maneszucht zu halten und bedarf öfters energischen Vorgehens. Strafen sind schwierig durchführbar, besonders Arrest. Meine Methode ist das Vergraben von toten Pferden, das macht wenig Vergnügen und wirkt sehr erzieherisch. [B. 50] [...] Herzliche Grüße in Eile Hanns. [Bl. 51]

ThStA Altenburg, Familienarchiv von Einsiedel, Nr. 116 (maschinenschriftliche Abschrift)

71. Feldpostbrief von Oberst Prinz Aribert von Anhalt aus Cambrai an seine Tante, Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen, vom 19. Januar 1915

Cambrai den 19.I.[19]15

Liebste Tante Marie!

[...] Der Krieg hat hier eine wunderbare Wendung genommen, wenn man ein bißchen gekämpft hat, so schiebt man wieder Frieden im Kriege und ladet sich zu den Mahlzeiten ein. Ich mache Essen in den vordersten Linien mit, als Tafelmusik dient der Donner der Kanonen und das Knattern der Maschinengewehre, dabei ist man ganz lustig und vergißt ganz, daß im nächsten [S.2] Augenblick eine Granate zwischen der Tischgesellschaft krepieren kann. Es giebt auch Zeiten, wo ein stundenlanger Aufenthalt in den Kellern geboten ist, wenn die Franzosen es mit der Beschießung der Ortschaften zu gut meinen, wie es in den letzten Tagen der Fall war. Zu mir kommen häufig Tischgäste, der Kommandierende, Divisions- und Brigadekommandeur, mit ihren Stäben und gestern waren eine große Anzahl Herren vom Auf-Regiment hier. Letztere, mit ihrem Kommandeur, waren

riesig fidel, es tat denselben sichtlich gut, mal etwas andere Eindrücke in sich aufzunehmen, an einem leidlich gedeckten Tisch zu sitzen und was Ordentliches zu essen. Die Köchin kocht ganz gut, die Einkäufe besorgen wir meist selbst, es fällt aber sehr schwer, etwas [S. 5] Ordentliches zu bekommen. Zu Ostern trieben wir einen prachtvollen Kapaun noch auf. Die Weine muß die Etappenkommandantur mir umsonst liefern und durch diese hat die Stadt Cambrai mir und Herrn von Oheimb täglich je zehn Francs Tagegelder zu zahlen. Die Kontributionen der Städte sind große, so zahlte das kleine Cambrai bis Ende Dezember alleine acht Millionen Francs. Man behauptet, aus Belgien seien 34 Milliarden bis jetzt heraus gezogen. [S. 9] [...] Innigst umarmt Dich, meine liebste Tante Marie Dein dankbarer Dich herzlich liebender Neffe Aribert.

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 80–81

72. Feldpostbrief des Kassenassistenten und Buchhalters Harry Wagner an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 8. Juli 1918

Am 8.VII.[19]18.

Werte Firma!

[...] Wie geht es Herrn Direktor Wunderlich und Zeyß, sowie Ihren w[erten] Familien? Hoffentlich noch gut. Wie ich hörte, sind die Ernährungsschwierigkeiten in Gera recht große.

Mir selbst geht es noch gut; die Verpflegung ist oft recht mangelhaft; Marmelade in allen Tonarten, dazu ab und zu mal 20 bis 30 Gramm Fleisch, Käse oder Butter. Mittags ein halbes Dutzend Mal Dörrgemüse, noch öfters Graupen, selten mal was anderes. Zusammensetzungen [S. 3] wie: Marmelade und – Senfgurken, Marmelade und – Hering sind an der Tagesordnung, dazu jetzt nur 500 Gramm Brot am Tag. Kürzlich habe ich für

Mark 32,- folgendes gekauft für unser Kasino: ein Schwein 120 Pfund, eine Henne m[it] elf Küken, drei Häsinnen mit vier, fünf und acht Jungen, neun ausgewachsene junge Hasen. Was würde das wohl jetzt in Gera kosten? Leider ist das Schweinefleisch nun alle, und zu den anderen Viechern fehlten die Fettigkeiten zum Braten, aber es ist doch mal was anderes. Wo ein Pferd fällt, sind wir auch stets vertreten, und Pferdefilet in Pferdefett gebraten schmeckt ganz famos. Hoffentlich habe ich Ihnen den Appetit nicht verdorben.

Ende Juli hoffe ich auf Urlaub, doch hängt neuerliche Urlaubssperre wie ein Damoklesschwert über mir. Treudeutsche Grüße, L[eutnan]t d[er] R[eserve] Wagner [...].

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 2

4.2.4 Tod im Lazarett, Auskurieren von Verwundungen

73. Feldpostbrief des Assistenzarztes Dr. Rudolf Theis Eden aus Roulers, Belgien, an seine Ehefrau Daniela, geb. Schott, in Jena vom 24. März 1915

Roulers, 24.III.[19]15.

Min lev, lev Fru, Liebjelchen Du! Der Schnupfen blüht, die Nase glüht, Din groten Kerl hazieth, hazieth! Sieh, so sieht es bei mir aus. [...] Heute Morgen von 9.00 bis 11.30 Uhr war ich im Kriegslazarett hier und habe einer Operation unseres beratenden Chirurgen zugesehen. Wenn ich so operieren würde in Jena, und Lexer sähe das, dann würde er mich zum Tempel hinaus. Und einen Studenten mit solch mangelhaften anatomischen Kenntnissen würde man im Examen durchfallen lassen. Ich habe den armen jungen Menschen bedauert, der dort unter dem Messer lag. Hoffentlich hat er noch Glück. Als die Operation fast zweieinhalb Stunden gedauert hatte und noch kein

Ende [S.1] abzusehen war, bin ich fortgegangen. Du mußt nicht glauben Lieb, daß ich vielleicht aus Mißgunst oder weil ich nichts zu tun habe, so abfällig und scharf urteile. Das habe ich mich vorher gefragt, ob das nicht der Fall ist bei mir. Nein, was man hier in ärztlicher Beziehung manchmal sieht und hört, ist traurig. Manche sehr tüchtige Leute gibt es auch wieder darunter, das will ich garnicht leugnen. Was mich besonders abstößt ist die Kritiklosigkeit und vor allem Gewissenlosigkeit mancher. Wenn einer, der bisher Physiologe war und nie anders als an Tieren operiert hat, jetzt Soldaten die Schädel aufmeißelt, so kann ich das nicht anders bezeichnen. Und ähnliche Fälle kann ich noch mehr aufzählen. – Doch nun will ich mit solchen dummen Erzählungen aufhören.



ThHStA Weimar, Fotosammlung, Lazarett Weimar

Thüringer Rotes Kreuz, Garnisonslazarett Oktober 1914

[...] Immer ist er bei Dir Du, bei meinem, meinem Liebjelchen und unserem Töchterlein. Dein, Dein Theis Du.
Gut, daß ich mein Lieb nicht anstecken kann. Lieb, Lieb und sei froh, Du!

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 218

74. Feldpostbrief des Assistenzarztes Dr. Rudolf Theis Eden aus Roulers (Belgien) an seine Ehefrau Daniela, geb. Schott, in Jena vom 19. Mai 1915

Roulers, 19.V.[19]15.

Min lev, lev, lev Fru, soeben habe ich zu Abend gegessen. Bis dahin hatte ich zu tun. Tropfenweise kommen immer noch neue Verwundete, auch manche schwere dabei. Ein armer Kerl ist darunter, der als Landsturmmann erst jetzt hinaus gekommen ist; einen Tag war er im Schützengraben, da ist ihm ein Granatsplitter ins linke Ellenbogengelenk gefahren und hat ihm einen Teil des r[echten] Daumens fortgenommen. Heute mußte ich ihm den l[inken] Unterarm amputieren, um ihm wenigstens das Leben zu retten. Er hatte Gasbrand – die schlimmste – Infektion bekommen, die ich kenne. Ich habe hier Fälle gesehen, wo innerhalb von zwei Stunden die Infektion den r[echten] Arm bis zur Schulter hinaufging, nach zwei [S. 1] weiteren Stunden war der Brand über die Brust hinüber auf den linken Arm gegangen. Es ist nur gut, daß die Patienten bei der unheimlichen Schnelligkeit nichts von ihrem Zustand wissen. Warum schreibe ich meinem Lieb so traurige Sachen? Wohl weil ich viel daran gedacht habe. [...] [S. 3] [...] Ob es meinem Lieb wohl weiter ganz, ganz gut geht? Du gutes, gutes, liebes Lieb Du. Lebwohl Lieb, grüß unser Töchterlein Du. Viele, viele liebe Grüße Dein, Euer, Dein Theis Du!

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 15/273

75. Feldpostbrief des Assistenzarztes Dr. Rudolf Theis Eden aus Roulers (Belgien) an seine Ehefrau Daniela, geb. Schott, in Jena vom 11. Juni 1915

Roeselaere, 11.VI.[19]15.

Min lev, lev, lev Fru Du, Din groten Kerl hat heute den ganzen Morgen über, dann wieder nach Mittag und bis fast eben fortwährend verbunden. [...] Es gibt jetzt allerlei zu tun auf den Stationen. Die Patienten, die jetzt noch bei uns liegen, sind durchweg schwerer Verwundete, oft mit drei, vier und mehr Wunden. Einen armen Kerl habe ich dabei, dem ist der Darm seitlich aufgerissen, dazu ein großes Stück von der rechten Beckenschaufel fort; dann hat es noch Verwundungen am Arm und am r[echten] Bein. Im Mai habe ich ihn operiert. Wir haben viel Mühe mit ihm, baden ihn täglich u.s.w. Hoffentlich bringen wir ihn durch. Der arme Junge ist erst gerade 17 Jahre alt. Mehrere, teils sehr schwere Schädelschüsse habe ich dazu bekommen. Bisher sind sie noch bewußtlos, ich weiß noch nicht genau, ob sie gesund werden. Ich hoffe, die Erfahrungen an den Schädelschüssen zu einer Arbeit verwenden zu können. Bisher ist die Beobachtungszeit allerdings noch zu kurz. Leider fehlt mir hier auch die einschlägige Literatur. [...] [S. 3]

[...] Mein Brief muß fort, min lev, lev, lev Fru; sonst wartet mein Lieb vielleicht vergebens. Lebewohl, gutes, gutes Lieb. Dein, Euer Dein, Dein Theis.

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 15/286

**76. Feldpostbrief des Assistenzarztes Dr. Rudolf Theis Eden
aus Roulers (Belgien) an seine Ehefrau Daniela,
geb. Schott, in Jena vom 21. Juni 1915**

Roeselaere, 21.VI.1915. Montag.

GutenTag, min lev, lev, lev Fru Du. [...] [S. 1]

[...] Meinen Patienten geht es unberufen gut. Das heißt einen von den Schädelleuten – er kam vor zehn Tagen mit einer Hirnzertrümmerung, in die man die Faust hineinlegen konnte – ist doch noch gestorben. Zuerst ging es ihm leidlich, allerdings war er rechts ganz gelähmt und konnte nicht sprechen. Aber er aß und trank, lachte, setzte sich auf u.s.w. [S. 3] Dabei hatte ich ihm Knochensplitter von Dreimarkstück Größe und einen Geschoßsplitter aus dem Gehirn heraus geholt. Nach acht Tagen verfiel er ganz plötzlich und starb. Bei der Sektion zeigte sich, daß ein Knochensplitter von etwa Bohnengröße tief innen im Hirn zurückgeblieben war und von diesem aus eine Eiterung ausgegangen war. Daran war er so plötzlich gestorben. Wenn es möglich gewesen wäre, diesen Splitter noch zu finden, wäre er vielleicht noch durchgekommen. Aber wie den finden mitten im Gehirn drin, ohne Gehirnzellen zu vernichten? Man kann eben leider nicht allen helfen. – Meinem Pferd geht es etwas besser, die Wunde heilt, es frißt wieder. Aber sehr heruntergekommen ist es doch. Hoffentlich wird es wieder ganz gesund. [...] [S. 4] [...] Mein gutes, liebes, gutes Lieb Du, wenn es Euch nur immer gut, ganz gut geht, dann ist er zufrieden Dein, Dein Theis Du. [...]

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 296

77. Feldpostbrief des Unterarztes Dr. Rudolf Theis Eden aus Gent, Belgien, an seine Ehefrau Daniela Eden, geb. Schott, in Jena vom 5. Januar 1916

Gent, 5.I.1916. Mittwoch

Min lev, lev, lev Fru Du, gutes Liebjelchen! Der Betrieb auf meiner Station hat nun wieder von Tag zu Tag erheblich zugenommen. Viel Interessantes ist leider nicht dabei. Oft sind es Drückeberger, die eine alte Schußverletzung haben, vielleicht auch noch manchmal geringes Ziehen in der Narbe, aber sonst nichts Wesentliches. Da erfordert die Untersuchung dann recht viel Zeit. Man muß doch sicher sein, daß man den Leuten kein Unrecht tut, bevor man sie wieder hinaus schickt. Wenn man aber nichts findet, muß man hart sein. Das hilft alles nichts, wenn einem ein [S.1] solch junger Kerl auch manchmal leid tut. Wenn man es mit den Herren Offizieren nur auch so machte! Aber nach allem was man hört, werden da 1000 Rücksichten genommen. Wenn das die Leute merken, gibt es natürlich böses Blut. [...] [S.3.]

[...] Grüß' die Eltern schön, Lieb. – Viele, viele schöne liebe Grüße meinen beiden Slüngels, Din, Din Theis.

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1916, BO 16/63

78. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister aus dem Etappenlazarett Pierrepont an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 30. Januar 1917

Etappenlazarett Pierrepont (Schule), Baracke 10, Feldpoststation 100, 30. Januar 1917.

Wertgeschätzte Herren!

Ich empfang Ihr sehr geehrtes Schreiben vom 25. c[u]r[rentis],

für welches ich Ihnen bestens danke. Zur näheren Information meiner Krankheit teile ich Ihnen, sehr geehrte Herren, höfl[ichst] mit, daß ich seit zehn Tagen in eine Seuchenabteilung (Baracke 10) überführt worden bin. Nach Aussage des Stabsarztes ist diese Art Typhus, wie er bei mir auftritt und wie er auch bereits schon bei anderen Truppenteilen vorgefunden wurde, früher noch nie ärztlicherseits festgestellt worden und wird daher auf eine Übertragung von franz[ösischen] bzw. englischen Kolonialtruppen zurückgeführt.

Nun wird wöchentlich zweimal Stuhl, Urin und Blut auf Bazillen hin untersucht. Ist das Resultat fünfmal hintereinander negativ und die Temperatur fieberfrei, so werde ich nach den [sic!] Seuchengenesungsheim Spa i[n] Belgien zur weiteren Genesung und Erholung abtransportiert. Bis dahin hat es aber bei mir noch einige Wochen Zeit, denn bis jetzt war das Resultat der Untersuchung meines Stuhles p.p. stets positiv, auch bin ich noch nicht fieberfrei. Im gr[ößen] Ganzen ist aber mein Befinden als leidlich zu bezeichnen. Außer Kopfschmerzen tritt allgem[eine] Mattigkeit auf, verbunden mit Durchfall. Das Essen, welches hauptsächlich nur aus Schleimsuppen besteht, schmeckt mir, ebenso wie eine Zigarre, die man aber nur, solange man im Bett liegt, verstohlens [sic!] rauchen kann, wenn die Schwester abwesend ist.

Ich will nun schließen, in der Hoffnung, daß dieses Jahr doch noch den langersehnten Frieden bringt, verbl[eibe] ich mit echt deutschem Gruß und ganz vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener und dankbarer Willy Pfister

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

**79. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister an
die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt,
Filiale Gera, vom 21. April 1918**

Sonntag, den 21.IV.[19]18

Sehr geehrte Herren!

Hierdurch erlaube ich mir ganz ergebenst, Ihnen, werte Herren, ein Lebenszeichen von mir zu übersenden. Mein derzeitiger Zustand ist als leidlich zu betrachten. Schmerzen habe ich so gut wie keine, nur ab und zu mal heftiges Stechen und Zucken; Auftreten kann ich aber noch nicht. Der Unterschenkel eitert noch ziemlich stark und hat noch drei Fünfmärkstück große offene Stellen, die noch von den Operationen herkommen, dagegen ist die Wundrose vollständig abgeheilt. [...] [S. 1]

[...] Meine Adresse lautet: Kriegslazarett Chimay i[n] Belgien, 2. äußere Station.

Wie lange ich nun hier bleibe, weiß ich nicht; Aussichten, nach Deutschland zu kommen, sind zwar immer noch vorhanden, doch nur im geringen Maßstab, da man von Woche zu Woche der Genesung immer näher kommt. Die Verpflegung ist auch hier gegen das Feldlaz[arett] als recht [S. 2] mäßig zu bezeichnen und steht in Qualität und Quantität, ohne übertreiben zu wollen, wie eins zu vier gegenüber. Ich will Ihnen, sehr geehrte Herren, den Speisezettel des Feldlaz[arettes] mal aufschreiben: Morgens: 8.00 [Uhr]: ein halber L[i]t[e]r süßen und weißen Kaffee mit zwei Doppelschnitten Butterbrot.

Vorm[ittags]: 10.00 [Uhr]: ein viertel Liter Fleischbrühe und [ein] viertel Liter Kakao, ein St[ü]ck Butterbrot.

Mittags: 12.00 [Uhr]: Abwechselnd als Zuspeise dick gekocht Reis, Nudeln oder Kartoffelmuß [sic!] m[it] Braten.

Nachmittags: 3.00 [Uhr]: ein halber Liter Kaffee wie morgens mit einer Doppelschnitte Butterbrot.

Abends: 6.00 [Uhr]: Je eine Doppelschnitte Butterbrot mit ein Stück Wurst (Käse) und einem Spiegel- oder Rührei.

Dies klingt im [sic!] Anbetracht der jetzigen Verhältnisse wie



ThHStA Weimar, Fotosammlung, Lazarett Weimar

Kriegerheim Weimar

aus 1001 Nacht oder wie vom Märchen aus dem Schlaraffenland und doch ist es so gewesen, ich versichere Ihnen, werthe Herren, daß ich mir in Friedenszeiten kaum Vorgenanntes leisten konnte, wenigstens nicht jeden Tag so. Leider hab ich am Anfang meiner Krankheit über 14 Tage lang auf all [S. 3] diese Herrlichkeiten zum größten Teil freiwillig verzichten müssen, weil ich so gut wie keinen Appetit hatte, desto mehr habe ich mich aber die letzte Zeit rangehalten. [...] Gern hoffend, daß es Ihnen, werthe Herren, auch noch so einigermaßen gut geht, verbleibe ich mit bestem Gruß und auf ein gesundes Wiedersehen hoffend
Ihr ergebener Willy Pfister [...].

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

**80. Feldpostbrief von Rudolf Wilhelm an
A. Wilhelm in Rudolstadt vom 2. Mai 1918**

2.V.[19]18

Meine Lieben!

[...] Es ist eine üble Geschichte, daß man aus diesem Kaff nicht wekommt. Die Lazarette sind furchtbar überfüllt. Die Böden, Schwesternzimmer – alles ist mit Verwundeten belegt. Infolgedessen fehlt es an allem Möglichen. Kaum daß mal alle 14 Tage die Wäsche gewechselt werden kann. Baden wollte ich schon lange – es ging nicht; woran es fehlte, weiß ich nicht. Verbunden werde ich alle vier Tage gewöhnlich, und zwar von der Schwester. Die Ärzte wissen nicht, wo anfangen vor Arbeit. Trotz alledem kommt ewig kein Lazarettzug, obgleich wir nun 14 Tage darauf warten. [S. 1] Drei von meinen Wunden sind schon fast ganz geheilt. Die vierte ist etwas größer und braucht deshalb etwas länger.

Unsere schöne Veranda wäre freilich so ein Fleckchen für mich. Die schöne frische Luft wäre schon der Lazarettluft vorzuziehen; zu Hause wäre es ja überhaupt viel schöner, aber es heißt eben geduldig warten. Ärgern sollte es mich, wenn ich hier ausgeheilt würde und ohne Urlaub zur Truppe walzen müsste. Daß ich nochmal in den Krieg „muß“, darüber bin ich mir ja eigentlich im Klaren; denn der Schwindel hört vorläufig doch nicht auf. Na, so drei bis vier Wochen werde ich mich hoffentlich hinter der Front noch halten können.

Herzlichen Gruß! Euer Rudolf.

Briefsammlung Wilhelm, Nr. 285

4.2.5 Kameradschaft

81. Feldpostbrief von Johannes Winzer aus Karlsruhe/ Oberschlesien an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 2. April 1915

Carlsruhe O[ber-]Schl[esien], am 2. April 1915

Hochverehrter Herr Geheimrat!

[...] Ich habe immer wieder gestaunt, was der Krieg [S. 3] für ein ungeheurer Erzieher ist, persönlich, ethisch und durch das Band der Kameradschaft zwischen jungem und altem Feldsoldaten auch national, politisch. Das muss doch einmal Früchte tragen in einem neuen Deutschland! Wann und wie wird der Friede einmal kommen? Es wird, glaube ich, in jeder Beziehung ein anderes Leben werden in der neu gewonnenen Heimat. [...] Ihr dankbar-ergebener Schüler Joh[annes] Winzer

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 23, Winzer, Nr. 2a

82. Feldpostbrief von P[aul] Liss an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 8. Dezember 1917

Am 8. Dezember 1917

Hochverehrter Herr Geheimrat!

[...] Überhaupt, das ist eine schöne Sache und eigentlich ein Kapitel für sich, wenn man so als Student hier im Felde auf einen Commilitonen stößt. Die meisten, die noch im Felde stehen, sind zwar bereits Offiziere – wenn man nicht allerhand Pech gehabt hat, wie ich z. B. – aber trotz aller militärischer Rangunterschiede empfindet man doch meistens sofort etwas von Zusammengehörigkeitsgefühl. Und meistens bleibt man auch in mehr oder minder enger Fühlung, tauscht seine Gedanken aus, die sich in letzter Zeit immer öfter um Politik drehen, wechselt Bücher, hält sich wohl auch zusammen eine Zeitschrift u. s. w. Ich glaube, sol-

che Stunden [S. 1] werde ich einst, falls ich's erleben sollte, mit zu den schönsten Kriegserinnerungen zählen, gerade bei dem oft scharfen Contrast zwischen scharfem Kampfbetrieb und der dabei meistens mühsam erübrigten Muße. [...]

Für heute erlaubt sich besten Gruß,
Ihr ganz ergebener T. Liss

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 13, Liss, Nr. 12

4.2.6 Bedeutung von Feldpost und Post aus der Heimat

83. Feldpostbrief von Rittmeister Hanns von Einsiedel aus Dagny bei Rozoi an seine Ehefrau vom 8. Oktober 1914

Dagny bei Rozoi, den 8. Oktober 1914 [...]

Mein gutes Friedel –

[...] Depeschen über Zustand von Verwundeten sollen anstandslos befördert werden. [Bl. 113] Ich werde daher, um die Aufnahme von Telegrammen zu bewirken, die Nachricht über mein Wohlergehen in eine beliebige Nachricht über einen verwundeten „Gustav“ kleiden. Jede Nachricht über „Gustav“, gleichgiltig [sic!] welchen Sinnes, bedeutet also, dass es mir gut geht. Diese kleine Kriegslist kann ich aber erst dann anwenden, wenn Ihr mir mitteilt, dass Ihr im Bilde seid, sonst bekommt Ihr durch derartige Nachricht einen Schrecken.

Bitte, schreibe mir stets, welche mit Buchstaben von mir bezeichneten Briefe ankamen. Ich habe eine Liste darüber. Dieselbe beginnt mit Brief A, am Sonntag, den 20.9. (ich glaube St. Marie à Py). Lege Dir auch eine Liste Deiner Briefe mit Nr. an! [Bl. 114] [...] Seid alle herzlichst begrüßt und umarmt von Eurem Hanns [Bl. 115; vgl. auch Bl. 91]

ThStA Altenburg, Familienarchiv von Einsiedel, Nr. 116 (maschinenschriftliche Abschrift)

84. Kriegstagebucheintrag von Dr. Paul Dreykorn in Lahayville vom 21. Dezember 1914

Lahayville, am 21. Dez[ember] [19]14, 4. Adventssonntag
Die Feldpost und ich: Das war einmal eine schreckliche Zeit in den ersten drei Wochen des Krieges, als es noch keine Feldpost gab. Um das Einsetzen und Verteilen der Truppen nicht zu verraten, war das ja wohl unumgänglich notwendig. Wie stand es zu Haus? Waren sie alle gesund? Nach dem aufregenden plötzlichen Abschied zur Nachtzeit eine doppelt bange Frage. Die Zeit der Mobilmachung vor dem Abmarsch war ja eine vergehende und doch so glückliche in dem Sich-Noch-Einmal-Genießen-Können vor der unbestimmten Trennung. Ein jeder fragte den anderen, ob er Post habe. Niemand. Niemand wußte, was unterdessen in der Welt geschehen war, ob Sieg, ob Niederlage, ob etwas überhaupt. [S. 1] Nach Hause war mancher gegangen. War er eingetroffen? Die Bahnfahrt begann damit. Ich glaube, aus Eisenach sandte ich die erste Karte heim. Und dann möglichst von jedem Haltepunkt. [In] Primsweiler gab es sogar Telegramm. Dann kam der Marsch. Saarbrücken kein Aufenthalt, den ganzen Tag durch glühendes Land. In den Briefkasten einwerfen. Das ging ja wohl. Aber die Briefkästen waren offen; traurig hing die Verschlussklappe herab und sprach: Ich kann nicht, ich darf nicht. Im Morgengrauen, etwas nach zwei Uhr, schrieb ich in Valmunster beim Pfarrer Geofroy. Er besorgte es und fügte nette Worte bei. In der nächsten Abenddämmerung, als bei Delme die Geschütze blitzten, ging ich in St. Epore auf die Straße. Gefragt, was dies für ein Ort sei, blicke ich durch das Dunkel: Feldpost ist es, bairische Feldpost. Schnell aus der Tasche die Karte. Sie [S. 2] werden heimgehen. Als wir nun auf und um den Delmer Rücken uns bewegten, habe ich sie immer wieder glücklich getroffen. Die Karte stack geschrieben in der Tasche und dabei manch eines Kameraden eine. Ich ritt aus der Reihe oder reichte mit ausgestrecktem Arm im Vorbeireiten die Karten ihr zu. Glückliche, wenn man sie erspäht hatte.

Dann kam die Zeit, wo wir hinter Royebois lagen. Da aber kam etwas Neues. Die Baiern waren gegen Lunéville zu; sie kamen nicht mehr. Aber hinter dem Berg am Bahnhof Chambey [Cambrai] pfiiff eines Morgens die Lokomotive, die Züge gingen mit Verwundeten zurück. Da nahm der Lokomotivführer unsere Briefsachen mit nach Saargemünd. Aber umgekehrt kam nichts. Meine Friedel schrieb sogar nach Saargemünd wegen des so zustande gekommenen Stempels. Das half doch aber alles nicht, da unsere X. Ersatz-Division mit ihren überzählig [S. 3] gemischten Brigaden überdies keine Feldpost hatte. So verging Friedels Geburtstag und es kam der 30. September heran. Endlich, nach zweiwöchigem Biwakieren sollte unser Bataillon in Thumbay [Cambrai] Quartier beziehen. An dem deutschen Zollhaus standen sie bei Pferd und grauen Wagen, die Leute mit dem zweifach roten Streifen an der Mütze. „Wär Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft, nicht freudiger hätt' ich die Welt begrüßt.“ „Morgen gib's Post“, das war die frohe Kunde. Sie haben Wort gehalten: Am [30.] September war der Anschluß an die Heimat wieder vollzogen. Mit welchem Gefühl ein jeder seine Post bekam und las, das beschreiben kann nur der, der's erlebte. [...]

StadtA Weimar, Bestand 53 5-3/4

**85. Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve Ewald Heß
aus Olley an Professor Alexander Cartellieri und
seine Ehefrau vom 7. Januar 1915**

Olley, 7.1.1915

Hochgeehrte gnädige Frau, sehr verehrter Herr Professor!
Zu meiner großen Freude und Überraschung erhielt ich gestern das schöne Weihnachtspacket [sic!], das Sie bereits Ende November abgeschickt hatten. Es ist aber erst nach Glogau gegangen zum V. Armeekorps, dem wir zeitweise zugeteilt waren; dadurch sind viele Verzögerungen eingetreten. Auf diese Weise ist

es erst jetzt, aber sehr wohlbehalten in meine Hände gelangt, und ich sage Ihnen innigen Dank für all die liebevollen Gaben, mit denen Sie mich erfreut haben. Daß es etwas später angekommen ist, ist gerade gut; denn zu Weihnachten, als wir in dem Dorfe St. Hilaire „in Bereitschaft“ lagen, hatte ich auf einmal vier große Pakete erhalten mit so vielen Geschenken, daß ich kaum wusste, wohin mit allen! Um so mehr freut man sich daher jetzt, wenn ein verspätetes Packet [sic!] noch ankommt. Die köstlichen Vorräte für den Magen, die Sie mir zu senden die Güte hatten, werden mich und meine Kameraden [S. 1] in dem Schützengraben erfreuen, in den wir morgen wieder auf zwölf Tage kommen (immer je zwei Tage im Graben und in Bereitschaft im nahen Dorf). Seife, Zigarren und Wachsstock kann man, jedes auf seine Art, stets gut unter den jetzigen Verhältnissen gebrauchen. Was Beleuchtung anbetrifft, so kommt man auf das Alte zurück; denn elektrisches Licht und Gas, fast immer auch Lampe, sind hier Luxus! Ganz wunderhübsch war auch die liebevolle Verpackung der einzelnen Geschenke, und sie hat mich besonders erfreut. [...] Haben Sie, hochgeehrte gnädige Frau, und Sie, hochverehrter Herr Professor, herzlichsten Dank für all die lieben Gaben! Sie sind wirklich zu gütig, daß Sie in so reichem Maße der Studenten, die jetzt rauhe Krieger geworden sind, gedenken. [S. 2]
[...] Ihr sehr ergebener E[wald] Heß.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 8, Heß, Nr. 9

86. Feldpostbrief von Kurt Wilhelm aus Vitimizi an seinen Vater in Rudolstadt vom 19. März 1915

Vitimizi, 19. März 1915

Mein lieber Papa!

In den letzten Tagen, seitdem wir nun endlich Post erhalten, habe ich von verschiedenen Seiten, Unteroffizieren und auch

Mannschaften, den Wunsch aussprechen hören, die Residenz Rudolstadt möchte uns doch mal Liebesgaben, vielleicht in Schokolade, zugehen lassen, da wir bisher noch nie Liebesgaben erhielten, sondern nur die Pakete unserer Verwundeten und Toten unter uns verteilt wurden. Andere Garnisonen geben ihrem Militär ja auch Liebesgaben, und für uns kann einzig und allein nur Rudolstadt in Frage kommen. Man hat sich schon bitter beklagt, dass wir s[einer] Z[eit] so ohne Sang und Klang [S. 1] von Rudolstadt nach Ohrdruf abrücken mussten, trotzdem Rudolstadt durch unser Bataillon reichlich Geld wieder zugeflossen ist. Nur jetzt, nachdem sich unser Bataillon am 21.2. bei Wolkursch so ausgezeichnet hat, dürfte es für Rudolstadt wohl erste Pflicht sein, seinen dort ausgebildeten Kriegern, die schon sechs Wochen viel durch Strapazen und Entbehrungen gelitten haben, mal eine Sendung zugehen zu lassen. Für unsere 96er wird doch auch gesorgt. Vielleicht kannst Du mal mit Herrn Bürgermeister Hertel darüber sprechen, der sicher unsere Sache vertreten wird. Hoffen wir das Beste! [...]

Herzliche Grüße an alle! Kurt.

Briefsammlung Wilhelm, Nr. 34/1 und 2

87. Feldpostbrief von Kurt Wilhelm aus dem Schützengraben bei Greuz an seine Eltern in Rudolstadt vom 27. Mai 1915

Schützengraben bei Greuz, am 27. Mai 1915

Meine Lieben!

[...] Wie ich in der Zeitung vom 23.5. entnehme, hat die Landeszeitung zwei meiner Briefe abgedruckt. Wer hat sie denn dazu überlassen? Mir wäre es lieber gewesen, wenn's unterblieb, denn Ihr müsst bedenken, dass meine Briefe meistens in der Eile ohne Rücksicht auf Stil und Grammatik hingesudelt werden. Wer Briefe für die Zeitung zurechtmachen will, muss sie eben besonders anfertigen und da und dort „zurechtstutzen“.

Also für später ist's mir schon lieber, wenn die Briefe nur im Familienkreis bleiben; sonst eben muss man formgerechte, stilgerechte Briefe zusammenbauen. [...]

Herzliche Grüße! Euer Kurt.

Briefsammlung Wilhelm, Nr. 69

88. Feldpostbrief von Rudolf Wilhelm aus München an seinen Vater A. Wilhelm in Rudolstadt vom 21. März 1918

M[ünchen], den 21. III.[19]18

Meine Lieben!

Wie ich eben gehört habe, sollen wieder Briefe gehen. Ob es war ist, muß man abwarten. Jedenfalls will ich einstweilen einen schreiben. Es ist doch ekelhaft, diese Kartenzensur. Jedes geschriebene Wort seinem Kompag[nie]f[ührer] vorlegen zu müssen. [...]

Gruß. Euer R[udolf].

Briefsammlung Wilhelm, Nr. 270

4.2.7 Feste und Feiern

89. Feldpostbrief von Walter Flex von der Ostfront an die Eltern vom 26. Dezember 1915

Ihr Lieben! [...] Nun werdet Ihr doch gern wissen wollen, wie wir hier Weihnacht gefeiert haben. Eigentlich haben wir noch gar nicht gefeiert, denn meine Kompanie kommt am Sylvesterabend in Reserve in ein Dorf Daschki, das ein paar Kilometer hinter der Front liegt, und wenn Gott will, so sollen meine Leute am letzten Tage des Jahres ihr Weihnachten feiern, so gut ich's ihnen schaffen kann. Aber der heilige Abend gehört zu den Tagen, die sich selbst feiern, wenn man sie nicht feiert. Und so

war's auch hier bei uns. Wir lagen in erhöhter Alarmbereitschaft in unsern Gräben hinter dem tiefgefrorenen Sagatsch-See, und wer nicht gerade Wache im Graben stand, mußte mit Spaten und Schaufeln den Schnee aus der Stellung herausschaffen, den der schneidend aus Ost stehende Sturm uns in Gesichter und Gräben trieb. Nie war das winterliche Unwetter so schwer wie in unsrer Weihnachtsnacht. Und es hatte etwas unendlich Rührendes, wenn einem trotzdem der rasende Wind unter Wolken von Schnee bald von rechts, bald von links ein paar Klänge von „Stille Nacht, heilige Nacht“ oder „O, du fröhliche, o du selige“ zutrug. Es war, als ob aus all den Gräben Weihnachtsfäden wie unsichtbare Telephonleitungen im Winde schwängen und nach Deutschland leiteten. [S. 1] Ich stiefelte meine Gräben auf und ab, kroch in den Unterständen herum und freute mich, meinen Leuten mit ein paar herzlichen Worten eine Freude machen zu können. In meinem Unterstand hatte ich mit Leutnant Lex und unsern beiden Burschen ein russisches Fichtenbäumchen geschmückt, die Lichter saßen auf den Stacheln aus Kränzen von Stacheldraht, die um das Stämmchen gelegt waren, Hauptmann v. Kalckreuth hatte eine Flasche Sekt geschickt, und wir saßen etwas still, doch recht innerlich fröhlich zu viert um das Bäumchen herum. Petzlein und Ernst Wurche schienen neben mir an der Brustwehr zu stehen, wenn ich in das Schneetreiben hinausschaute, ihre Hände lagen leicht auf meinem Arm, und ich glaubte, ihr Lachen und Sprechen zu hören.

Das war unser Weihnachten. An meinem Bäumchen waren achtundzwanzig Lichter wie Grüße von den achtundzwanzig Lichterbäumchen, vor denen ich daheim und in Frankreich gestanden. Heute kamen Briefe und Karten von Mutter vom 18., 19. und 20. Ja, Ihr Lieben, was war es schön in Eisenach und wie dankbar wollen wir diesem Wiedersehen sein. Herzlichst, herzlichst grüße ich Euch lieben Drei und Martin in Flandern. Immer Euer Walter. [S. 2]

Stadtarchiv Eisenach, 40/2 Nachlass Walter Flex, A 1.2.1



ThStA Altenburg, Bildersammlung, Nr. 4951

Sylvesterfeier in La Bntaille am 31.12.1917

**90. Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve Ewald Heß aus
Butgnèville-en-Woëvre an Professor Alexander Cartellieri
vom 5. Januar 1916**

Butgnèville-en-Woëvre, 5.1.1916.

Hochverehrter Herr Professor!

Hierdurch möchte ich Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank aussprechen für das reizende Weihnachtspaket, welches mir, wie im vorigen Jahre, riesige Freude bereitet hat. Lametta und Christbaumschmuck haben unser Bäumchen am Weihnachtsabend verschönt, und dankbar waren unsere Gedanken bei all den Lieben in der Heimat. Den Heiligabend und die Feiertage verlebten wir „in Bereitschaft“ in St. Hilaire, in leidlich guten Quartieren. Bereits am 18.12. hatten wir im Ruhequartier

zu Labeuville eine Weihnachtsfeier abgehalten, die mit reichlichem Bier für unsere Leute endigte; denn Alkohol gehört nun einmal zu jedem Fest! In Gefechtsbereitschaft aber ist es nötig, daß man einen klaren Kopf behält. Wir hatten am 24.12. abends eine schlichte Feier in einem nicht ganz regensicher[e]n „Saale“ des von französischen Granaten arg zerpfückten Klosters: Beim Lichterglanz eines schönen Tannenbaums erklangen aus rauhen Kriegerkehlen die lieben alten Weihnachtslieder, die so stark wie keine ander[e]n die Erinnerung und Sehnsucht nach der Heimat wachrufen. Ich verlas die Weihnachtsgeschichte, und nach einer kurzen Ansprache war Bescherung: Ein jeder Mann erhielt ein aus der Heimat gesandtes [S. 1] Liebespaket [sic!] mit allerlei nützlichen Sachen, außerdem Nüsse und eine halbe Stolle, die wir aus lange aufgespartem Mehle von den kundigen Bäckern unserer Kompagnie hatten zubereiten lassen. In frohem Kreise der Kameraden verlebten wir dann den Abend. Die Franzosen schienen wohl auf uns[e]re Weihnachtsstimmung spekuliert zu haben; denn Punkt 12 Uhr begann plötzlich eine starke Kanonade in der Côte bei Combres, wo auch gesprengt wurde, und in uns[e]rer Nähe. Es war wieder ein gewaltiges Schauspiel: überall ein Aufblitzen und Dröhnen feuern der Geschütze und einschlagender Granaten; auch unser gutes Marchèville bekam sein Teil. Aber viel Schaden ist nicht angerichtet worden, und die Franzosen wurden, als bald ringsum unsere Batterien dröhnten, schnell belehrt, daß wir auch in der Weihnacht auf dem Posten sind! [...]

Ihnen, Ihrer gnädigen Frau Gemahlin und Fräulein Tochter die besten Grüße!

Ihr sehr ergebener E[wald] Heß

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 8, Heß, Nr. 24

4.2.8 Untätigkeit als Stresssituation, Langeweile, geistiger Zeitvertreib

91. Feldpostkarte von Leutnant E. Hoepffner von der Westfront (beim Grossen Hauptquartier) an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 10. November 1914

Magnificenz und verehrter Herr College!

Von der Wacht an der Maas meine besten Wünsche für ein erfolgreiches neues Semester. Ich habe mit Freuden gehört, dass der Universitätsbetrieb mit besserem Glück als man erwarten durfte wieder aufgenommen wurde. Wenn ich nur auch wieder bald mich daran beteiligen dürfte! Denn hier führen wir ein ziemlich faules, langweiliges und ödes Leben mit unzähligen Wackelklopfen und Parademarschüben. Man stellt sich den Krieg doch anders vor, und vorn muss es wohl auch anders sein. Amüsant ist es, zu sehen, wie wir uns in der franz[ösichen] Stadt ganz häuslich eingerichtet haben, in eigener Villa lebend, mit deutscher Polizei, Post, Eisenbahn. Hoffentlich geht es ihnen ebenso gut wie mir. Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin und Grüße an die Kollegen, wenn Ich bitten darf. [VS]

Mit herzlichen Grüßen Ihr erg[ebener] E. Hoepffner

ThULB Jena, Nachlass Catellieri 15/2, Mappe 3, Hoepffner

92. Feldpostbrief von Heinrich F. Simon aus Gérard Bois Ferme an Frau Cartellieri in Jena vom 3. März 1915

Sehr verehrte gnädige Frau!

[...] Meine Nerven sind leider bedenklich herunter, ist allerdings kein Wunder, denn wir liegen seit 29. September in der gleichen Stellung, machen jeden Tag den gleichen Dienst, immer bereit immer in Spannung – und immer nur Kanonenfutter. Wir beneiden uns[e]re Truppen in Russland um die Freude [S. 2]

des Siegs. Uns verblieb eigentlich nur die eintönige, nervenaufreibende Arbeit. [...] Wir erleben zu wenig. Vielleicht, wenn Verdun gefallen, geht's auch bei uns [S. 3] vor, aber wann? [...] Mit vorzüglicher Hochachtung. In Dankbarkeit Ihr sehr ergebener H[einrich] F. Simon.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 20, Simon, Nr. 11

93. Feldpostkarte vom Gefreiten Friedrich Uhlig aus dem Schützengraben in Russisch-Polen an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 9. März 1915

Russisch-Polen. Im Schützengraben, 9.III.[19]15.

Hochverehrter Herr Professor!

Im Osten wurde mir eine besondere Freude bereitet durch die „Deutsche Politik“ Treitschkesciv, die unsere liebe Universität uns zur Erinnerung an unseren großen Kanzler sandte. Sehnt man sich doch an den ruhigen Tagen des Krieges nach nichts mehr als nach geistiger Nahrung, Anregung und Erhebung, zumal wenn man sich seiner Pflicht als Akademiker unter seinen Kameraden zu wirken, bewußt bleiben will. Augenblicklich kreist das Heftchen unter den Akademikern unseres Bat[ailons], aber vielleicht kommt der Tag, wo auch die anderen Kameraden solche Schriften – wie sie gerade der Diederich Verlag liebt – irgendwelchen seichten Novellenheftchen, die uns der Zufall als „Liebesgaben“ manchmal zuführt, vorziehen. Mit dem Ausdruck freudigen Dankes verbleibe Friedrich Uhlig.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 2, Uhlig

94. Feldpostbrief von Johannes Winzer aus Karlsruhe an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 2. April 1915

Carlsruhe, O[ber]–Schl[esien], am 2. April 1915

Hochverehrter Herr Geheimrat!

[...] Längst wollte ich, Ihrem liebenswürdigen Wunsch und einem eignen Bedürfnis entsprechend, ein Lebenszeichen von [S. 1] mir geben; leider war es mir während der sechs Wochen, die ich in der Front stand, nicht möglich. Diese schöne Zeit ist nun leider vorüber, auf ärztlichen Befehl bin ich seit dem 27.III. hier zur Behandlung wegen Herz und Ohr. Ich hatte das doppelte Pech, dass mein Körper streikte und dass das von Vorgesetzten bemerkt wurde.

So war ich plötzlich hier – trotz der liebevollen Pflege unzufrieden und ärgerlich, da ich mich, einer körperlichen Krankheit wegen, an einem in dieser Zeit doppelt unangenehmen Ort finde: in einem Kurbad! Draussen waren es prächtige Tage und Nächte, die ich am [S. 2] Geschütz, auf Patrouille, auf Wache oder nach dem Dienst unter den Kameraden erleben durfte. Dabei habe ich das Schönste noch nicht einmal mitmachen können: einen Vormarsch oder einen Sturmangriff. Aber Strapazen gab's einen ganzen Teil zu überwinden in dem unglaublich schmutzigen Russ[isch]-Polen. [...]

Ich hoffe, dass dieses Intermezzo nicht allzulang dauert, dass ich bald wieder felddienstfähig bin und heraus komme und bis zum siegreichen Frieden selbst wieder an der Hauptaufgabe des Augenblicks mitwirken kann. [...] Ihr dankbar-ergebener Schüler
Joh[annes] Winzer

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 23, Winzer, Nr. 2a

**95. Feldpostbrief von Hans Müller aus Boureuilles
(Frankreich) an Professor Alexander Cartellieri vom
9. und 17. September 1915**

Boureuilles, 9.9.[19]15.

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

[...] Mein Soldatenleben erhält seine bestimmte Färbung vor allem dadurch, daß ich einer Truppe von „alten Leuten“ angehöre. Der Altersdurchschnitt der Mannschaft war ursprünglich 34/35 Jahre. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Gefechtswert solcher älterer Truppen hinter jüngeren Mannschaften wesentlich zurücksteht. Mit Beginn der 30er geht offenbar die Leistungsfähigkeit in körperlicher Hinsicht und die Beweglichkeit des Geistes bei der Masse [S. 1] des Volkes sehr zurück. Wenn unter den Leuten fortwährend auf das Alter und die Rücksicht auf die Familie (die „alten Leute“ sind fast ausnahmslos verheiratet) gepocht wird, so hört man das allerdings am meisten aus dem Mund von solchen, denen weniger das Alter, als Mangel an Arbeitslust und Gemeinsinn zu Schaffen macht, und deren Familiensinn in Friedenszeiten vielleicht nicht so lebendig ist. [S. 2]

[...] Für mich persönlich ergibt sich als Rückwirkung der Zugehörigkeit zu dieser Truppe, daß meine Beförderungsaussichten sehr schlecht sind. Es ist wohl zu verstehen, daß ich mich nach einer anderen Tätigkeit sehne als nach dem stumpfsinnigen Unteroffiziersdienst, und daß das enge Zusammenleben mit jedem beliebigen „Kameraden“, der vielleicht von der Landstraße kommt oder sonst mir bisher unbekannte Manieren und Anschauungen zeigt, [S. 3] bei Dauer nicht angenehmer wird. Hier findet die Fähigkeit des Angewöhns denn doch ihre Grenzen. Man hat reichlich Gelegenheit, einen tiefen Blick in die Volksseele zu tun; man freut sich aber nicht über die Einzelheiten dessen, was man sieht.

Mit umso größerer Sehnsucht und Intensität schließe ich mich deshalb in meiner geistigen Welt ein, da es an Möglichkeiten engeren persönlichen Verkehrs und geistigen Austausches so gut

wie ganz fehlt. Es mag für manchen verwunderlich sein, wie viel Lektüre und brieflichen Verkehr ich im Schützengraben getrieben habe; aber das ist eben meine einzige Erholung, meine einzige Freude, zu der ich meine ganze freie Zeit benütze. An der Hand von Zeitungen werden die Kriegseignisse aufmerksam verfolgt; die reiche politische Litteratur [sic!], [S. 4] die der Krieg erzeugt oder wieder an die Oberfläche bringt, hat mein politisches Verständnis schon wesentlich gefördert [...]; auch über Land und Leute, Geschichte und Verhältnisse der kriegführenden Staaten habe ich manches lesen können. [S.5] [...] Man könnte meinen, ich führe nur eine Fortsetzung meines Studiums im Schützengraben. So gut habe ich es ja freilich nicht. Zu Zeiten, wo wir zu Arbeitsdienst in Reserve liegen, gibt es ja meist reichlich Zeit zum Lesen und Schreiben. Daß es aber im Schützengraben weniger der Fall ist, beweist, daß ich diesen am 9. begonnenen Brief erst heute am 17. fortführen kann. [...] [S. 7] [...] Möge ein glückliches Geschick über Ihrem Sohn walten! Mit den höflichsten Empfehlungen
Ihr sehr ergebener Hans Müller

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 15, Müller, Nr. 20

**96. Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve und
Kompagnieführer Ewald Heß aus einem Schützengraben
bei Marcheville an Professor Alexander Cartellieri
vom 15. November 1915**

Schützengraben bei Marcheville.
Hochverehrter Herr Professor!
[...] Man [selbst] muß sich ja schämen, wenn man nach Friedensschluß einmal Teilnehmer an den großen Offensiven erzählen hört! Doch – jeder Befehl ist heilig, und als Rädchen der großen Kriegsmaschine hat man seiner Bestimmung gemäß zu arbeiten.

Unserer Arbeit ist noch dieselbe wie früher: Schützengraben – Bereitschafts- und Ruheperioden wechseln miteinander. Seit gestern sind wir wieder im Graben; die Ablösung des Nachts bei Novembersturm und Regen war nicht sehr angenehm, der Boden durch den Regen stark aufgeweicht, daß man streckenweise bald steckenblieb! [...] Winter ist es geworden, die Natur ist abgestorben, die Franzosenleichen, an die hundert vor unseren Gräben, die das frische Gras verhüllt hatte, sind wieder erschienen; sie liegen noch, wie sie fielen, unbeerdigt viele, verdorben – der bitt[e]re Ernst des Krieges. Doch das Vaterland kann jedes Opfer fordern! Nochmals innigen Dank und herzliche Grüße Ihnen allen.

Ihr sehr ergebener Ewald Heß [...].

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 8, Heß, Nr. 22

**97. Feldpostbrief von Walther Graf aus Groß Salze
(Kreis Calbe) an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 8. Juli 1917**

Groß-Salze (Kr[eis] Calbe), den 8.VII.1917, Hilfslazarett 18.

Hochgeehrter Herr Geheimrat,

seit einigen Tagen sitze ich hier im königlichen Solbade Elmen und sehe zu, wie Gott das Gras wachsen läßt. Meinen Dienst als Sanitäter habe ich bis heute noch nicht ausüben können wegen Mangels an „Material“: unser Lazarett ist zur Zeit völlig unbesetzt. So heißt es [S. 1] dann für mich vorläufig nur, abzuwarten und schußbereit zu sein. Erhebend ist das freilich nicht gerade, und ganz und gar nicht habe ich den Eindruck, als ob ich durch solchen unfreiwilligen Müßiggang zur Rettung des Vaterlandes beitrüge. Daher läßt sich auch voreinst gar nicht absehen, wie sich mir die Zukunft gestalten wird. Den Gedanken an eine in nicht allzu weiter Ferne liegende Rückkehr nach Jena habe ich unter solchen Umständen noch nicht völlig zu entsagen ver-

mocht. [S. 2] Gestern hörte ich davon, daß das Winter-Semester früher gelegt werden soll. Das hat sicherlich auch seine Reize. Ich verbleibe in Ehrerbietung. Ihr stets dankbar ergebener
Walther Graf.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 3, Graf, Nr. 1

4.2.9 „Hoher Besuch“ an der Front

98. Feldpostbrief von Leutnant Erich Bittorf aus Sapogne an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 4. Mai 1916

Sapogne, d[en] 4.5.[19]16.

Sehr verehrter Herr Professor!

[...] Gestern hatte ich das Glück, mit meiner Komp[anie] unserem Kronprinzen¹⁰⁵ zu begegnen. Er unterhielt sich längere Zeit mit m[einen] Leuten und mir, das noch so überaus jugendliche, schmale, energische, braune Gesicht mit der schwarzen, schief sitzenden Totenkopfmütze, die eigentümlich trocken, soldatische Stimme mit dem liebenswürdigen Unterton vergißt man nicht wieder, ein Kriegererlebnis, an dem man lange zehren kann. In dem ich wieder einmal meinen verbindlichen Gruß aus dem Feld zu senden mir erlaube, bin ich Ihr sehr ergebener E[rich] Bittorf.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 6, Bittorf, Nr. 11

99. Feldpostbrief von Leutnant Ewald Heß von der Maas an Professor Alexander Cartellieri vom 13. Januar 1917

In Bereitschaft an der Maas, 13.1.[19]17.

Hoch verehrter Herr Geheimrat!

[...] Bis Mitte Dezember hatten wir als Heeresreserve hinter der Front gelegen und zwar viel „sportlichen“ Dienst, aber sonst



ThStA Altenburg, Bildersammlung, Nr. 5006

Kaiser Wilhelm II. zu Besuch an der Front

gute Tage gehabt. Am 15. Dezember hatten wir das erhebende Gefühl, in Parade vor S[einer] M[ajestät] dem Kaiser¹⁰⁶ und Kronprinzen¹⁰⁷ zu erscheinen. [S. 2] Der Kaiser hielt eine Ansprache, in der er uns seinen und des Vaterlandes Dank übermittelte für unser Aushalten hier an der Westfront, ohne das die Siege in Rumänien nicht möglich gewesen wären. Gerade damals war Buzan eingenommen worden. Den Friedensvorschlag berührte er dann und sagte: „Wenn sie unsre Bedingungen nicht annehmen, so werden wir sie weiter verhauen!“ Der Kaiser ist übrigens recht alt geworden, hat graues Haar, genau wie auf dem Titelbild einer „Jugend“, welches vor etwa dreiviertel Jahr erschien und den Kaiser in Helm, mit Pelzkragen zeigt. Um so frischer sieht der Kronprinz in seiner schlanken jugendlichen Gestalt aus. Ein Bild, von der Kaiserparade, die der Ansprache des Kaisers folgte, lege ich bei; es ist die Spitze unseres III. Bataillons. [...] [S. 3]

Ihnen nochmals herzlich dankend verbleibe ich mit den besten Grüßen

Ihr sehr ergebender E[wald] Heß, L[eutnant].

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 9, Heß, Nr. 36

4.2.10 Widrige Umstände: Matsch, Schlamm, Hitze, Kälte, Läuse, Flöhe, Ratten

100. Feldpostbrief von Heinrich F. Simon aus Pannes an Frau Cartellieri in Jena vom 8. Dezember 1914

Pannes, 8. Dezember 1914.

Sehr verehrte gnädige Frau!

Herzlichen Dank für Ihre überaus liebenswürdige Sendung, die mir grosse Freude gemacht. Leider bin ich durch das grässliche Wetter bisher nicht zum Schreiben gekommen. Überhaupt weiss man sich hier vor Regen und Schmutz nicht mehr zu helfen. So-

gar die Reservestellung [S. 1] im Wald ist fürchterlich und an Ruhe dort nicht mehr zu denken. Die Schützengräben sind gossenteils eingefallen. Tag und Nacht muss das Wasser ausgeschöpft werden. So ist unser Geschick wenig Ehr und viel Anstrengung. Kämen doch nun einmal die Franzosen aus ihren ausbetonierten Kisten. Aber die Feiglinge wagen, seit sie sich blutige Köpfe geholt, nichts mehr. Und wir sind selbst zum Angriff zu schwach. Ging's nur, mit Freuden würde ich zu einem aktiveren Regiment geh[e]n. [S. 2]

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergeb[e]ner H[ei]nri]ch
F. Simon.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 20, Simon, Nr. 6

**101. Feldpostbrief von Gerhard Theodor Bernhard Goepel
aus Lansart an seine Eltern in Altenburg
vom 12. Dezember 1914**

Lansart, den 12. Dezember 1914

Liebe Eltern!

[...] Die folgende Nacht war eine der unangenehmsten. Der Regen strömte. Wir standen erst drei Stunden Unteroffizierposten. Dann wurde die Kompa[g]nie abgelöst und kam in Reserve, aber für diese erste Nacht nicht ins gemütliche Quartier nach Ronsart, sondern in den Graben einer anderen Kompa[g]nie als Verstärkung, allerdings mit der Erlaubnis, die ganze Nacht zu schlafen. Wenn es Euch einmal passiert, daß Euch einer vier Stunden in den Regen stellt, dann eine halbe Stunde durch einen 50 Zentimeter breiten lehmigen Laufgraben führt, in dem das Wasser fünf bis 20 Zentimeter hoch steht, Euch darauf in Erdhöhlen mit feuchtem Stroh führt und Euch nunmehr feierlich erlaubt, die ganze Nacht zu schlafen – so würdet Ihr ihm wohl eine reinhauen.

ThStA Altenburg, Nachlass Fritz von Lindenau, Nr. 440, Bd. 1, F. 40, Bl. 9f. (handschriftliche Abschrift)

ThStA Altenburg,
Bildersammlung,
Nr. 4946

Schützengraben
bei Rochefort-
Fermes,
Oktober 1914



102. Feldpostbrief des Seesoldaten Max Rempel aus Brügge an seine Eltern vom 3. Januar 1915

Brügge, d[en] 3. Jan[uar] 1915

Liebe Eltern!

[...] Wir mussten dann acht Tage in dem Schützengraben bleiben, einen Tag in den Unterständen und abwechselnd. Ihr könnt Euch denken, den ganzen Tag mit 14 Mann in einem Unterstand zusammengekauert. Stehen konnte man nicht und dann die grausige Kälte. Manchmal waren meine Beine bis an die Knie erstarrt. Durch Reiben haben wir das Blut wieder in Zirkulation gebracht. Manchmal durchnässt bis auf die Haut! Und wo trocknen? Gewaschen haben wir uns fast vier Wochen nicht gehabt. Das Wasser ist hier alles verseucht an der Front. Meistens war

ich mit auf Vorposten. Bis über die Knie im Dreck mussten wir durchlaufen. Manchmal blieb einem der Stiefel stecken. Es ist hier ein schwerer Stand. Vordringen kann man nicht des Wassers wegen. [...]

Edmund Eschrich: Aus der Schulchronik Sonneberg-West (maschinenschriftliche Abschrift), S. 22

**103. Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve Ewald Heß
aus Olley an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 7. Januar 1915**

Olley, 7.1.1915.

Hochgeehrte gnädige Frau, sehr verehrter Herr Professor!
[...] Auf die Dauer ist die Wacht in den Gräben sehr anstrengend, besonders bei dem schlechten Wetter, welches hier in der Woëvre-Ebene herrscht: kein richtiger Winter, sondern immer [S. 3] trüber Himmel, Wind und Regen. Und diese Witterung strengt mehr an als Kälte. Außerdem hat sie die üblen Folgen, daß die Wege schlecht werden, die Brustwehren der Gräben und die Unterstände einstürzen, die Gräben selbst voll Wasser laufen, daß man sich am besten Schwimmhäute zwischen die Zehen legen möchte! Da gibt es dann immer viel Arbeit: Die Kompagnien, die „in Ruhe“ liegen, müssen im Wald Faschinen und Hürden binden, mit denen die Gräben bekleidet werden; Pfähle werden eingerammt – alles bei Nacht natürlich, da man sich bei Tage nicht sehen lassen darf –, Flechtwerk wird dahinter eingeschoben und so das Nachstürzen der Erde verhütet. Angenehm ist der Aufenthalt unter diesen Umständen nicht, aber es muß gehen und geht auch. Rheumatismus gibt es gratis! Eine Änderung wird hier erst eintreten, wenn unsere Artillerie schwersten Kalibers in Tätigkeit tritt; dies scheint jetzt wirklich nicht mehr lange zu dauern, denn wir müssen schon die Straßen ausbauen für den Transport.

[...] Indem ich Ihnen nochmals meinen aufrichtigen Dank sage, verbleibe ich mit herzlichem Gruß an Sie und die Alma Mater Jenensis Ihr sehr ergebener Ewald Heß [...].

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 8, Heß, Nr. 9



Unternehmensarchiv der Schott Jenaer Glas GmbH, Fotosammlung Eden, E83

Schützengraben an der Westfront, April 1915

104. Feldpostbrief von Otto Schott aus Semi in Rußland an seinen Vater vom 21. Februar 1915

Semi in Rußland, d[en] 21.II.1915

Lieber Vater!

[...] Was ich bis jetzt in Rußland erlebt habe, hätte ich zu Hause nicht geträumt. In Rußland sieht es aus wie in einem Schweinestall. Die Leute waschen nichts und machen nichts, alles voll Läuse und Flöhe. Wege gibt es nicht, höchstens selten, nur Löcher und Gassen. Regen und Schnee machen alles unter Wasser, lauter Seen und Hügel. Die Stiefel müssen wieder an den Füßen trocken werden. Zu Essen gibt es manchen Tag nur Wasser und Brot, wenn man welches hat, sonst nichts. Das Wasser ist ganz gelb und dreckig, wie Mistjauche. Da wird alle Minuten einer krank. Ich selbst war zwei Tage krank, bin wieder gesund. Ich hätte zu Hause nicht geglaubt, was ein Mensch aushalten kann und muß, wenn er im Kriege ist. Rußland habe ich schon tausendmal verwünscht. [...]

Edmund Eschrich: Aus der Schulchronik Sonneberg-West (maschinenschriftliche Abschrift), S. 22

105. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister an die Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, vom 1. April 1915

Aus dem Felde, 01.04.1915

Sehr geehrte Herren!

[...] Mit geht es den Verhältnissen entsprechend noch gut, nur hat man jetzt im Frühjahr viel unter starkem Regen zu leiden, unsere Unterstände im Schützengraben gleichen dabei den Tropfsteinhöhlen, man liegt tagelang mit durchaus nassen Uniformen auf halb verfaultem Stroh, was obendrein noch voll ist von Ungeziefer. Das Leben ist man auch keine Minute lang si-

cher, denn wir erhalten nur Artilleriefeuer, man steht sozusagen als lebende Zielscheibe im Graben und steht wehrlos den graußig [sic!] heransausenden Granaten und Schrapnells gegenüber. Auch wenn wir in Ruhe im Dorf Bernn liegen, welches auch noch von französischer Bevölkerung bewohnt ist, hat man vor den feindlichen Artilleriegeschossen keine Ruhe. Als ich am 22. des Monats an Herrn Zegt von Bernn aus schrieb, schlug eine Granate in unmittelbare Nähe von meinem Quartier ein und als ich dann vielleicht fünf Minuten später die Karte in den Briefkasten trug, schlug eine Granate großen Kalibers in mein Quartier und riss einen Flügel des Hauses vollständig ein. Wäre ich noch einige Minuten länger darin gewesen, so befände ich mich heute nicht mehr unter den Lebenden. Meine Herren, Sie sehen daraus, wie schnell man erledigt sein kann, und auf der anderen Seite, wie wunderbar doch des Schicksals Fügungen sind. In der Hoffnung auf ein einstiges Wiedersehen und dass Sie meine Karte ebenso gesund erreicht wie sie mich verlässt, verbleibe ich unter vielen herzlichen Grüßen.

Ihr ergebener Willy Pfister

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

106. Feldpostbrief des Kassenassistenten und Buchhalters Harry Wagner an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 13. Dezember 1915

Im Unterstand, am 13.12.[19]15.

Werte Firma!

[...] Hier ist recht schlechtes Wetter, von dem ich allerdings als Kompagniemelder wenig zu leiden habe, da ich die meiste Zeit im Unterstand liegen kann, aber die armen Kameraden empfinden es recht. Mantel und Kleider sind durchaus naß, sodaß die armen Kerle mächtig frieren. Ich werde zwar auch bei jedem

Gang nach dem Bataillonsgefechtsstand, da ich eine Stunde laufen muß, total naß, kann mich aber dann in meine Decke wickeln und aufwärmen. Leider leiden wir viel unter Läusen, Mäusen und Ratten. Diese Biester lassen sich absolut nicht vertreiben. Trotzdem ich mancherlei Läusemittel anwende, bin ich doch am ganzen Körper zerstoichen, und in Unterkleidern marschieren die Viecher in Gruppenkolonne herum, trotzdem ich täglich an die 50 Stück abmurkse. Der Stellungskrieg wird allmählich langweilig, hoffentlich giebt's bald einen anständigen Schlag, der zum ersehnten Frieden führt.

[...] Ergebenen Gruß Gefreiter Harry Wagner.

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 3

107. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, zum Jahreswechsel 1915/1916

a[us] d[em] Schützengraben i[n den] Argonnen am 31. Dezember 1915, zum 1. Jan[uar] 1916.

Sehr geehrte Herren!

[...] Sehr gut ist es noch für uns, daß wir hier in dieser Stellung weniger unter diesen unheilvollen Sprengungen zu leiden haben, denn das ist meiner Ansicht nach das Gemeinste, was es nur geben kann. Desto mehr haben wir aber unter den [sic!] schon seit mehreren Wochen anhaltenden Regenwetter zu leiden. Die Gräben sind stellenweis[e] eingestürzt, und es befindet sich so viel Wasser und Schlamm darin, daß der Zustand derselben kaum zu beschreiben ist. Trotzdem das Wasser fortwährend herausgeschöpft wird, erreicht es immer noch an manchen Stellen [S. 1] eine Höhe von 50 bis 75 Zentimeter. Da wir nun diese Stellen auch nicht umgehen können, so sind wir fast immer bis an das Knie, ja manchmal sogar bis an die Hüften vollständig naß. Wie

wir nun unter solchen Verhältnissen zu leiden haben, können Sie sich, verehrte Herren, wohl selbst lebhaft vorstellen. Man muß sich nur wundern, daß nicht mehr Krankheiten entstehen, denn verhältnismäßig ist bis auf kl[eine] Ausnahmen alles gesund.

Recht traurig sehen auch unsere Unterstände aus, in welche kein Lichtstrahl dringt. Hier hocken wir den gr[ößen] Teil der Zeit in [sic!] Dunklen und kommen uns vor wie zu schweren [sic!] Kerker Verurteilte. Durch das viele Wasser im Graben dringt dasselbe auch in unsere bescheidenen Erdlöcher ein, so daß wir fortwährend in Matsch und Näße [sic!] herumliegen, von Decke und Wänden tropft und läuft es herab, sodaß man sich wie in einer Tropfsteinhöhle vorkommt, und obendrein gibt es hier so viel Ungeziefer, daß es eine wahre Qual ist. Der Eingang zum Bau ist so niedrig, daß man auf Händen und Füßen hinein krappeln [sic!] muß, und wenn man drin ist, sehen die Hände aus wie die Stiefel, kurzum man sieht [S. 2] von oben bis unten feldgrau aus, sodaß wir den [sic!] Namen „Feldgraue“ alle Ehre machen.

Zum Kochen von unserem lieb[lichen] Mokka entnehmen wir das Wasser aus Granatlöchern oder das Grundwasser, welches sich im Unterstand sammelt, dieses sieht eher Leichenbrühe als Wasser ähnlich und schmeckt ganz misserabel [sic!]. Man muß sich nur wundern, daß unter solch höchst traurigen Verhältnissen nicht mehr Typhus oder sonstige Erkrankungen vorkommen. Das Holen von Mittagessen erfordert einen Weg von zweieinhalb Stunden unter den schwierigsten Umständen, auf welche ich wegen Platz und Zeit nicht näher eingehen kann. Diese ungeheuren Strapazen müssen wir 40 Tage lang aushalten, um dann auf nur zehn Tage zurückgezogen zu werden. In der sogen[annten] Ruhe wird [sic!] in der Hauptsache die Waffen und Uniformen gereinigt, auch das Exerzieren wird nicht vergessen. Unter vorgenannten Verhältnissen hat man nun auch wenig Zeit und Lust zum Schreiben, deshalb bitte ich auch höf[lich], es mir nicht übel nehmen zu wollen, wenn ich in der letzten Zeit etwas weniger von mir hören ließ.

Na hoffentlich vergehen diese furchtbar schweren Zeiten auch wieder mal, aufdaß man dann einst wieder ein ordentl[iches] ge-regeltes Leben führen kann. Bis dahin verbl[eibe] ich mit herzl[ichem] Gruß und aller Hochachtung
Ihr ergebener und dankbarer Willy Pfister, Gefr[eiter] d[er]
Landwehr [...].

*ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale
Gera, Nr. 23*

108. Feldpostbrief von Hermann Macholett vor Verdun an seine Ehefrau Rosa in Gießübel vom 5. Dezember 1916

Liebe Rosa!

[...] Nichts als Regen, die Felder Teiche, waren unsere Wege schon sehr anstrengend, so sind sie jetzt aufreibend. Gehen übers Feld, da Straßen wegen der vermuteten Infanterieablösung unter Feuer gehalten werden (vom Franzosen). Auch die besten Stiefel halten die Anforderungen nicht aus, obwohl dicht, dringt das Wasser durch die Poren des Leders, durchschwitzt von innen, bald im Schlamm steckend, bald über einen Graben stolpernd, bald in einen der unzähligen Granattrichter stürzend kommt man im Schützengraben an und wie sieht der Sch. aus? Die losen, weichen Wände stürzen wie Kuchenteig zusammen, der Boden weist kein Steinchen auf. Nichts als Brei, so zäh, daß er locker sitzende Stiefel mit Leichtigkeit auszieht. Und im Graben steht das Wasser einen halben Meter hoch. Dahinein rollt die Masse und bildet einen Schlamm, in dem die armen Infanteristen (auch wir öfters) herumwaten müssen. Wir kommen und gehen bei Dunkelheit über Deckung direkt zur Arbeitsstelle und klettern über eine schmierige Leiter in den Graben. Auch in die Unterstände, die wir tief unter der Erde ausbauen, läuft das Wasser, die schmierigen Stufen rutschen ein. Von Sandsäcken machen wir uns Überhosen, schneiden den Boden auf und ziehen

sie über Hosenträger mit Schnur befestigend. Unser Anzug ist mit Schmutz überzogen. Mit diesen nassen Lumpen stehen wir den ganzen Tag im zugigen Unterstand. Auch ich habe einen Husten, wie ich lange keinen hatte. [...] Leb' wohl, grüße Mutter und Alle. Herz[licher] Gruß Dein Hermann.

Familiennachlass Macholett

**109. Feldpostbrief von Leutnant Ewald Heß von der Maas
an Professor Alexander Cartellieri vom 13. Januar 1917**

In Bereitschaft an der Maas, 13.1.[19]17.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

[...] Diese Stellung bestand aus einem Graben, der halb mit Wasser gefüllt war und nur ganz wenig Unterkunftsmöglichkeit für unsere Leute bot, und diese noch naß, mäuserreich, mit rauchenden oder gar keinen Öfen. Dazu der gräßliche französische Winter, der aus Regen, Sturm und Schnee, besonders aber aus Regen besteht! Unser Gewand wurde in den vier Tagen, die wir immer vorn lagen, recht erdfarben; im übrigen sahen wir ganz ulkig aus [S. 1], denn man pflegt hier, bei dem Schmutz, Sandsäcke über die Hosen zu ziehen, die einigermassen die „untere Partie“ vor Nässe schützen, warm halten, als Handtuch dienen und mit einer gewissen Freude in den tiefen Schmutz treten lassen! Ein Stollen, der mir zur Verfügung stand und Raum für vier Mann bot, war mit acht bis zehn Leuten belegt, so daß man sich kaum umdrehen konnte! [...]

Ihnen nochmals herzlich dankend verbleibe ich mit den besten Grüßen

Ihr sehr ergebender E[wald] Heß, L[eutnant].

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 9, Heß, Nr. 36

4.2.11 Der Gegner auf der gegenüberliegenden Seite des Grabens, Verbrüderungen

110. Feldpostbrief des Unteroffiziers W. Klöpzig aus Frankreich an das Kollegium der Oberrealschule Mühlhausen/Thüringen vom 18. Dezember 1915

Frankreich, den 18. Dez[ember] [19]15

An den hohen Oberrealschullehrerrat!

[...] Das Weihnachtsfest gedenke ich im Kreise meiner Geschützbedienung zu feiern. Hoffentlich [S. 1] stört uns der Franzmann nicht. Irgendwelche Anzeigen hierzu liegen bis jetzt nicht vor. Überhaupt ist er seit einiger Zeit recht verträglich geworden. Ich selbst habe von unserer Beobachtungsstelle sehen können, wie Deutsche und Franzosen während des Regens aus den Schützengräben kamen und sich auf etwa fünf bis acht Meter gegenüber standen, ohne sich etwas anzutun. Wir hatten derartige Zustände schon einmal vor dem Sturm am 14. Juli. Damals kamen die französischen Regimenter weg. Solche Verbrüderungsanwandlungen sind leider öfter zu beobachten, vor allem dann, wenn sich die beiden Parteien lange Zeit gegenüber liegen. – Ich fühle mich noch immer recht wohl, allerdings etwas eintönig und stumpfsinnig wird die ganze Geschichte. [S. 3]

Im übrigen wünsche ich Ihnen nun ein fröhliches Weihnachtsfest und ein gesundes neues Jahr. Viele Grüße W. Klöpzig.

Stadtarchiv Mühlhausen, 671/1/40

**111. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister an
die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt,
Filiale Gera, vom 29. August 1916**

Aus dem Felde, den 29.8.1916.

Sehr geehrte Herren!

[...] Die Franzosen, den[en] wir hier gegenüber liegen, benehmen sich ziemlich frei oder frech oder wie man sagen soll, sie schicken Katzen mit anhängenden Zetteln, auf denen der reine Quatsch steht, in unsere Linie, schießen auf vorüber ziehende Scharen von Staren u.s.w. Heut' früh steckten sie ein Plakat heraus, auf dem stand „Rumänien habe Oesterreich den Krieg erklärt“.

Ich will nun schließen und verbl[eibe] mit bestem Gruß und aller Hochachtung

Ihr ergebener Willy Pfister

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

**112. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister an
die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt,
Filiale Gera, vom 26. Dezember 1916**

Aus dem Felde, den 26.XII.1916

Sehr geehrte Herren!

[...] Wir liegen zur Zeit noch in unserer alten Stellung in der Champagne, wo es außer Artillerief Feuer ziemlich ruhig hergeht. Die uns gegenüber liegenden Franzosen wünschten uns gestern auch ein fröhlich[es] Weihnachtsfest und baldigen Frieden, indem sie einen Zettel herüberwarfen, sowie ein rundes Weißbrot, Zwieback, Schokolade und Tabak. Morgen abend werden wir voraussichtlich hier abgelöst, aber nicht um in Ruhe zu kommen, sondern an eine andere Front bzw. anderen Kriegsschauplatz.

Ich bin soweit noch gesund und verbleibe unter vielen herzlichen Grüßen und aller Hochachtung.
Ihr ergebener und dankbarer Willy Pfister

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

**113. Bericht über die Verbrüderung an der Ostfront
am 15. und 16. April (dem orthodoxen Osterfest) und
den Folgetagen des Jahres 1917 – Aus der Erinnerung von
Fritz Donau, Gotha, vom 27. Februar 1967**

[...] Es mag gegen 7 oder 8 Uhr gewesen sein, als plötzlich die Tür unseres Unterstandes aufgerissen und hereingerufen wurde: Die Russen kommen! Aufstehen! Wir waren plötzlich hellwach, griffen zu unseren Koppeln mit Patronentaschen, Spaten und Gewehren. Doch unser Kamerad, der draußen Wache schob, sagte uns: Ihr braucht keine Waffen und nicht umzuzsnallen, die Russen kommen uns auch ohne Waffen entgegen und winken, daß wir heraus- und herunter kommen sollen.

Wir gingen also hinaus in den Schützengraben, nur unser Krätzchen auf, sahen nun zu unserem Erstaunen, daß die Russen in Scharen aus ihren Schützengräben herauskamen, und winkten [...]. Bald [wurden] auch [die] ersten deutschen und österreichischen Soldaten (die neben uns in Stellung lagen) [...] von den Russen herzlich und brüderlich begrüßt und geküßt. Alle Feindseligkeit war dahin. Wir waren Freunde, Brüder! Es war Frieden an der Ostfront.

Nun ging auch gleich der bargeldlose Austausch von Lebensmitteln gegen Brandwein vor sich. Es war eine grenzenlos fröhliche Stimmung an der Front. Es wurde musiziert und gesungen. Durch Gestikulation verständigten wir uns über das Notwendigste. Die Hauptsache: Es war Frieden! Auch unsere Offiziere machten mit. Am Abend des 15. April 1917 wurden auf beiden

Seiten Feuerchen aus zusammengetragenem Reisig abgebrannt. Bis in die Nacht hinein wurde gesungen, debattiert und gefeiert. Am Morgen des 16. April ging es weiter. Gegen Mittag spielte die schnell beordnete Regimentskapelle des I[nfanterie-]R[egiments] 83 zwischen unseren Stellungen ein mehrstündiges Promonadenkonzert [sic!] (natürlich mit Pausen). Die russischen Soldaten und wir prominierten [sic!] dabei auf und ab oder lagen im Gras und hörten zu. Es waren herrlich warme und trockene Frühlingstage, ein Leben zwischen den Fronten, wie wir es nie erträumt hatten.

Fotografen knipsten Gruppen von Russen, Österreichern und Deutschen. Die schnell entwickelten Aufnahmen kamen schon einige Tage danach zum Verkauf an die Front und fanden schnell Absatz. [...] Zwischen Russen, Österreichern und Deutschen war ohne beiderseitige Verhandlungen höchster Regierungs- und Militärstellen plötzlich Frieden geschlossen worden. Wie wir damals hörten, erfolgte die Verbrüderung mit den Russen an der gesamten Ostfront von der Ostsee bis hinunter zu den Karpathen. Der Friede gewährte jedoch nicht lange. Es mögen acht oder zehn Tage gewesen sein, die wir das Glück hatten, den Krieg hinter uns gebracht zu haben. Wir hatten zu früh gejubelt. Die ersten Schüsse fielen wieder hinüber und herüber, und bald darauf war der Stellungskrieg wieder im Gange. [...].

ThHStA Weimar, FDGB-Bezirksvorstand, Geschichte der Arbeiterbewegung, Archiv Nr. 96



ThHStA Weimar, FDGB, Fotosammlung, 96

*Verbrüderung von deutschen und russischen Soldaten Mitte April 1917
(vgl. 113, 114, das Kreuz bezeichnet Fritz Donau)*

114. Feldpostbrief von Hans Müller an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 7. Mai 1917

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

[...] Infolge meiner Abkommandierung auf die [Offizier-]Feldschule habe ich leider einen sehr merkwürdigen Tag an der Front versäumt. Am 15. April feierten die Russen Ostern. Offenbar in dem Gedenken, daß nun jedenfalls bald Friede sein würde, noch mehr in dem Wunsche, daß es baldigst dahin [S. 1] kommen möchte, stiegen die Russen an diesem Morgen aus ihren Gräben, riefen, winkten, schwenkten weiße Tücher und kamen herüber an unser Drahtverhau. Bald hatten die Unsrigen begriffen, was jene wollten, gingen ebenfalls aus den Gräben, und plötzlich und rasch war die Völkerverbrüderung im Gange. Man unter-

hielt sich, befragte, besprach sich, gegen unsern Schnaps und Zigarren gaben die Russen Brot und Eier; viele Gruppen, Deutsche, Ungarn, Russen durcheinander wurden photographiert. Manche unserer Leute waren im russischen Graben, tranken dort im Unterstand Kaffee. Was so oft in kindlichem Traume geredet worden war: Wenn die Soldaten einfach ihre Waffen stehen ließen, denen drüben die Hand reichten und erklärten: „Wir hören nun auf mit diesem entsetzlichen Krieg!“ – Das schien plötzlich Wirklichkeit geworden, die Sehnsucht der Völker in Erfüllung gegangen zu sein. Aber der kindliche Traum ist zerflattert, die Völker sind zum Gehorsam zurückgekehrt; der Kriegswille hat über die Friedenssehnsucht gesiegt.

Am russischen Ostermontag feuerte die russische Artillerie auf die eigenen Gräben, als sich die Vorgänge des Sonntags zu wiederholen begannen. Es ist dann zu mehreren Gefechten zwischen russischer Infanterie und russischer bzw. japanischer Artillerie gekommen, ohne daß die Infanterie ihren Willen durchsetzte.

Von unserer Oberleitung suchte man nach dem ersten Sträuben in der Überraschung die Dinge auszubreuten; es fanden Verhandlungen statt; Liebesgaben und eigens für diese Zwecke gedruckte, in russischer Sprache gehaltene Zeitungen wurden hinübergeschickt. Aber schließlich erklärten die russischen Posten den nächtlichen Überbringern, sie sollten das bleiben lassen, sie müßten wieder auf sie schießen. Unsere Artillerie und Infanterie hatte acht Tage lang Schießverbot, das schließlich aufgehoben werden mußte, weil die russische Artillerie unsere Gräben gar zu sehr verbläute. Jetzt ist der alte ruhige Kriegszustand wieder eingetreten. Die Truppen drüben sind wohl meist ausgetauscht worden. Die Vorgänge scheinen sich weithin ausgedehnt zu haben.

Jedenfalls wissen wir nun, daß die russische Infanterie absolut kriegsmüde ist. Wenn die Angaben von Überläufern richtig sind, ist bereits zweimal in den letzten sechs Wochen ein Angriffsbefehl der russischen Heeresleitung durch den passiven Wider-

stand der Truppen nicht zur Ausführung gekommen; nicht einmal die Artillerie hat das vorbereitende Feuer abgegeben.
Mit den höflichsten Empfehlungen
Ihr ergebenster Hans Müller.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 16, Müller, Nr. 33

**115. Feldpostbrief von Hans Müller von der Ostfront
an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 23. November 1917**

23.11.1917

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

[...] Im Verhältnis zum Westen ist der Krieg hier [an der Ostfront] eben ein Kinderspiel. So unvorstellbar grausig und furchtbar dort der Kampf an den Hauptpunkten ist, so lächerlich ist hier der Krieg im allgemeinen. Seit der neuesten Revolution ist wieder mehr oder weniger ein formloser Waffenstillstand eingetreten: Die Russen sollen sich zwanglos außer Deckung bewegen, die Artillerie schießt kaum. Unseren Leuten ist verboten, sich auffällig zu zeigen oder mit den [S. 3] Russen zu verkehren. Beziehungen sind nur bestimmten Offizieren erlaubt. Solche übermittelten schon, seitdem in Galizien wieder Ruhe eingetreten war, den Russen wieder Zeitungen, die für diesen Zweck in russischer Sprache in Wien und Warschau hergestellt werden. Das Verhalten der Russen demgegenüber war verschieden: Die Zeitungen nahmen sie überall an; aber weitere Beziehungen waren mir an manchen Punkten möglich; an anderen Stellen schoß die Artillerie dazwischen oder die russ[ische] Inf[anterie] tötete unseren Offizier. Die Stimmung der Truppen ist verschieden, auch innerhalb der einzelnen Verbände lassen sich deutlich Unterschiede feststellen; viele wollen Frieden um jeden Preis, andere wollen das Idol [sic!] vom Selbstbestimmungsrecht der

Völker gegen uns verteidigen und zum Sieg bringen. Die Stellung der Offiziere ist überall schwierig, zum Teil lebensgefährlich. Doch haben die russischen Offiziere die Verbrüderungsneigungen der Mannschaften ziemlich unterdrücken können: „Es ist uns nicht erlaubt, hinüberzukommen.“ Von Austausch der Lebensmittel habe ich nirgends bei uns gehört: Der Russe hat Knappheit, keinen eigentlichen Mangel.

Mit den höflichsten Empfehlungen

Ihr ergebenster H[ans] Müller

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 16, Müller, Nr. 37

116. Feldpostbrief von Rudolf Wilhelm an seinen Vater A. Wilhelm vom 1. Dezember 1917

In Stellung, am 1. Dez[ember] 1917

M[eine] L[ieben].

Es geht doch nichts über einen gemütlichen Krieg. Wie schön ist es, wenn man auf Deckung herumspazieren kann, ohne jeden Augenblick in Todesgefahr zu sein, wo noch dazu die Wintersonne so herrlich lacht und wo in unserem Unterstand die Kartoffeln auf dem sogenannten Ofen schmoren! Das sind alles Dinge, deren Genuß im Westen unmöglich ist. Wie ich schon schrieb, ist Schießen verboten! Als wir gestern Abend das erste Mal hier auf Horchposten zogen (nebenbei bemerkt ein herrlicher Aussichtspunkt), begrüßte uns Rußki, indem er uns verschiedene Worte zurief. Heute bei Tage lief alles draußen herum. Vielleicht schickt uns dafür die russische Arie mal eine Sendung Liebesgaben, wie das schon öfter vorgekommen ist – Ursache: englische Leitung. Wenn die nicht wäre, hätte uns der Russe schon längst die Hand gereicht. Uns und unseren Kartoffeln geht's gut.
Herzlichen Gruß, Euer R[udolf].

Briefsammlung Wilhelm, Nr. 250

**117. Feldpostbrief von P[aul] Liss an Professor
Alexander Cartellieri vom 8. Dezember 1917**

Am 8. Dezember 1917

Hochverehrter Herr Geheimrat!

[...] Hier im Westen gewöhnen wir uns jetzt so allmählig ein, aber oft nicht ohne stille Wehmut bei der Erinnerung an den Osten. So ein Waffenstillstand, den könnte man schon aushalten, nachdem man vorher die Kämpfe dort ausgehalten. Und eine Vorstellung von einem Waffenstillstand können wir uns schon machen, wir brauchen nur an die Verbrüderung von diesem Frühjahr zu denken. Damals reichten uns die Russen noch die frisch gebackenen Weißbrötchen aus Riga in unser[e]n Graben herüber, aus Riga, dessen Türme wir von unser[e]n Hochständen aus täglich sahen, und das uns wie das gelobte Land erschien. Vielleicht herrschen dort jetzt ähnliche idyllische Zustände, nur dass wir jetzt die frischen Weißbrötchen aus Riga zu vergeben hätten!

Von unserer Front hier kann man bis jetzt nichts Besonderes erzählen. Immer der tägliche Minen- und Artilleriebetrieb.

Für heute erlaubt sich besten Gruß. Ihr ganz ergebener P[aul]
Liss [S. 2]

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 13, Liss, Nr. 12

**118. Feldpostbrief von Hans Müller aus Rembertow
bei Warschau an Professor Alexander Cartellieri
vom 9. Januar 1918**

9.1.1918

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

[...] Seit Anfang November ist mein Batallion aus der Front zurückgezogen. So habe ich leider diese interessante Zeit der persönlichen Berührung mit den Russen nicht im Graben erlebt.

Dort wird ein lebhafter Handel mit Uhren, Taschenspiegeln, Rasiermessern gegen Speck, Thee, Seife u.s.w. getrieben. Die Disziplinlosigkeit der Russen ist vollkommen: Wenn es ihnen beliebt, einen Befehl auszuführen, tun sie es, andernfalls nicht. Offiziere haben keine Abzeichen. [...]

Mit den höflichsten Empfehlungen
Ihr ergebenster Hans Müller.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 16, Müller, Nr. 39

4.2.12 Unvernunft und Leichtsinn

119. Kriegstagebucheintrag von Dr. Paul Dreykorn vom 28. Januar 1915

Donnerstag, den 28. Januar 1915.

Nun gibt es Revierdienst. Leider kommen Einzelfälle von Tyfus [sic!] und Ruhr noch immer vor. Zu verwundern ist es nicht, denn mehrfach haben Leute ihren Durst (!jetzt im Winter!!!) aus Tümpeln mitten im Weg und aus dem gelbgrünen Wasser des Madine gestillt. Unteroffiziere, Offiziere, Hauptleute: Wer hindert sie. Alle sind so gleichgültig und die Mannschaften sind ja nichts als große Kinder, die das augenblickliche, meist eingebil-dete Bedürfnis dem Verstande und der Voraussicht überordnen. Das ist nicht nur hier so, auch in der Unterkunft und im Gefechtsdienst: Erscheint z. B. ein Flieger, so läuft alles hinaus. Die Neugierde muß ja gestillt werden. Mag der Flieger in Pannes sehen, wo belegte Quartiere sind, mag er in Lahayville die armse-ligen paar noch belegbaren Häuser [S. 31] durch Schauen oder Fernfotografie erkunden können; man muß „gucken“!

Man muß Fett backen, grünes Holz brennen, so daß der Schornstein so recht feste qualmt: Bratkartoffeln und Rumpfstücker sind wichtiger als Gesundheit und Leben von einem selbst oder

der Kameraden. Der Feind mag getrost die belegten Häuser am Rauch erkennen.

Freilich raucht es in Seycheprey und den anderen französischen Dörfern auch und nicht zu wenig. Warum sollten sie es nicht auch so machen? Und doch. Unsere Artillerie schießt ja nicht auf solche Merkzeichen, die sind sicher da drüben. Aber wir werden fast umgehend bedacht.

Wie viele Opfer konnten nicht durch ruhige Vorsicht vermieden werden! Mußte einer über das Feld springen statt gedeckt zu gehen, mußte er Geschäfte vor der Deckung besorgen statt in dem vorgerichteten Platz? Mußte man den Kopf hoch erheben, [S. 32] statt einmal 100 Meter gebückt zu gehen? Unnütze, schädliche Verluste an Leben, Gesundheit und Wehrkraft für das Vaterland – zwecklos. Manche Familie daheim weint und der Vater, Gatte, Sohn hat sich allein nutzlos, aus Bequemlichkeitsdrang das Leben verscherzt!

Da fahren sie laut in nächster Nähe des Feindes mit unnötig viel Wagen, sie singen, sie musizieren. Der Feind schießt ja nicht. Wer aber übernimmt Sicherheit dafür, daß nicht doch einmal ein Schuß oder Feuerüberfall fällt?

Ja, so sind sie; kein Bereden, kein Erklären hilft. Es sind große Kinder. Jetzt, wo man sie so kennen lernt, da erst kann man den Grund verstehen, weshalb die Sozialdemokratie einen derartigen Einfluß gewinnen konnte.

Eigensinnige, sich selbst verziehende und verzogene, unvernünftige Kinder.

StadtA Weimar, Bestand 53 5-3/4

5. Alltag in den besetzten Gebieten

5.1 Beschreibung und Einschätzung der gegnerischen Zivilbevölkerung sowie von Städten, Bauwerken und kulturellen Errungenschaften

120. Schreiben des Reservisten Ringer aus Zobrze/Oberschlesien an „Trudchen“ in Erfurt vom 27. Oktober 1914

zur Zeit Zobrze i[n] Oberschl[esien], den 27. Oktober 1914
[...] L[iebes] Tr[udchen]

Nun will ich dir Näheres erzählen. Vom 17.9. ab jenen Tag einen Marsch. Wege sind in Russland schweinisch, Sand, Berge, Sümpfe, Wälder giebt es, sonst nichts. Weit und breit mal ein Dorf. Polnische Dörfer haben alle Häuser, die man nicht Häuser nennen kann, es sind so Strohhütten, eine Stube, in der Urahnen, Ahnen, Eltern und Kinder kampieren, bei den Hottentotten kanns nicht schlimmer sein. Schweine, Gänse, Hühner, dann die Haustiere, der Hund und die Katze: Alles in der Stube!!!! Also Du kannst Dir die polnische Wirtschaft ungefähr ausmalen. Alle zusammen zwei bis drei Betten, da liegt der Vater vielleicht bei seiner schon 20jährigen Tochter im Bett u.s.w., ein paar auf der Erde und unterm Bett. Stinken tut's in diesen Buden, da sie ja luftdicht verschlossen bleiben das ganze Jahr hindurch, scheusslich! Alles glänzt in Dreck und Speck. Die Menschen alle barfuss, zerlumpte Kleider, Fleck auf Fleck und, wie gesagt, dreckig, speckig!! Und Ungeziefer giebts bei den Polen, also alles, was es da auf dem Gebiete der Zoologie giebt. Was die Polacken essen, Kartoffel, Gemüse hie und da, Tee, alle Tage daselbe, meist Pellkartoffel. Brot haben die wenigsten. Milch vielleicht noch. Vielleicht mal alle Feiertage ein Huhn oder so was ähnliches. Also zum Schiessen Trudchen, so eine polnische Wirtschaft. Es sind keine Menschen, wie bei uns. In Deutschland heisst man solches Pack „Schweine“, Waschen tun sich die

Leute das ganze Jahr nicht. Wie sie früh aufstehn, so legen sie sich am Abend wieder hin mit allen Kleidern, die sie nicht ausziehen, da sie zu faul sind. Betten konnten wir sehen, die so schwarz waren, als hätte sich ein Schornsteinfeger darin gekollert. Faul sind die [S. 2] Leute, furchtbar. Die sind so faul, dass sie lieber hungern, statt dass sie sich etwas zum Fressen kochen, das Viehzeug. Und denk also Trudchen, mit solchen Unmenschenvolk musst Du Dich abgeben, Du musst bei denen ins Quartier, Du musst bei denen um Eier, Brot, Milch betteln, für gute Worte, natürlich für Geld. Wenn in den Scheunen zu wenig Platz ist, musst Du auch noch mit in die Stube und musst dadrinnen kampieren. Wenn man da auch viel Stroh mitnahm zum Schluss, aber an Schlafen war da ja nicht zu denken, denn alsbald hatte man ja das Ungeziefer an sich, also tagsüber die zweibeinigen Russen, des Nachts die sechsbeinigen, ect. O, Schmerz! Wir haben oft und oft unter eigenen Zelten geschlafen, da das immer noch das Sauberste ist. Du sollst mal gesehen haben, wenn wir uns gewaschen haben und unsere Körper bis zu den Hüften entblösst haben dabei, wie da die Polen die Augen aufgerissen haben!!!! Sowas haben die Schweine noch nicht gefressen. Wir haben ja manchmal Kehraus gemacht. Wir haben (einmal waren wir drei Tage im Dorf) die ganze Bande aus ihren Heimen hinausgeschmissen, haben denn Stubendienst gemacht, denn der Dreck in den Stuben lag fingerdick da und alsdann haben wir es uns gemütlich gemacht, gemütlich (...) so gut es eben ging. Es ist ein Saupack, diese verfluchten Polen. [...] [S. 3]

Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Bd. 1 (maschinenschriftliche Abschrift)

**121. Feldpostbrief des Gefreiten Ernst Bischoff aus Plock
an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 21. November 1914**

Plock [deutsch: Plock], d[en] 21. XI. 1914.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

[...] Mein[er] Ansicht nach ist der Unterschied zwischen Deutschland und Rußland ins Auge fallend, sobald man die Grenze überschritten [hat]. Diesseits ein leichtes Marschieren auf gebahnten Wegen, jenseits ein müheseliges Vorwärtsbewegen durch fußtiefen Schlamm. Elende, vereinzelte mit Stroh bedeckte Hütten, die vor Schmutz starren, stehen an den „Straßen“. Magere Gänse treiben sich vor ihnen umher. Selten sieht man einen der schmutzigen Bewohner, um so häufiger schwarz gefleckte, allein weidende Kühe.

Die Sonne hat hier auf dem grünlich schillernden, trügerischen Moorboden ganz ihren belebenden Schein verloren; sie erscheint matt und glanzlos. Die Einsamkeit, welche in den weiten Wäldern brütet und die doch sonst dem gefühlvollen Menschen soviel Anziehendes bietet, wirkt hier beängstigend. [S. 3] Den vielen Seen und Tümpeln fehlt jeder belebende Hauch. Nur Scharen von krächzenden Krähen begleiten unseren Zug. Vielleicht wittern sie Beute. Meiner Meinung nach wirken eben diese Gegenden Polens auf mich wie eine tote Photographie, nicht wie ein beseeltes Gemälde. Soviel über die Gegenden, die wir durchzogen. Daß es natürlich noch einige wenige reizvollere Strecken gab, will ich nicht bestreiten. [...] [S. 4]

Mit herzlichen Grüßen und in der Hoffnung, Ihnen durch diesen Bericht eine kl[eine] Freude zu bereiten.

Ihr dankbarer Schüler Ernst Bischoff [...]

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 5, Bischoff, Nr. 3

**122. Feldpostbrief des Gefreiten Ernst Bischoff aus Plock
an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 22. November 1914**

[...] Es war merkwürdiger Weise eine ganz [S. 1] reizvolle Gegend, welche wir durchquerten. Sie erinnerte direkt an den Thüringer Wald. Auch das stattliche Dominium, an dem wir vorüberkamen, scheint deutschen Einfluß aufzuweisen. Es ist eine deutsche Villenbauart, die uns hier vor Augen steht. Ein rieselnder Bach vervollständigt die Idylle. [S. 4] [...] Da ich zu den abendlichen Patrouillengängen in den Hauptstraßen von Plock mitbestimmt worden war, hatte ich auch Gelegenheit, gleich am ersten Abend sie näher kennen zu lernen. Von den von uns betretenen Ortschaften Polens hebt sich Plock sehr vorteilhaft ab, vor allem durch seine Sauberkeit. Die Straßen sind breit und ordentlich gepflegt, besitzen aber ein schlechtes Pflaster. Sie sind außerordentlich belebt; besonders ist der jüdisch-polnische Nationaltypus sehr vertreten. Man kann sich leicht verständigen. Die Häuser sind stattlich, zum Teil sogar prächtig. Von den öffentlichen Gebäuden war bereits am nächsten Tage die russische Flagge verschwunden, die deutschen Farben wurden aufgezogen. Der Wert des Rubels wurde auf zwei Mark festgesetzt und strenge Erlasse hinsichtlich des Verkaufs, des [S. 5] Tragens von Waffen und so weiter erlassen. Lebens- und Genußmittel gab es noch in genügender Menge, aber es ist alles ungeheuer teuer. Nur das Glas Tee kostet 14 Pfennige. [...] Herz[lichen] Gruß in der Hoffnung, mit diesem Berichte Ihre Zufriedenheit erworben zu haben.
Ihr dankbarer E[rnst] Bischoff

*ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 5, Bischoff,
Nr. 4a*

123. Feldpostbrief von Rittmeister Hanns von Einsiedel aus Loss bei Lille an seine Ehefrau vom 25. November 1914

Loss, bei Lille, 25. November 1914.

Liebstes Friedel!

[...] Zum Schlusse noch eine kleine Anekdote: Fiedler (Wolfgang) liegt bei einer 86jäh[rigen] Dame im Quartier. Diese zeigte ihre Rote-Kreuz-Binde vom Jahre [18]70 und meinte, die Deutschen würden bestimmt siegen. Jeder Erlaß des Kaisers¹⁰⁸ beginnt mit W[ilhelm], deutscher Kaiser von Gottes Gnaden, und jede Siegesnachricht schließe mit Dankesworten gegen Gott. Das wäre doch ganz anders wie bei den Franzosen!

Ist das nicht ein hübsches Wort: Eine sichere Wahrheit liegt auch darin. Der Deutsche ist eben ein anderer Kerl wie diese Waschlappen.

Zum Schlusse endlich. Euch Allen Gott befohlen und Grüsse Hanns, der Familienkämpfer.

ThStA Altenburg, Familienarchiv von Einsiedel, Nr. 117, Bl. 50–54 (maschinenschriftliche Abschrift)

124. Feldpostbrief des Unterarztes Dr. Rudolf Theis Eden aus Roulers, Belgien, an seine Ehefrau Daniela Eden, geb. Schott, in Jena vom 20. April 1915

Roulers, 20.IV.[19]15 (Dienstag).

Lieb, Liebjelchen mein, gutes, gutes, liebes Lieb Du, [...] [S. 1] Ich glaube auch nicht, daß wir Belgien, wenigstens einen großen Teil davon, wieder hergeben. Wenn wir eine kluge, geschickte Regierung einsetzten, ähnlich wie die jetzige, würden wir wohl nicht so viel Schwierigkeiten hier haben wie in Polen und im Elsaß. Ein reiches Land ist es, trotzdem es in mancher Beziehung so schlecht ausgenutzt ist. Wir wundern uns immer, wovon die Stadtbevölkerung eigentlich lebt. Da lungert immer alles auf den

Straßen und vor den Häusern herum. Arbeitsgelegenheit ist schon da, aber die Leute freuen sich, den Krieg, den [S. 3] großen „Orlog“ auf flämisch, als Grund für ihr Nichtstun zu haben. Die Landbevölkerung scheint besser zu sein. Erst die deutsche Regierung hat den Schulzwang für Mädchen eingeführt! Invaliden-, Krankenkassen und Berufsgenossenschaften, alles das kennen die Leute hier noch garnicht. Wer krank ist und arm, der stirbt eben oder ist wenigstens hilflos. – Der Arzt, bei dem ich wohne, ist sicherlich ein wohlhabender Mann. Das Haus ist mit großer Platzverschwendung und äußerlich prunkvoll gebaut. Ein Bad ist da (öffentliche Bäder gibt's nicht), aber Wasserleitung und Badeofen gehen nicht; um zum Abort zu kommen, muß man erst über den Hof; der kleine Garten, der niedlich sein könnte, ist verwahrlost; der Doktor selbst läuft immer ohne Kragen herum, ich glaube auch in der Sprechstunde. Alles echt belgisch. [...] [S. 4]

[...] Mein gutes, gutes Liebjelchen Du. Lebwohl Du, Lieb Du. Dein, ganz Dein, Dein Theis Du. Lieb!!! Du, Du!

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 15/245

125. Feldpostbrief des Kassenassistenten und Buchhalters Harry Wagner an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera [Anfang bis Mitte 1915]¹⁰⁹

[...] Gent an und für sich ist herrlich. Großartige Prachtgebäude hat es in Massen. Die Kaserne selbst ist ein Prachtbau. Wir haben jede Woche Baden und außerdem einen besonderen Waschraum, wo man sich täglich vom Kopf bis zum Fuß waschen kann. [S. 1] Sonntags nachmittags werden wir ausgeführt. In die Stadt dürfen wir nie ohne Waffe. Hier ist eine Durchgangsstation für die Westfront, und oft sind 20[000] bis 30000 Mann Soldaten hier. Ununterbrochen kommt Militär, bleibt ein

bis zwei Tage hier und rückt dann wieder ab. Die Einwohner stehen dann allemal zu Hunderten am Bahnhof und staunen. Meist haben sie verbissene Gesichter, alle aber meinen, ihr König käme wieder, denn wir könnten doch nicht auskommen gegenüber den Truppenmassen der Feinde. Im Übrigen aber sind sie verständig, ab und zu kommt es ja mal vor, daß einer sich schlecht äußert, der wird aber sofort verhaue. Soeben hatten wir wieder einmal das schöne Schauspiel der Beschießung eines über der Stadt kreisenden feindlichen Fliegers. Leider war er aber zu hoch, denn die weißen Wölkchen der Schrapnells waren alle unter ihm sichtbar.

Wie steht es denn mit den Beamten, sind noch welche da? Ich glaube, nunmehr werden wenig übrig bleiben. Indem ich Sie bitte, die Herren und Damen bestens grüßen zu wollen, empfehle ich mich mit treudeutschem Gruß, Jäger Harry Wagner [...].

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 3

126. Feldpostbrief vom Unteroffizier der Reserve Karl H. Lampe aus Bapaume an Professor Alexander Cartellieri vom 18. August 1915

Biefvillers les Bapaume, 18. August 1915.

Hochverehrter Herr Geheimrat,

[...] Dann ging's mit der Bahn nach Süden. Lothringen war unser Ziel. Den ganzen Dezember fast haben wir im französischen Teil von „Deutsch“-Lothringen gelegen und die Zeit mit Schulreiten und Fußdienst zugebracht. Wir waren froh von dieser uns unverhohlen feindlich gesinnten Bevölkerung wieder fortzukommen. [S. 2] 44 Jahre gehören sie nun schon zu Deutschland, doch ihr Sinnen und Trachten steht nach Frankreich. Deutsch verstehen sie fast gar nicht und schicken ihre Kinder, wenn's ih-

nen möglich ist, auf französische Schulen. Oft kämpfen sie auch jetzt als „Freiwillige“ im französischen Heer.

Von dort ging's nach dem Elsaß. Altkirch, wo wir gerade am Neujahrstag mit Granaten begrüßt wurden. Da haben wir ungefähr 14 Tage gelegen, um dann wieder nach Lothringen verfrachtet zu werden. Glücklicherweise nun in den deutschen Teil. Doch auch hier, wie im Elsaß, wo die alemannische Mundart gesprochen wird, gehört die Liebe größtenteils Frankreich. [...]

Indem ich Sie bitte, mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin zu empfehlen und hoffe, dass Sie dieser Brief in voller Gesundheit antrifft, verbleibe ich mit ergebenen Grüßen. [S. 8]

Ihr stets dankbarer Karl H. Lampe

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 12, Lampe, Nr. 1

**127. Feldpostbrief von Vizefeldwebel Walter Stück
aus einer Stellung vor St. Jean an der Westfront an
Professor Cartellieri in Jena vom 24. August 1915**

d[en] 24.8.[19]15

Hochverehrter Herr Professor,

nach einem abwechslungsreichen Soldatenleben bin ich nun auch im Schützengraben gelandet. Zuletzt war ich sechs Wochen in Gent bei der Rekrutenbrigade. Ein paar Tage Gent, das ist die Sehnsucht des Frontoffiziers. Ich habe diese Zeit benutzt, um mich mit den belgischen Verhältnissen etwas vertraut zu machen, habe das verwunschene Brügge, das von Soldaten „stark frequentierte“ Ostende besucht, Mechelns arg zerschossene Kathedrale gesehen und Antwerpens riesige, jetzt so öde Hafenanlagen bewundert. Aber wie man in Gent vergebens nach dem Altar, in Brügge nach den Memlings, so sucht man in Antwerpen umsonst nach Rubens¹¹⁰ und von Dyk.¹¹¹ Verhängte Rahmen in den Kirchen zeigen, wo man sie einst verehrt. Ob man nach [S. 1] dem Kriege das eine oder andere Bild im Britischen Mu-

seum wieder finden wird? [...] Wir liegen in tadellos ausgebauten Stellungen vor St. Jean und können durch das Glas das [S. 3] Ziel unserer Wünsche, Ypern, in allen Einzelheiten bewundern: den arg zerschossenen, riesigen Turm der Kathedrale, die gänzlich abgedeckte schöne Tuchhalle. Das Leben hier könnte man direkt gemütlich nennen. Die feindliche Infanterie schießt nur des Nachts, wenn wir auf den Deckungen arbeiten, was uns aber wenig stört, und die Artillerie schießt über uns hinweg nach der unser[e]n und den rückwärtigen Verbindungen; nur ab und an besucht uns mal ein Schrapnell. Aber so gut es uns auch geht, so wünschen wir doch, dass es bald anders wird. „Das Vaterland wird auf Euch sehen, wenn Ihr die Küsten Nordfrankreichs berührt.“ Der Tag ist hoffentlich nicht mehr fern!

Mit der Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung bin ich
Ihr ergebenster Walter Stück

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 19, Stück, Nr. 2

**128. Feldpostbrief von Unteroffizier Karl H. Lampe aus
Bapaume an Professor Alexander Cartellieri
vom 13. Februar 1916**

Bapaume, 13.2.1916

Hochverehrter Herr Geheimrat,

[...] Viel hat dies kleine Städtchen als Grenzfestung durchgemacht. Jetzt bietet es aber ein armseliges Bild einer kleinen Stadt. Die einzigen bedeutenden Bauwerke sind das Rathaus und die Kirche. Am malerischsten wirkt ein kleiner Rest von Festungsmauer, Graben und Wall. Der Graben ist der Schießstand der Bap[auer] Schützengesellschaft. Am meisten sind in den Städten [S. 3] und Dörfern Frankreichs die vielen Kaffees und Wirtschaften aufgefallen. Man schimpft immer in Deutschland darüber, daß es dort so viele Schenken gibt, doch reicht ihre Zahl bei weitem nicht an die in Frankreich vorhandenen Estami-

nets heran. In manchen von denen haben sich jetzt Marketendereien und Kantinen eingerichtet und verzapfen das gute deutsche Bier. Das französische ist ja nicht zu genießen.

Wir führen also hier wenige Kilometer von der Front entfernt ein ganz friedensgemäßes Leben, hoffen aber immer, dass es nun bald auch wieder vorwärts geht.

Ich bitte Sie, mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin vielmals zu empfehlen, und bin mit freundlichen Grüßen ihr stets ergebener
Karl H. Lampe. [S. 4]

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 12, Lampe, Nr. 4

**129. Feldpostbrief des Gefreiten Karl Probst aus
einer Stellung bei Noyon an die Fürstinwitwe Marie von
Schwarzburg-Sondershausen vom 22. November 1915**

Stellung bei Noyon, den 22.11.[19]15.

Eure Hoheit, Gnädige Landesmutter!

[...] Der Herbst hat längst in unserem Walde, durch den unser Schützengraben läuft, seinen Einzug gehalten. Die Bäume stehen einsam, ihres Kleides beraubt und strecken die kahlen Äste und Zweige gen Himmel. Die meisten Bäume jedoch zeigen eine Eigentümlichkeit, auf ihnen wachsen nämlich Mistelbüsche. Aus der Ferne gesehen, glaubt man, Bäume mit Raubvogelnestern oder gar Beobachtungsständen [S. 3] für unsere Artillerie vor sich zu haben. Diese Bäume mit den Misteln geben der französischen Landschaft ein ganz eigenartiges Gepräge.

Die Ortschaften, die ich bisher gesehen habe, liegen ganz reizend, so auch Noyon mit den weithin sichtbaren Türmen des ehrenwürdigen Domes, einem Wahrzeichen alter Kunst. Durch die bei Noyon stattgefundenen Kämpfe hat die Stadt im Allgemeinen wenig gelitten. Nur am Ende der Stadt sind verschiedene Häuser gänzlich zerstört. Viele Bewohner haben die Stadt verlassen. So kommt es, daß viele herrliche Villen mit ganz kostba-

ren Wohnungseinrichtungen leer stehen. Soweit wie nötig, hat natürlich die [S. 4] deutsche Militärverwaltung diese Villen den Offizieren zur Wohnung angewiesen. Andere leerstehende Wohnungen wieder sind den Familien überlassen worden, die aus den Ortschaften der Front fliehen mussten und obdachlos waren. Als wir nach Noyon kamen, wohnte ich in dem Hause eines französischen Generals. Welch großer Gegensatz gegen die Wohnräume in Russland, wo uns meistens die Scheunen zur Wohnung dienen!

Bis zur Haltestelle in Noyon fahren die Züge. Der Hauptbahnhof wird nicht benutzt, da er oft von Fliegern mit Bomben belegt wird, jedoch meistens ohne Erfolg. Die Züge, die Munition bringen, fahren sogar [S. 5] noch über Noyon hinaus bis dicht hinter die Stellung, aber nur bei Nacht.

In der Stadt herrscht tagsüber ein ziemlich reger Verkehr. Die Soldaten, meistens die Marketender, kommen nach hier, um einzukaufen, da verschiedene deutsche Geschäfte vorhanden sind. Jeden Tag kann man die neuesten Zeitungen kaufen. An zwei Tagen der Woche ist sogar Wochenmarkt. Man glaubt sich in ein ruhiges Städtchen Deutschlands versetzt, hörte man nicht die französische Sprache.

[...] In der Hoffnung auf fernere Gesundheit und baldiges [S. 9] Ende sende ich Eurer Hoheit viele treudeutsche Grüße aus der Ferne und verbleibe nochmals für den herrlichen Kuchen dankend, Eurer Hoheit untertänigster Karl Probst.

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 99–101

130. Brief von Hermann Macholett aus Orhofen an seine Ehefrau Rosa in Gießübel vom 14. März 1917

Liebe Rosa!

Zu Friedenszeit hätte man sich eine solche Reise kaum getraut, im Kriege geht alles. War hinwärts eine schöne Fahrt im D-Zug, der von Straßburg direkt bis Brüssel fährt. Fahren über Metz, Luxemburg, Allons, Namur. Über Belgiens Naturverhältnisse hast Du ja schon mehr gehört. Die Landschaftsbilder sind abwechslungsreicher als in Frankreich, auch die Häuser sind dort freundlicher in ihrer Bauart und haben mehr deutschen Stil. Zumal Brüssel wird an Sehenswürdigkeiten deutschen Großstädten nicht nachstehen, wie Du aus meinen Ansichtskarten siehst. Sie werden Dich lebhaft an Leipzig erinnern. Abends 9 Uhr lief unser Zug im Nordbahnhof ein. Als wir den großen Platz davor überschritten hatten, standen wir schon ganz verblüfft durch das viele Licht, die großen Gebäude, den Verkehr der Straßenbahnen. Ein befragter Schutzmann sagte uns unsere Straße, in der wir unser Logis, das christliche Hospiz zu suchen hatten. Da es in Großstädten auch schlechte Häuser gibt, weißt ja, wie ich das meine, waren wir dorthin gewiesen worden. In Bezug der „dunklen Weiber“ ist's in Brüssel schlimm, was wir selber erfahren sollten. Auf dem Wege zu unseren Logis wurden wir nämlich von einem ganzen Schwarm angehalten, um mit ihnen zu gehen. Wir waren schon darauf vorbereitet. Ein Elsäßer, der mit uns fuhr, hatte uns unterrichtet. Wir hörten sie gar nicht an und machten uns schnell davon. In unserem freundlichen Quartier (Hotel) waren zwei deutsche Schwestern. Einer der Schlafgenossen (waren zehn Soldaten, alle Zimmer sind jede Nacht belegt) spielte Klavier, die Schwestern sangen dazu. Mit Zeitungs- und Bücherlesen, Schreiben brachten wir den Abend zu und gingen dann ziemlich spät zu Bett. Denke, daß Dich mein Bericht etwas interessiert und will ihn noch fortsetzen. Für heute lebt wohl. Herzlichen Gruß an Albert. Dein Hermann.

Familiennachlass Macholett

**131. Feldpostbrief von Leutnant Hans Müller an
Professor Alexander Cartellieri vom 20. August 1917**

20.8.[19]17

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

[...] Wie berührt, war ich in letzter Zeit auf Urlaub. Ich habe damit eine sehr interessante mitteleuropäische Rundreise verbunden und mir kurz Lemberg, Budapest, Wien und auf der Rückreise Warschau angesehen. Am fremdartigsten, „östlichsten“ für uns ist Lemberg mit seinem Völker- und Kulturgemisch und verhältnismäßig großem Reichtum an politisch- und kunst-geschichtlich wertvollen Baudenkmalern. Auf der Straße bewegt sich dort neben [S. 3] elegantem und ärmlichem modernem Großstadtpublikum barfüßige galizische Bauernbevölkerung in ihren buntfarbigen Trachten und schmutzige schäbige Kaftanjudenschaft; dazwischen jetzt die deutschen, österreichischen und polnischen Uniformen. Aufschriften liest man in deutscher, polnischer, russischer und jiddischer Sprache. In Warschau ist es vor allem Unsauberkeit und Unordentlichkeit und eine im Verhältnis zur Größe der Stadt auffallend geringe Schönheit der Straßen, die uns fremd erscheinen.

Straßenbettel, widerwärtige Aufdringlichkeit der Judenbengels, die Waren und anderes feilbieten; in einer Hauptstraße sah ich einen jungen Menschen auf der untersten Steintreppe [S. 4] eines Hauses seinen Nachtschlaf halten, und ich hatte von mancherlei Leuten den Eindruck, daß sie keine eigene Wohnung, kein Bett kennen.

Budapest will mit aller Gewalt eine prächtige, ebenbürtige moderne Kapitale und Millionenstadt werden. Aufs deutlichste tritt dem Besucher dort das außerordentlich energische Bestreben der Ungarn, fortzuschreiten und hochzukommen unter den Völkern, und ihr sehr ausgeprägter Nationalstolz entgegen. Man hat feineren Stil, aber es lebt von vergangener Größe. Budapest hat eine für eine imposante Großstadt sich vorzüglich eignende Lage: die Donau und die „Schwabenberge“ geben eine würdige

Folie, die man vom „Blocksberg“ aus am besten würdigen kann. Aber [S. 6] als Deutscher kann man Budapest nur mit Einschränkung genießen. In Lemberg und Warschau kann zur Zeit jedermann deutsch, nur in seltenen Fällen wird eine dritte Person als Dolmetscher herangerufen. In Budapest sind es nur die Juden, die mit Sicherheit deutsch können. Sonst bekommt man zur Antwort fast nur ungarische Töne mit dem Refrain: Magyar. Trotz aller politischen und militärischen Hochachtung, die man vor uns hat – aber nie ohne Misstrauen, Neid und Eifersucht! – hat man das Gefühl, unhöflich, ja fast feindlich als Deutscher behandelt zu werden. Seit der Schließung der deutschen Schulen ist die deutsche Sprache schon sehr zurückgedrängt worden; das Deutsch der jungen Generation auch aus rein deutschen Dörfern ist oft nur noch ein ganz kümmerliches. Aufs schwerste ist demgegenüber der Verzicht der preußischen Regierung auf die deutsche Volksschule den Polen gegenüber zu bedauern, wo bereits ähnliche Erfolge erzielt waren! [...] [S. 7]

In vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener H[ans] Müller

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 16, Müller, Nr. 35

**132. Feldpostbrief des Expedienten und Registrators
Erich Degenkolb an die Direktion der Allgemeinen
Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 1. Juli 1918**

1.7.[19]18.

Sehr geehrte Direktion!

Alles hat ein Ende, nur, wie es scheint, der Krieg nicht. So ist nun die schöne, wenn auch nur kurze Zeit unserer Erholung, die wir in Cambrai verleben durften, vorbei, und wir sind seit acht Tagen wieder an der Front, wo, wie man hört, nochmals zu einem entscheidenden, hoffen wir letzten, Schlage ausgeholt wird. Cambrai, eine schön gelegene Stadt, macht einen ziemlich trost-

losen Eindruck. Abgesehen von den Geschäften, welche geschlossen sind, findet man in fast allen Straßen die meisten Fensterscheiben durch Bretter ersetzt, denn Tag und Nacht wird Cambrai durch feindl[iche] Flieger heimgesucht. Aus diesem Grunde haben sich die Civilisten in den Kellern häuslich eingerichtet. Alle Kellerfenster sind mit Steinen zugesetzt, und durch diesen [S. 1] Fliegerschutz sieht man häufig Ofenrohre hervorragen. Der Verkehr ist sehr rege, da noch ziemlich viele Civilisten da sind und täglich Militär ankommt und abrückt. Sonst ist es aber auch wie in Deutschland, zu kaufen bekommt man nichts, oder nur für schweres Geld. [...] [S. 2] [...] Ihnen fernerhin Gesundheit wünschend, hoffe auf ein baldiges Ende dieses schrecklichen Mordens und verbleibe Ihr ganz ergebener
Erich Degenkolb [...] [S. 3].

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 24

**133. Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve Ewald Heß
aus Bukarest an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 9. Juli 1918**

Bukarest, 9. Juli 1918.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

[...] Ende Mai hatte ich den Auftrag bekommen, einen Silbertransport nach der Ukraine zu geleiten, und zwar 1,7 Millionen in Silber (= 850 000 zwei Mark Stücke, verpackt in 340 Säcken, deren jeder 5000 Mark enthielt und 30 Kilogramm wog). Ursprünglich hatte ich diese Summe nach Kiew bringen sollen, wurde aber von dort mit einer Million weitergeschickt nach Odessa, was mir und meinen Leuten – ein Unteroffizier sechs Mann – nicht unangenehm war, da wir auf diese Weise die Welt etwas kennen lernten.

Kiew selbst ist eine schöne Großstadt, landschaftlich schön vor

allem die Partie am steilen Dnjeprufer mit dem Blick auf die goldenen Kuppeln der Kirchen, auf den breiten Strom mit seinen vielen Windungen und die unendliche russische Ebene.

Odessa hat mir weniger gefallen; es ist eine große, nicht gerade saubere Hafenstadt und hat außer einigen Gebäuden, der Hauptpromenade und dem Strand, der allerdings sehr schön ist, nicht viel anziehendes.

Dort lieferte ich meine Schätze ab und fuhr dann im Dampfer mit meinen Leuten auf dem schwarzen Meer bis Sulina und donauaufwärts bis Braila. Von da begaben wir uns mit der Bahn nach Bukarest, verblieben hier zwei Tage, um dann über Budapest nach Berlin zurückzukehren.

Die Verhältnisse in der Ukraine sind noch sehr ungeklärt, die Lage noch unsicher.

Gefährlich ist es, abends allein auszugehen, und Morde, wie leider jetzt der Gesandtenmord, kommen fast täglich vor. Am Tage, als wir von Odessa abfuhren, wurde ein Bankbeamter auf der Straße erschossen und sein Kutscher, der ihn verteidigen wollte, ebenfalls.

Brot ist sehr teuer, Getreide gibt es nicht oder vielmehr die Bauern geben es nicht heraus, sondern bereiten daraus Schnaps; denn auch Geld haben sie genug geplündert. Es müssen furchtbare Zustände während der Revolution dort gewesen sein! Die Preise sind ungeheuer hoch (z.B. ein Anzug 1100 Rubel (Rubel=1,33 Mark), eine Cigarre sechs bis neun Rubel!), ziemlich billig allein sind Fleischwaren, die es noch in Menge gibt. [S. 1] [...] Bei der Rückkehr in Berlin übergab man mir einen Befehl, der während meiner Dienstreise gekommen war, durch welche ich nach Bukarest versetzt wurde, und zwar als Unterrichtsoffizier für vaterländischen Unterricht [...].

Das Leben hier in Bukarest unterscheidet sich insofern von dem in Berlin sehr angenehm, daß, was Verpflegung anlangt, wir hier wesentlich besser gestellt sind als in der Heimat, besonders in unser[e]m Casino, der Villa eines entwichenen rumänischen – ententefreundlichen – Ministers, welche direkt schlemmerhaft

eingerrichtet ist. Mit der Ernte sieht es hier in Rumänien leider größtenteils recht schlecht aus, da es nicht geregnet hat zur rechten Zeit. Die Maisernte soll besser sein. Überhaupt werden die Verhältnisse, was Ernährung anlangt, nicht besser mit der Rückkehr der Rumänen aus der Moldau.

[...] Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Tochter empfehlen zu wollen, bleibe ich mit herzlichem Gruß und Dank Ihr sehr ergebener E[wald] Heß.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 9, Heß, Nr. 50

**134. Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve Ewald Heß
aus Bukarest an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 31. Juli 1918**

Bukarest, 31. Juli 1918.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

[...] Die Reise nach Sofia Mitte Juli brachte eine Fülle neuer Eindrücke. [...] Sofia selbst ist eine fast modern angelegte Stadt, bietet aber nicht viel Sehenswertes. Die Hauptstraße ist der „Zar-Befreier-Boulevard“, an welchem das Königliche Schloß, die Gesandtschaften, die Sobranje und die gewaltige Kathedrale Sweti Alexander Newski liegen.

Diese ist innen sehr prächtig mit Gold, Marmor und schönen Gemälden ausgestattet, etwas überladen und auf die Bildungsstufe des Volkes – wie bei den russischen Kirchen – berechnet: Eindruck zu machen, zu betäuben durch die Pracht. [S. 3]

Die Bulgaren sind noch ein urwüchsiges Naturvolk, von Kultur noch nicht viel zu merken. Sie haben ein sehr überspanntes Nationalbewußtsein, sind sehr ländergierig und hinterlistig; auf uns sind sie nicht gut zu sprechen wegen der Dobrudschafrage, da sie meinen, wir stärken die Türkei den Rücken. Bezeichnend war ein Bild in grellen Farben, das vielfach aushing: Kaiser Wilhelm¹¹² als König Salomo will ein Kind (Aufschrift: Dobrud-

scha) zerteilen vor den Frauen Bulgarien, Türkei, Rumänien. Die Unterschrift lautete etwa: „Das kleine Bulgarien mischt sich nicht in die Händel der Großen Mächte, es will aber, daß man ihm gewährt, was ihm nach Recht zusteht.“

Durch seine Ländergier, sagten die dortigen deutschen Herren, würde Bulgarien gewiß noch einmal Krieg bekommen mit dem Nationalfeind, den Türken, wegen der Dobrudscha – besonders der Verlust von Konstanza ist schmerzlich für die Rumänen – mit Rumänien, wegen Kawalla mit Griechenland und der mazedonisch-serbischen Gebiete mit Serbien. Wie töricht und, man kann sagen, wie größenwahnsinnig die Bulgaren sind, [S. 4] geht daraus hervor – wie uns der diensthabende Unteroffizier auf der dortigen Bahnhofskommandantur mitteilte – daß in Sofia das Gerücht ging, es gäbe Krieg mit – Deutschland!

Als ob sie auch nur eine Woche ohne uns[e]re Unterstützung existieren könnten! – Jedenfalls haben sie reichlich zu tun, ihr eigenes Land zu kultivieren und sollten nicht nach allerlei fremden Gebieten ihre Hände ausstrecken. König Ferdinand¹¹³ hat übrigens in Sofia allerlei geleistet: Es gibt ein Nationalmuseum dort in einer alten neunkuppeligen Moschee, welches interessante Funde und Überreste aller Art aus antiker Zeit bis zur Gegenwart enthält, ferner eine Bibliothek, einen botanischen und zoologischen Garten, ein Gymnasium, eine Staatsdruckerei.

Die Leistungen des Königs bei diesem Bauernvolk muß man jedenfalls anerkennen.

Von Sofia fuhren wir durch das gewaltige Nirawatal nach Nisch, von dort nach Belgrad. Eine interessante Stadt! Von der heftigen Beschießung der Festung Belgrad zeugen die zerstörten Festungswerke, die verbrannten Gebäude, die riesigen [S. 5] Granattrichter und -Splitter, die dort noch lagen. Eine große Heldentat aber ist es gewesen, diese Festung einzunehmen; denn die Schwierigkeiten, über den breiten Strom zu kommen, ja allein ungestört und unentdeckt die nötigen Vorbereitungen zum Angriff zu treffen, müssen gewaltig gewesen sein. [S. 6]

[...] Indem ich Ihnen nochmals danke, verbleibe ich mit herzlichem Gruß an Sie, Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Tochter Ihr sehr ergebener E[wald] Heß.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 9, Heß, Nr. 52

5.2 Besatzungsalltag: Ausbau und Befestigung der Stellungen, Ausbeutung des besetzten Gebietes, Teuerungen und Angst vor Spionage und Anschlägen

135. Feldpostbrief von Rittmeister Hanns von Einsiedel aus Mainbressy an seine Ehefrau vom 6. Oktober 1914

Mainbressy, 6. Oktober 1914 [...]

Liebes Friedel –

[...] Unser Abmarsch wurde auf jede Weise zu verschleiern versucht, schon dadurch, dass wir erst nach entgegengesetzter Richtung marschierten und dann umschwenkten. In den, unserer bisherigen Stellung näher liegenden Dörfern wurden Männer und Frauen in den Kirchen festgehalten, damit von unserem Abmarsch durch Spionage Nichts bekannt werden konnte.

Das franz[ösische] Spionagesystem ist überhaupt ein sehr gutes; man hat damit schon schlimme Erfahrungen gemacht und ist daher vorsichtig geworden.

Es soll das Land mit unterirdischen Leitungen überzogen sein, wodurch der Feind von uns ständig Nachrichten über Truppenbewegungen erhält. Auch Lichtsignale und Briefftauben sind bei der Arbeit.

In Souplet hat das Generalkommando sämtliche Hunde erschiessen lassen, da durch diese Nachrichten vermittelt worden sein sollen. Das kann man sich auch vorstellen, es wurden eben von Dörfern, die in der Stellung der Franzosen liegen, Hunde nach Souplet gebracht, ehe die Deutschen ankamen. Diese wurden jedenfalls angehängt und dann nötigenfalls mit Nachrichten

losgelassen. Ein ganz praktisches Verfahren. [...] Viele herzliche Grüße an Gnadstein, Gross und Klein. In Liebe Hanns. [Bl. 111]

ThStA Altenburg, Familienarchiv von Einsiedel, Nr. 116 (maschinenschriftliche Abschrift)

136. Feldpostbrief des Unteroffiziers Moritz Dallgas aus Deulemont an seinen Vater vom 8. Dezember 1914

Deulemont, den 8.12.[19]14

Lieber Vater!

Wie ich Dir schon früher mitteilte, war ich am 18. Oktober in äußerster Todesgefahr wegen den beiden Geschossen in Perenchies in unsere Zimmer. Jetzt erst vor ein paar Tagen erfuhren wir, daß ein katholischer Geistlicher uns die Sache eingebrockt hat. Der Pfaffe hatte in seiner Wohnung im Ofen ein Thelephon gehabt und das [sic!] Draht ging durchs Ofenrohr, durch die Esse in den Keller. Es [sic!] ging unterirdisch entlang zu den Engländern hinüber. Wir konnten uns ja denken, daß die Sache Verrat war und wußten aber nicht, wer der Spion sein soll. Wiederholt ist die Sache auch bei ander[e]n Regimente[r]n vorgekommen. Jetzt wurde von den Feldgendarmen alles beobachtet, und jedesmal, wenn es in dem betreffenden Hause einschlug, so ging der Pfaffe hin und half noch mit verbinden, um zu sehen wieviel Unglück er angerichtet hatte; der gemeine Mensch erzählte alles den Engländern durchs Thelephon. Die Scheunen, Säale [sic!] und Schulhäuser, wo viel Truppen lagen, wurden unheilvoll beschossen.

Jetzt hat Gott uns geholfen, [S. 1] er wurde gefaßt, sein Haus untersucht und [er] zum Tode verurteilt. Vor die Kirchentür mußte er sich stellen in seiner Tracht. Eine Gruppe von vier Mann mit Gewehren. Bald erscholl das Kommando: „Legt an! – Feuer“. So, nun hat er seine Strafe. Wir hätten den Kerl nicht erwischen sollen. O weh – den hätten wir sofort erschlagen, weil er gerade damals vier Mann von uns machtlos zurichtete.

Da kannst Du Dir nun ein Bild machen, wie Elend [sic!] es uns ergangen ist. Im Anfange waren wir schonender mit den Feinden, aber jetzt wird nicht mehr so lange gefackelt. Die Engländer fliegen alle, wenn es über die Brücke geht, in den Yser-Kanal. Wir haben ja Befehl, kein Mensch kräht nach den Lumpen, die meisten Gefangenen werden gleich vorn erstochen. Wir haben viele große Geschütze zur Verstärkung, hoffentlich kommt der rechte Flügel bald herum, denn Calais ist fest besetzt.

Beste Grüße an Euch alle.

Von der großen Yserschlacht sende ich Dir viele Grüße Dein Sohn Moritz.

Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Bd. 2

137. Kriegstagebucheintrag von Dr. Paul Dreykorn vom 31. Dezember 1914

[...] Gegen Mittag waren auch zehn Wagen mit den Einwohnern Montsecs durchgekommen. Sie sind ausgewiesen worden, da sie selbst nichts mehr zu essen hatten und außerdem man einer Spionengeschichte auf die Spur gekommen war. Man fand einen Brief mit Skizzen, in welchen Häusern Offiziere lagen, wo der General in Hendikourt [sic!], wo Geschütze standen. Der Spion war in St. Mihiel zur Zeit. Er wird wohl durch die Lappen gehen. Es war ein trauriger Zug wie wohl der der Emigranten aus „Hermann und Dorothea“. Auch die Montseker „Beauters“ waren dabei. Weihnachten hatten sie bei den deutschen Barbaren und in der Kirche feiern dürfen. Mit Thränen [sic!] in den Augen hörten sie die Lieder und schauten den Christbaum. Für jeden der 105 Einwohner war ein Geschenk da. Schokolade erhielten auch die Kinder noch zugesteckt, ehe der gewaltsam plötzliche Abschied von ihrem Dörfchen am steilen Berghang kam. [...].

StadtA Weimar, Bestand 53 5-3/4

**138. Feldpostbrief von Oberst Prinz Aribert von Anhalt
aus Cambrai an seine Tante, Fürstinwitwe Marie von
Schwarzburg-Sondershausen, vom 19. März 1915**

Cambrai, den 19.III.[19]15

Liebste Tante Marie!

[...] Auf den Feldern und in den Gärten herrscht eine rege Tätigkeit, und es werden dieselben meist von den Soldaten bestellt. Ein eigentümliches Bild! Vorne knattern die Gewehre, brüllen die Kanonen und dicht dahinter ein Soldat hinter dem Pfluge oder säend. Wir müssen eben an die Zukunft denken, bleiben wir wirklich noch ein Jahr oder länger hier, wie meist angenommen wird, so müssen Feld- und Gartenfrüchte vorhanden sein. [S. 2] Augenblicklich ist es, was alles von hier in die Heimat geschafft worden ist, an Metallen, Wolle, Kohlen usw., vor allem aber Holz. Unter Leitung von Forstmeistern sind große Schläge in den Forsten vorgenommen worden, auch viele Alleebäume, namentlich Pappeln, mussten daran glauben. Was an Nussbäumen vorhanden war, ist geschlagen, wir brauchten das Holz notwendig für die Anfertigung der Gewehrkolben. So sind immense Werte aus dem Lande heraus gezogen worden! Da wird Frankreich Jahre brauchen für einen Ausgleich. Könnte man nur im geliebten England auch mal ein bißchen so wirtschaften, ich glaube nur, es würde weniger rücksichtsvoll vorgegangen werden.

[...] Innigst umarmt Dich, meine liebe Tante Marie, Dein dankbarer Dich herzlich liebender Neffe Aribert.

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 71–72



ThHStA Weimar, Großherzogliches Hausarchiv A XXXIV, Nr. 5, Bl. 8

Fischzucht hinter der Front.

**139. Feldpostbrief des Gefreiten Karl Probst aus einer
Stellung bei Noyon an Fürstinwitwe Marie von
Schwarzburg-Sondershausen vom 22. November 1915**

Stellung bei Noyon, den 22.11.[19]15.

Eure Hoheit, Gnädige Landesmutter!

[...] Nicht weit von Noyon fließt die Oise, ein ziemlich wasserreicher und reißender Fluss. Daneben zieht sich der Kanal hin, auf dem [S. 6] Schifffahrt betrieben wird, jetzt liegt natürlich alles still. Die Militärverwaltung benutzt den Kanal als Verkehrsweg. Bis nach dem Dorfe Sempigny, eineinhalb St[un]d[en] von

unserer Stellung, bringen Lastkähne Bretter, Nägel, Stacheldraht, Eisenbahnschienen, Zement, Betonplatten und sonstige Sachen, die zum Ausbau der Stellung nötig sind. Von hier werden diese Sachen mit der Feldbahn bis zu unserer Stellung gebracht. Das Netz dieser Kleinbahn wird noch weiter ausgebaut, jedoch nicht von deutschen Soldaten, sondern von Russen, die in der Nähe in einem Lager untergebracht sind. Die Feldbahn berührt auch den Ort Cuts, wo sich die Feldpoststation [S. 7] unserer 38. Division befindet. Täglich wird hier Post abgegeben und empfangen.

Unsere Stellung ist sehr stark ausgebaut. Die erste Hauptstellung besteht aus mehreren Gräben; dahinter liegen in entsprechender Entfernung noch zwei Hauptstellungen. Jede Stellung hat Drahtverhaue. Vor dem vordersten Graben sind mehrere Drahtverhaue so angelegt, dass sie vom Feind nicht gesehen und somit durch Artillerie nicht zerstört werden können. Vor dem Verhau ist Sumpf. Greifen die Franzosen hier an, dann können sie tüchtig deutsche Hiebe beziehen. Die Maschinengewehre sind in bombensicheren Unterständen eingebaut. [S. 8] Im Schützengraben sind außerdem noch schußsichere Unterstände für die Mannschaften. Das Wetter ist jetzt annehmbar. Bis vor wenigen Tagen regnete es tagtäglich; jetzt dagegen friert es etwas. Schnee ist noch nicht gefallen, aber dichter Nebel bedeckt täglich die Fluren. Hier frieren wir doch nicht so wie in dem rauen Rußland, wo es schon im September nördlich Grodno ziemlich kalt war. [...] In der Hoffnung auf fernere Gesundheit und baldiges [S. 9] Ende, sende ich Eurer Hoheit viele treudeutsche Grüße aus der Ferne und verbleibe, nochmals für den herrlichen Kuchen dankend, Eure Hoheit untertänigster Karl Probst.

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 99–101

**140. Feldpostbrief des Hauptbuchhalters Wilhelm Ubleber
aus Lochwica an die Direktion der Allgemeinen Deutschen
Creditanstalt, Filiale Gera, vom 17. Juli 1918**

Lochwica, am 17.7.1918.

Sehr geehrte Herren!

[...] [S. 1] Zur Zeit als Gendarmerie-Trupp p.p. im Herzen der Ukraine verleben wir hier, angesichts der gewaltigen Kämpfe im Westen, recht friedliche und gute Tage; ein gütiges Schicksal hat uns eine bislang ganz annehmbare Tätigkeit im Kriege bestimmt. Hoffentlich dürfen wir hier noch den Sommer in Ruhe verbringen. In den hiesigen Distrikten ist die Lage bis heute eine durchaus gute, und es sind bis jetzt absolut keine Anzeichen für eine Aenderung nach der anderen Richtung hin festgestellt worden. Nach und [S. 2] nach kommt doch wieder etwas mehr Ordnung in die Zustände. Freilich hält es sehr schwer, und nicht alle Bezirke erfreuen sich der Ruhe. Hier und da gärt es immer einmal etwas, aber die Bewegungen sind stets bei Beginn eingedämmt worden. Wenn es gelingen würde, die zum Teil auf eine unverschämte Höhe getriebenen Preise vieler Bedarfsgegenstände und Lebensmittel auf einen einigermaßen vernünftigen Stand zu bringen, wäre damit wohl auch viel für die Ruhe getan. Wenn auch viele Lebensmittel nicht mehr in unerschöpflicher Fülle vorhanden sind, so besteht doch [S. 3] an allem absolut noch kein Mangel, aber man verlangt Preise, die oft selbst den durch den Krieg an gutes Zahlen Gewöhnten in Erstaunen setzen. An die festgesetzten Höchstpreise hält sich kein Mensch. Man hat jetzt seitens unserer Verwaltung die Absicht zu versuchen, etwas Besserung zu schaffen, und man darf auf den Erfolg gespannt sein. Der Hauptzweck unseres Aufenthaltes ist ja der, aus der neuen Ernte möglichst viel für Deutschland herauszuschaffen. Hoffentlich gelingt das. Unter ergebenen Grüßen bei zur Zeit wieder gutem gesundheitlichen Befinden, W[ilhelm] Ubleber.

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 13

6. Der heimatliche Kontext

6.1 Verbindung mit der Welt daheim und bekannten, geliebten Personen

141. Feldpostbrief des Assistenzarztes Dr. Rudolf Theis Eden aus Roulers, Belgien, an seine Ehefrau Daniela Eden, geb. Schott, in Jena vom 1. Januar 1915

Roulers, 1.I.1915.

Guten Abend Lieb, mein gutes, liebes Lieb Du. Heute war Dein großer Kerl ganz komisch Du. Zwei Briefe bekam er von seinem Lieb vom 26.XII. und 27.XII. Und anstatt sich nun zu freuen, wurde er traurig. [...] Lieb, ich hätte Dir das alles wohl nicht schreiben sollen, um Dich nicht traurig zu machen, aber es war mir plötzlich, als wenn Du weit, weit von mir abgerückt und fern wärst, wo ich Dich heute morgen noch so ganz hatte; als wenn alle die andern Besitz genommen hätten von meiner Frau und sie nicht mehr so ganz, ganz mein wäre. Und da habe ich es Dir schreiben müssen. Ich habe Dich und sonst nichts. – Jetzt ist er auch schon wieder vernünftig.

Gestern Abend sind wir ganz gemütlich in unserm Lazarett zusammen gewesen, bei Münchener Bier. Um 12 Uhr bin ich hinausgegangen ins Freie, bin mit meinem Lieb allein gewesen und sie war bei mir. Dem Mond, der sich einmal wieder blicken ließ, habe ich viele Grüße aufgetragen an Dich, Du. Ob Du wohl noch auf warst, daß er sie bestellen konnte? [...] [S. 1] [...] Wie freue ich mich immer, wenn ich höre, daß es Dir gut geht und auch andere bestätigen, daß Du gut aussiehst. Ist „es“ auch immer ganz artig? Wie gern, wie so gern wäre ich jetzt nur einmal schnell bei Dir, nur einmal sehen möchte ich sie, einmal ihre lieben Augen sehen, einmal ihre Hand fassen, dann wieder zurück in diese verdammte Gegend. Nur für Dich ist alles, was er tut, Dein Theis.

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 15/133

**142. Feldpostbrief des Unterarztes Dr. Rudolf Theis Eden
aus Gent, Belgien, an seine Ehefrau Daniela Eden,
geb. Schott, in Jena vom 29. August 1915**

Gent, 29.VIII.1915. Sonntag.

Lieb, Liebjelchen Du, min Fru, gutes, gutes, liebes Lieb! Weißt Du noch, wie es heute vor zwei Jahren war? Da war Freitag und einer der schönsten Tage meines Lebens. War das eine schöne Zeit! An diesem Tage haben wir noch eifrig Tennis gespielt und sind dann am Abend zusammen heim gegangen. Und so wundervoller Sonnenabendhimmel war, und als ich Dir das zeigen wollte und dabei Deine Hand ganz zufällig erwischt, sah ich, daß Du den Himmel garnicht ansahst, sondern lieber auf das Pflaster und auf den Weimar-Geraerbahnhof. Aber auf Deinem Gesicht, so weit ich es von oben und von der Seite sehen konnte, war auch Sonnenhimmelschein. Und mir war es, als wenn das nicht nur der Abglanz war, sondern von inner heraus sein eigenes Licht strahlte. Und das war soviel schöner, daß ich garnicht mehr den Abendhimmel sah, sondern nur noch das eigene Licht, das mein Lieb für mich angezündet hatte. Ganz wie im Traum war ich, so daß ich beinah die Hand nicht wieder losgelassen hätte. Mein Lieb mußte mir erst sagen, daß sie mir nicht gehörte und die Leute sich wundern würden, daß ich sie festhielt. Aber nun habe ich sie doch bekommen, nun gehört sie mir für immer. Und das Licht ist geblieben und strahlt so hell und so schön wie vor zwei Jahren, vom Thüringer Wald bis nach Flandern leuchtet es, in mir leuchtet es und macht alles hell in mir. Und das hat mein Lieb gemacht.

Vor einem Jahre sind wir zusammen durch die Wöllnitzer Wiesen gegangen, da war Sonnabend. Da wußten wir beide, daß ich bald fort mußte. Da war mein Lieb, meine liebe Frau geworden, wir wußten, nun kann uns nichts mehr trennen. [S. 1] Schön und hell war es wie an dem Freitag vor einem Jahre, das Licht, die Freude in uns konnte uns auch die Trennung nicht nehmen. Nun dauert diese fast ein Jahr, und noch ebenso wie vor zwei Jahren

bin ich bei Dir und Du bei mir. Und zu unserer Freude ist noch ein Licht hinzugekommen, klein noch und doch hell. Das strahlt von uns und für uns, unser Sonnenstrahlchen, Helgaprinzeßchen.

So soll es sein, so soll es bleiben. Lieb, Lieb, Lieb Du. Dein bin ich, jetzt wie immer. Dein Theis.

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 15/350

143. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 29. Februar 1916

Aus dem Felde, den 29. Februar [19]16.

Sehr geehrte Herren!

Ich erhielt Ihr wertees Schreiben vom 23. c[u]r[rentis] und nahm von dessen Inhalt bestens dankend Kenntnis. Ich hatte auch gehofft, daß mein Gesuch von Leipzig aus berücksichtigt würde, zumal doch der größte Teil der Beamtenschaft, die sich im Felde befindet, Offiziere bezw. Offizier-Stellvertreter p.p. sind und aus diesem Grunde ziemlich hohe Gehälter beziehen, deshalb glaubte ich, daß der gewöhnliche Soldat eher unterstützungsbedürftig wäre, zumal wenn er sich seit Anfang des Krieges im Felde befindet.

Seit einem halben Jahre erhält allerdings meine Familie Mark 30,- Staatsunterstützung, die aber binnen Kurzem auch wieder gekürzt wird, da mein ältester Sohn am 15.4. des Jahres das Alter erreicht, in dem, nach Staatsansichten, die Kinder nichts mehr kosten. Im vorigen Jahre erhielt ich auch schon bedeutend weniger Gratification als in normalen Zeiten, weil ich im Jahre 1914 nur sieben Monate im Geschäft tätig war, dabei sind aber die Unterhaltungskosten in dieser höchst traurigen Zeit nicht niedriger, sondern, trotzdem daß ich nicht zu Hause bin, höher,

denn mit Mark 5,30 Lohnung in zehn Tagen kommt man nicht aus, ohne etwas von zu Hause zu erhalten. Gott sei Dank besteht bei mir keine direkte Notlage zu Hause, das geb' ich zu, aber schwer kann es mir eventuell später mal werden, die bei normalen Zeiten eingegangenen Verpflichtungen einst nachzuholen. Von dem mir von Ihnen, sehr geehrte Herren, in hochherziger Weise gemachten Vorschlag zur Gewährung eines Vorschusses [sic!] sehe ich dankend ab, da ich ja gar nicht weiß, ob ich diesen schrecklichen Krieg lebend überstehe. Ich werde mich deshalb mit dem noch jeweiligen Besitzer in Verbindung setzen, aufdaß er meine Abzahlungsverpflichtung bis Ende d[ie]s[e]s Jahres bzw. bis Ende März nächsten Jahres verlängert, hoffentlich ist bis dahin der Krieg beendet. [S. 1]

Ich bin zur Zeit noch vollständig gesund, was ich von Ihnen, geehrte Herren, auch wünsche und hoffe. Seit einigen Tagen geht es im Westen ziemlich lebhaft her, was Sie ja auch aus den Zeitungen ersehen werden. Es herrscht ein Artilleriefeuer auf der ganzen Front, daß man dabei verrückt werden könnte.

In der Hoffnung, daß in diesem Jahre endlich mal der Krieg seinen Abschluß findet, verbleibe ich mit herzlichsten Grüßen sowie mit aller Hochachtung

Ihr ergebener und dankbarer Willy Pfister, Gefreiter der Landwehr [...].

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

144. Brief von Hermann Macholett vor Verdun an seine Ehefrau Rosa in Gießübel vom 19. September 1916

Liebe Rosa!

[...] Urlaub wäre möglich, wenn von oben das nötige Interesse vorhanden gewesen. [...] In Gedanken daran, dass Du Dich zuhause plagen mußt, wo ich Dir doch helfen könnte, wird wohl

das wenige Interesse für die militärische Sache bei uns nicht wachsen. Daß ich hier bin, ist uns direkt zum Schaden. Das wiegen keine hoch klingenden Phrasen von Vaterlandsliebe und Kämpfen um Existenz, Heimat und Familie auf. Meine Familie kann sich nur geborgen fühlen, wenn ich bei ihr bin und für sie Sorge als Arbeiter, dem die Welt offen steht, dem es überall gut geht, mindestens so gut wie in Deutschland, wenn er arbeiten kann und will, was ich Gott sei Dank immer von mir sagen konnte. Doch was nützt immer dieses Schreiben und Kritisieren: mit einem Worte: Unter diesen ungerechten Zuständen ist mir dieser Schwindel noch länger leid, und will ich mir noch überlegen, ob ich den ganzen Bettel nicht bald in eine Ecke werfe, ein-erlei, was für Folgen daraus entstehen, denn unglücklich ist und bleibt man, abgesehen davon, daß es so aussieht, als wenn man das, was einem lieb war, überhaupt nicht mehr sehen sollte. [...] Und nun leb' wohl, grüße Mutter und Alle. Herz[licher] Gruß
Dein Hermann

Familiennachlass Macholett

**145. Feldpostbrief des Landsturmmannes Ludwig Sckell
aus Linselles an seinen Vater Otto, Oberhofgärtner
in Weimar, vom 21. Juni 1917**

Linselles, den 21. Juni 1917.

Meine Lieben!

[...] Ich will nun von den Neuigkeiten Abstand nehmen, um meine Unterhaltung auf's Familiäre zu lenken. – Vor allem, wie geht es Euch Lieben? Hoffentlich seid Ihr alle gesund, was bei mir bisher der Fall ist und [ich] mich wohl fühle. – Wie geht es unserem lieben Paul? [S. 5] Hat er wieder geschrieben und wo befindet er sich jetzt? Durch meine letzten Wanderungen ist es bislang nicht möglich gewesen, von Euch Post erhalten zu können, und sehne mich recht nach einem Lebenszeichen von Euch

allen. Ich fühle mich so recht abgeschnitten von meinen Lieben aus der Heimat. Wenn es nur unserem guten Paul noch wohl geht. Das ist und bleibt mir, sowohl auch Euch die einzige große Sorge. [S. 6] Wenn nur der Krieg erst mal ein Ende hätte, daß wir uns alle gesund wiedersehen könnten. Um mich braucht Ihr keine Angst zu haben, wenn's auch hier feste donnert Tag und Nacht. Vergangene Nacht zwischen halb 3 und halb 4 Uhr herrschte starkes Trommelfeuer, und trotzdem ich doch ziemliche Ruhe habe, zog ich mich an, ging hinaus auf's Feld und sah nach der Front herüber, wo natürlich alles hell war infolge Aufblitzens der englischen Ge-[S. 7]schütze, und ich konnte verschiedene Brände beobachten. [...] [S. 8]
[...] In Kürze mehr. Seid alle innigst begrüßt und geküsst von Eurem dankbaren Ludwig.

ThHStA Weimar, Familiennachlass Skell, Nr. 225

146. Brief von Hermann Macholett aus Frankreich an seine Ehefrau Rosa in Gießübel vom 27. Juli 1917

Liebe Rosa!

[...] Nach Deiner Mitteilung von der Dürre muß es ja böse dort aussehen, wie fast überall in Deutschland. Über den Stand der Kartoffel hast Du nichts geschrieben. Vorgestern war Jakobus, da wird doch immer schon mal nachgesehen. Wird auch nicht viel mit sein, und wenig daraus werden. Deutschland wird dies Jahr wohl eine ganz geringe Ernte zu verzeichnen haben, was schließlich für das Ende des Elends ausschlaggebend sein wird. Ein Unglück kommt gewöhnlich nicht allein, doch kann auch eines das andere vertreiben, vielleicht halt auch ein größeres auslösen. Falls sich unsere Befürchtungen bestätigen sollten, dann wird Euer Eigentumsrecht an Euren Feldfrüchten dies Jahr halt ganz ausgeschaltet werden. Man wird die Kartoffeln schließlich bei der Ernte schon beschlagnahmen. Sollte ja zum Herbst ein

Ende werden, dann werden wir doch noch ein Jahr lang unter der Mißernte zu leiden haben. Falls Dir möglich, sieh zu, daß Du Dir unauffällig noch etwas beschaffen kannst (Hülsenfrüchte). [...] Auch hier ist es sehr warm, ohne jeden Regen. Getreide stand schön auf den Feldern. Ob's halt gedroschen wird? Weiter zurück stehen noch alte Schober von vorjähriger Ernte. [...] Und nun grüße meinen lieben Albert und Alle. Herz[licher] Gruß
Dein Hermann.

Familiennachlass Macholett

**147. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister an
die Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera,
vom 2. Mai 1918**

Kriegslazarett Chimay i[n] Belgien, 2. äußere Stat[ion], den
2. Mai 1918.

[...] Erst heute empfang ich durch m[eine] Frau Ihr sehr geehrtes Schreiben v[om] 18.IV. a[nni] c[urrentis], aus dem ich zu meiner größten Freude ersah, daß Sie, hochgeehrte Herren, wie schon alljährlich mir auch dieses Jahr in hochherziger Weise eine Gratification in Höhe von Mark 250,- (Zweihundertfünfzig Mark) aus dem Reingewinne des mit dem 31. Dezember 1917 abgeschlossenen Geschäftsjahres ausgesetzt haben. Ich habe mich über Ihre außerordentliche Güte und Liebenswürdigkeit ganz unaussprechlich gefreut und übermittele Ihnen, wertgeschätzte Herren, [S. 1] hierdurch meinen herzinnigsten Dank.

Wie schon früher des öfteren, so versichere ich Ihnen auch heute wieder, daß es – wenn ich wieder heil und gesund heimkehren sollte – mein eifrigstes Bestreben sein wird, durch Fleiß und treue Pflichterfüllung mich für alles Gute zu rechtfertigen bezw. mir damit auch fernerhin Ihr Wohlwollen zu erhalten suchen. Da eine besondere Quittung dem Schreiben nicht beilag, stelle ich extra eine aus und bitte höflichst, wenn dieselbe nicht entspre-

chen sollte, mir ein diesbezügliches Quittungsformular noch zuzusenden. Ich bitte noch höflichst, wenn es keine Umstände macht, mir vorgenannten Betrag auf meinen Rechnungsbucherkonto bei Ihnen gut zubringen.

Mit ganz vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener und dankbarer Willy Pfister [..].

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

**148. Feldpostbrief des Landsturmmannes Ludwig Sckell
aus Harinsart an seine Schwester Charlotte Sckell
in Weimar vom 4. November 1918**

Harinsart, den 4. November 1918.

Liebe Schwester!

[...] Mein einziger Wunsch ist nun, daß Ihr beide Patienten baldigst gesunden möget. Die Sache ist nicht leicht zu nehmen mit der Erkrankung, da doch bereits viele Menschen an jener heimtückischen Krankheit gestorben sind. Nun, mit Gottes Hilfe [S. 1] wird schon alles wieder gut werden. Ich freue mich, daß unser lieber Paul in Sicherheit ist, und nun fangt Ihr Lieben daheim mit Kränkeln an. Die Sorgen sollen doch nie ein Ende nehmen. Von der Grippe ist bei uns im Depot noch nichts zu merken, wollen hoffen, daß wir auch nichts damit zu tun bekommen. Es muß doch schrecklich sein, in vielen Städten genügen die Totengräber nicht, um die nötige Anzahl Gräber zu schaufeln. [...] [S. 3] [...] Nun, für heut' meine liebe Schwester sei vielmals innigst begrüßt und geküsst von Deinem getreuen Bruder Ludwig. Der lieben Mutter wünsche ich, wie Dir, baldig gute Besserung und sende ihr, sowie auch unserem [lieben] Vater, herzliche Grüße.

ThHStA Weimar, Familiennachlass Sckell, Nr. 225

6.2 Briefe von nahen Angehörigen

149. Brief von Rosa Macholett aus Gießübel an ihren Ehemann Hermann an der Westfront vom 10. Oktober 1915

Lieber Hermann!

[...] Wieder ist Sonntag nun schon der zehnte, den Du draußen verlebst, ach wie magst Du Dich doch einmal sehnen, mir geht's ja ebenso, aber ich bin daheim und habe keine Ahnung, wie es Dir draußen geht. Heute vor acht Tagen (ich konnte nicht schlafen), da hörte ich ganz deutlich, wie jemand recht heftig die Kammertüre zumachte und auf mich zueilte, und Deine liebe Stimme sagte zu mir ganz zärtlich: „Stecke Dich doch nicht immer so tief in das Bett, damit Du nicht schwitzt.“ Mir war dabei ganz eigentümlich zu Mute, Du magst Dich da auch einmal so recht nach uns gesehnt haben. Ich glaube auch, die Sehnsucht zehrt mehr an Dir, als die schwere Arbeit. Wie magst Du auch runter gekommen sein, sahst Du doch bei Deinem Abschied schon sehr schmal aus. Ach wie ist mir doch zu Mute, wenn ich so viel Soldaten zuhause sehe, sähe ich Dich doch bald einmal wieder, ich möchte Dich dann nicht mehr fortlassen. [...] Sei herzlich begrüßt von Deiner Rosa, Albert, Mutter, Schwestern, meinen Eltern und Geschw[istern]

Familiennachlass Macholett

150. Brief von Rosa Macholett aus Gießübel an ihren Ehemann Hermann vom 11. Oktober 1915 [vgl. Brief Nr. 36]

Lieber Hermann!

Einsam und verlassen sitze ich einmal in meinem Stübchen und meine Gedanken fliegen weit, weit fort. Ach wie ich mich doch nach Dir sehne!

[...] es ist totenstill um mich her, unaufhaltsam rollen mir die Tränen über die Wangen. O wann wirst du wohl enden, du schreckliche Zeit und mir mein zerstörtes Glück wieder aufbauen? Dieser Krieg schlägt tiefe Wunden, ja solche, die manchmal nie wieder zu heilen sind. Immer und immer wieder muß ich Deinen lieben Brief lesen, und es überkommen mich manchmal ganz unheimliche Gedanken dabei. Sollten wir doch für immer auf dieser Welt getrennt werden? Ich bete ja immer für Dich, daß Dir der liebe Gott Dein Leben erhalten möge. Sollte es ihm nun doch gefallen, anders über uns zu verfügen, so nimm es mir nicht übel, wenn ich noch eines von Dir verlange. Lieber Herrmann, ich möchte Dir das Herz nicht schwer machen, tut es mir selbst weh, wenn ich Dir solches schreib', aber ich fühle mich verpflichtet dazu, denn Du hast es verdient, daß ich Dir die letzte Ehre erweise. Solltest Du wirklich für uns draußen Dein junges Leben lassen müssen, dann bitte Deine Kameraden, daß Du in Deine Heimat gebracht wirst. Du hängst ja an Deiner lieben deutschen Heimat mit Leib und Seele, und möchtest Du dann in ihr eine sanfte Ruhestätte finden. Wie mir bei diesem Schreiben zu Mute ist, wirst Du Dir wohl denken können. Aber wir haben doch noch ein Kind, das seinen lieben, treu sorgenden Vater nie vergessen soll. Beschützt Dich der liebe Gott und führt Dich gesund wieder zu uns, ist es umso besser. Im festen Vertrauen auf ihn, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, wollen wir dann einen anderen Lebenswandel führen. [...] Es grüßt Dich tausendmal herzlich Deine Rosa, Albert, Mutter, Schwestern, meine Eltern und Geschwister. Dem Edmund Eichhorn sein dritter Schwager Jakob ist auch gefallen, wirst es vielleicht schon wissen. Auf Wiedersehen!

Familiennachlass Macholett

6.3 Urlaub und Freistellung

151. Feldpostbrief von Dr. Fritz Schneider aus Südtirol an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 4. August 1915

4. August 1915.

Hochverehrter Herr Geheimrat,
darf ich in aller Eile eine grosse Bitte vortragen: Ich möchte Urlaub einreichen. Grund: heiraten. Urlaub ist schwer erhältlich, ich bitte Herrn Geheimrat zu bestätigen, dass ich bei Kriegsausbruch mit dem Druck meines die Fortsetzung von Johann von Baiern bildenden Werkes „Der Europäische Friedenskongress von Arras 1435 und das Basler Konzil“ beschäftigt war; für das Buch machte ich ja Studien in London, Arras, Paris und Dijon. Ich möchte nun – das ist wichtig – mit dem Verleger in Greiz einmal Rücksprache nehmen und ebenso mit Herrn Geheimrat selbst, wenn Sie in Jena oder in der Nähe sind. Wenn Herr [S. 1] Geheimrat die Wichtigkeit des Werkes und einer Rücksprache mit Herrn Geheimrat selbst wegen des Manuskripts wie auch mit dem Verleger betonen, so wird der in Urlaubssachen strenge General sicherlich geneigt sein. [...] Es geht mir, Gott sei Dank, gut.

Mit aufrichtigen, herzlichen Empfehlungen Ihr dankbarer Schüler Fritz Schneider.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/1, Briefe an Cartellieri A–Z, Schneider, Nr. 8



Sammlung Mestrup

Kriegshochzeit von Franz Schreiber und Ehefrau vom 4.1.1918

**152. Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve und
Stoßtruppführer Ernst Bischoff von der Ostfront an
Professor Alexander Cartellieri in Jena vom
25. Januar 1918 (Aufgegeben in Jena am 1. Februar 1918)**

Im Felde, d[en] 25ten Januar 1918.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Durch eine neuerdings erlassene Heeresverfügung wurde bestimmt, daß von den Heeresbehörden denjenigen, welche vor ihrer Einziehung in oder direkt vor einer Abschlußprüfung standen, die Möglichkeit gegeben werden soll, sich dieser zu unterziehen. Insbesondere sollen die Herren berücksichtigt werden, die fast seit Beginn des Krieges im Felde [stehen]. Da die erwähnten Umstände auf mich zutreffen, meldete mich mein Regimentskommandeur auf eine Anfrage unserer Division hin.

Von großem Vorteil für mich erweist es sich jetzt, daß es vor wenigen Tagen mir vergönnt gewesen, mich persönlich ausführlich mit Herrn Geheimrat über meine Prüfung zu unterhalten. Auf Grund dieser Unterredung kann ich sofort zweckmäßig vorbereitende Maßnahmen treffen. Ich zähle zu diesen die Bitte, daß Herr Geheimrat mir den Dringlichkeits- und Beglaubigungsschein ausstellt, von dem wir sprachen. Rechne ich doch, daß ich, wenn [S. 1] ich denselben meinen Papieren beifügen kann, eine beschleunigte Genehmigung meines Prüfungsurlaubes erreiche. Wie ich hörte, sind drei Monate für die Vorbereitung und den Abschluß des Staatsexamens vorgesehen. Da ich mich gern bis zum endgültigen Antritt meines Prüfungsurlaubes schon mit Lernstoff beschäftigen möchte, erlaube ich mir, Herrn Geheimrat die weitere Bitte zu unterbreiten, mir einen Hinweis auf die zu diesem Zwecke erforderlichen Bücher gütigst geben zu wollen.

Im voraus für Ihre Bemühungen herzlichst dankend verbleibe ich mit freundlichen Grüßen Ihr dankbarer Schüler und Doktorand Ernst Bischoff.

*ThULB Jena, Nachlass Catellieri 15/2, Mappe 5, Bischoff,
Nr. 24a*

6.4 Die Lage an der „Heimatfront“

153. Gesuch des Oberpfarrers A. Schmidt aus Langewiesen an Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen vom 13. Oktober 1914 im Hinblick auf eine „Gnadenunterstützung für arme Kriegerfamilien“

Langewiesen, den 13. Oktober 1914.

[...] Durchlauchtigste Fürstin, Hoheit! Gnädigste Fürstin! Untertänigst Unterzeichneter erlaubt sich namens des Ausschusses für Kriegshilfe die untertänigste Bitte auszusprechen, Hoheit wolle zur Unterstützung der hiesigen Kriegerfamilien ein Gnadengeschenk huldvollst gewähren. Die Not, die der Krieg durch Arbeitslosigkeit gebracht, ist in unserer Stadt besonders groß, da die drei ersten Holzwarenfabriken, welche fast ausschließlich für das Ausland arbeiteten, [S. 1] vollständig still stehen; nur die vierte, die jedoch wenig Arbeiter beschäftigt, hat Kriegslieferung. Ebenso ruhen auch die Glasschleifereien bis auf eine einzige, welche, wie die Porzellanfabrik, wöchentlich ein paar Tage arbeitet. Dasselbe gilt auch von den circa 40 Thermometerbetrieben, von denen nur wenige in Tätigkeit sind durch Lieferungen für Lazarette. Hunderte von Männern, Frauen und Mädchen sind dadurch arbeits- und brotlos.

Die Not wird dadurch noch bedeutend erhöht, daß die Kartoffelernte sehr schlecht ausgefallen ist. Vielfach hat man nur den vierten bis fünften Teil von dem geerntet, was sonst das Feld getragen, in einzelnen Fällen sogar nur die Aussaat.

Um die Not zu steuern, bringt die Stadt große Opfer durch Notstandsarbeiten für die Familienväter, wenn auch jeder wöchentlich nur zwei bis drei Tage Arbeit erhält und darum der Verdienst immerhin noch karg bleibt. Auch die Privat[S. 2]wohlthätigkeit ist in erfreulicher Weise hervorgetreten. Es wurden circa 1800 Mark für die Kriegerfamilien gegeben, was umso höher anzuschlagen ist, da trotz der Notlage auch für das Rote Kreuz über 1500 Mark in Geld und sonstigen Gaben gespendet wurden. Von

den genannten 1800 Mark unterstützen wir die Angehörigen von 100 Kriegern (225 sind einberufen, davon 150 verheiratet) wöchentlich mit 100 Mark Brot, so daß wir bisher 750 Mark verbraucht haben und, wenn nicht noch mehr Väter unterstützungsbedürftiger Familien ins Feld müssen, mit dem noch verfügbaren Gelde bis Neujahr reichen werden.

Viele Unterstützungsanträge müssen wir aus Mangel an Mitteln abweisen, was uns um so schmerzlicher ist, da die Krieger der hiesigen Stadt schon stark im Feuer gewesen und gelitten [S. 3] haben (sechs tot, zehn verwundet, drei das Eiserne Kreuz).

Es würde uns eine Freude sein, wenn wir unsere Unterstützung in ausgedehnterem Maße und auch auf länger hinaus an die bedürftigen Kriegerfamilien gewähren könnten, weshalb wir Eurer Hoheit mit der Bitte um huldvollste Gewährung einer Gnadenunterstützung nahen. Eurer Hoheit untertänigster A. Schmidt, Oberpfarrer.

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 5–6

**154. Unterstützungsgesuch von Pfarrer Abel aus
Oehrenstock an Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-
Sondershausen vom 15. Oktober 1914**

Oehrenstock, den 15. Oktober 1914

Eure Hoheit

bittet der untertänigst Unterzeichnete ehrerbietigst um eine gnädige Unterstützung für die Familien unserer Gemeinde, deren Ernährer mit in den Krieg ziehen mussten. Ausser 14 unverheirateten Leuten sind es 32 verheiratete Männer, die zur Zeit im Felde stehen und deren häusliche Verhältnisse zum Teil derartig sind, dass ihre Frauen, weil ohne Verdienst und nur auf die Kriegsunterstützung angewiesen, tatsächlich vor schwere Sorgen gestellt sind.

Wenn auch zugegeben werden muss, dass manche Not nicht unverschuldet ist, so ändert dies doch nichts an dem Vorhandensein einer Notlage, die mit der Zeit immer [S. 1] grösser werden muss. Die örtliche Hilfe kommt kaum in Betracht, da nur wenig sogenannte wohlhabende Leute vorhanden sind. Die Frauen müssen Mietzins und Hypothekenzinsen beschaffen, haben Brennmaterial zu bezahlen; Kleider und Schuhe der Kinder für den Winter sind nötig, und zu alledem ist bei uns die Kartoffelernte leider weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben, sie beträgt etwa ein Drittel anderer Jahre.

Um nur ein Beispiel einer besonderen Notlage anzuführen: Eine Frau muss jedes Vierteljahr ca. 75 Mark an Abtrag und Zinsen aufbringen. Ich habe ihr für das nächste Halbjahr zum Teil wenigstens Stundung erwirken können. Sie hat aber fünf unmündige Kinder zu ernähren, und das jüngste ist fortgesetzt krank. Welche Wohltat für sie, wenn wir ihr wöchentlich eine Unterstützung zuteil werden lassen könnten!

Ich bitte daher inständigst: Eure Hoheit wolle in Gnaden geruhen, mir eine Summe zur Verfügung stellen, durch welche der bestehende oder noch entstehende Not abgeholfen werden kann. Untertänigst Abel, Pf[arre]r.

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 3 (maschinenschriftlich)

**155. Feldpostbrief von Hans Müller an
Professor Alexander Cartellieri vom 20. August 1917**

20.8.[19]17

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

[...] Die Mißwirtschaft in Österreich ist außerordentlich groß. Um die amtlichen Höchstpreise kümmert sich niemand; die Regierung tut keine Schritte, ihren Anordnungen Geltung zu verschaffen. Wien hatte monatelang keine Kartoffeln; eine andere

Stadt war seit acht Tagen ohne Brot! Abends um 9 Uhr stehen auch jetzt noch die Leute schon auf 2[00] bis 300 Meter an, um am andern Morgen von 9 Uhr ab vielleicht Butter oder dergleichen zu bekommen! Ich hatte früher viel Sympathie [S. 7] für die Österreicher, habe sie aber aus diesen und anderen Gründen im Krieg zum größten Teil verloren.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener H[ans] Müller.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 16, Müller, Nr. 35

**156. Brief von Hermann Macholett aus Frankreich
(Somme) an seine Ehefrau Rosa in Gießübel
vom 19. Mail 1918**

Liebe Rosa!

Heute stand in der Zeitung (vom 13.) von einer Sammlung getragener Männerkleidung. Daß Du ja nicht an- oder abgibst. Das wenige, das ich habe, brauche ich. Man wird so bald Nichts kaufen können. Sollen zu den Wohlhabenden gehen, die im Überfluß haben und in deren Interesse der Krieg geführt wird. Der Stoff (teuer) ist von uns überhaupt nicht mehr zu bezahlen. Es ist doch weit gekommen. Ein neuer Anzug kostet in der Stadt 350 M[ar]k bei schlechtem Stoff, für die gesammelten aus guten altem Stoff geben sie vielleicht erst 20 M[ar]k. Erschießen müßte man die Lumpen. Sollen sie doch aufhören, wenn nichts mehr da ist. Wann wird denn endlich das Volk auftreten? Vielleicht nach dieser Offensive, wenn sie wie alle im Sand verläuft. [...]

Herz[licher] Gruß an Alle. Auf ein Wiedersehen. Dein Hermann.

Familiennachlass Macholett

7. Der finale Akt

7.1 Friedenshoffnungen an der Ostfront

157. Feldpostbrief des Hauptbuchhalters Wilhelm Ubleber an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 16. März 1917

Geschrieben am 16.3.[19]17

Sehr geehrte Herren!

[...] Gestern abend brachte uns der Draht die Kunde von den in Rußland ausgebrochenen inneren Unruhen. Bald wird man ja davon mehr hören. Noch diese Nacht haben wir die betr[efende] Nachricht den Russen ans Drahtverhau gehängt, damit es die Front drüben auch erfährt. [S. 2] Schließlich bringt uns die Revolution in Rußland noch den Frieden mit diesem Staat. Jedenfalls sind wir auf die Einwirkung, die die Ereignisse auf die Ostfront haben werden, sehr gespannt. Unter ergebenen Grüßen
Wilhelm Ubleber

*ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale
Gera, Nr. 13*

158. Feldpostbrief von Vizewachtmeister Paul Liss von der Westfront an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 17. November 1917

Am 17. Nov[ember] 1917.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Herzlichen Dank möchte ich heute sagen für die liebenswürdige Zusendung des Büchleins über unsere Flotte. Herr Geheimrat erwähnten auch die russ[ische] Umwälzung und eine etwaige Einwirkung auf die Front. Das letztere kann ich leider nicht mehr aus eigener Erfahrung feststellen, denn seit Anfang

d[es] M[onats] befinde ich mich an der Westfront. Und hier herrscht reger Betrieb. 1915 und [19]16 war ich ja auch schon auf dieser Seite der Front, aber ich muss sagen, es hat sich auch hier viel geändert in der ganzen Kampfesart. Und das erste, was man merkt, ist die ungeheure Erstarkung des Gegners an Material (einschließlich Munitionsbeschaffung) und technischen Hilfsmitteln. Aber wir werden es schon schaffen, selbst wenn die Herren Amerikaner kommen. Die Truppen an der Front glauben noch nicht an Frieden, so sehr sie ihn ersehnen. Ob sie recht behalten?

Mit bestem Gruss verbleibe ich für heute Ihr ergebener P[aul]
Liss.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 13, Liss, Nr. 11

**159. Feldpostbrief des Leutnants der Reserve Fritz Fohl
aus Brest-Litowsk an Professor Alexander Cartellieri
vom 22. und 27. Dezember 1917**

Hauptquartier Ost, Brest-Litowsk. 22.12.[19]17

Sehr verehrter Herr Professor!

[...] Wir stehen hier jetzt mitten in der Weltgeschichte. Die Waffenstillstandsverhandlungen in den vergangenen Wochen sind ja ganz in unserem Sinne zum Ziele gekommen. Hoffentlich – ich nehme es vorläufig nicht als sicher an – kommen auch die Friedensbesprechungen zum günstigen Ziele. Die russischen Waffenstillstandsbevollmächtigten, darunter eine Dame, bekannte Anarchistin, sind auch zu Friedensunterhandlungen ermächtigt worden und gleich hier geblieben. Gestern und heute kamen die Österreicher, Bulgaren und Türken an. Die Unzahl der Zivilisten, Herren vom auswärtigen Amt, Stenographen, Schreiber, Geheimsekretäre, türkische, bulgarische, russische Uniformen, slawische und semitische Gesichtszüge haben das gewohnte Bild des Stabes völlig verrückt. In der engen Zitadelle von Brest

finden kaum alle Herren Platz. Ich glaube auch, daß man nach den Vorbesprechungen eine Stadt im neutralen Auslande als Verhandlungsort wählen wird.

27.12.[1917]

Leider komme ich wegen Arbeitsüberhäufung erst heute zur Fortsetzung des Briefes. Es hat sich in den letzten Tagen mancherlei geklärt. Die Waffenstillstandskommissionen treten schon zusammen, und für den Abschluß eines Präliminarfriedens sind günstige Anzeichen vorhanden, nachdem vor allem die Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Vierbundes überbrückt und zum Teile beseitigt sind. Wie gemunkelt wird, werden wir Excellenz Ludendorff¹¹⁴ demnächst bei uns sehen.

Die Russen versuchen immer noch die Entente zu einem allgemeinen Frieden zu bewegen und wollen sich, wie man glaubt, nochmals mit einer Note an sie wenden. Das gibt sicher wieder eine unwillkommene Unterbrechung der Verhandlungen. Man hofft jedoch, die russischen Delegierten in der Zwischenzeit hier zu behalten, um unverbindliche Besprechungen zu pflegen. Das Leben ist sehr interessant. Neben mir bei Tisch sitzt der Dolmetscher der russischen Delegation, ein Untersuchungsrichter aus Petersburg. Durch Zufall stellte sich heraus, daß wir über ein Jahr lang bei zwei gegenüberliegenden Armeen waren; er bei der russischen V. Armee in Dünaburg, ich bei der Armeeabteilung v. Scholtz vor Dünaburg. Und zwar waren wir beide in Dienststellen, deren Aufgabe es war, Nachrichten über den Feind zu sammeln. Jetzt können wir uns ausgiebig darüber unterhalten, welche unserer Ansichten und Vermutungen richtig und falsch waren, und auf welche Arten der Gegner getäuscht wurde bzw. werden sollte. Der Herr Untersuchungsrichter ist starker Antisemit und schimpft ziemlich ausgiebig über die jetzigen Machthaber in Rußland, [etwa] Herrn Trotzki¹¹⁵ [...] Am Weihnachtsabend wurde er so mobil, daß er bei der Musik „O alte Burschenherrlichkeit“ bestellte und begeistert sang. Über die Aufnahme bei uns sind die Russen sehr erfreut; sie haben als

Gegengabe aus Petersburg ein Faß Caviar und einige Pfund echten Tee besorgt. Eine hoch willkommene Gabe!

[...] Mit ergebenem GruÙe. Ihr dankbarer Fritz Fohl.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 6, Fohl, Nr. 3

160. Feldpostbrief des Hauptbuchhalters Wilhelm Ubleber an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 23. Januar 1918

Im Felde, am 23.1.[19]18.

Sehr geehrte Herren!

[...] Was [S. 1] den Frieden hier im Osten anbetrifft, so erfahren wir, obgleich direkt an der Front, neuerdings gar nichts mehr über den Stand der Dinge; nach den Beobachtungen indessen, wie man sie auf unserer Seite macht, ist aber bestimmt damit zu rechnen, daß der Krieg im Osten beendet ist. War vor meinem Urlaub der Austausch von Waren mit den Russen von Front zu Front noch ein überaus reger, so ist derselbe heute nur noch ganz unbedeutend, [S. 2] was wohl darauf zurückzuführen ist, daß der Russe nur noch sehr wenig Truppen vorn liegen hat und sozusagen bereits langsam abrüstet. Der direkte Verkehr mit dem Gegner, wie in der ersten Zeit, ist vollkommen unterbunden worden, sodaß die Austauschgeschäfte ziemlich aufgehört haben, was allseitig lebhaft bedauert wird. Meine Hoffnungen, auch noch einige gute Tauschgeschäfte zu machen, sind unter diesen Umständen ziemlich aussichtslos geworden. Mit größter Spannung [S. 3] richten sich auch unsere Augen westwärts, wo wir alle die Entscheidung dieses Krieges erwarten. Man fährt nach wie vor fort, aktive und Reserveregimenter durch junge Kräfte aufzufrischen, und so hat auch unser Regiment bereits erneut eine ganze Anzahl Leute für den Westen getauscht. [...] Für heute unter ergebenen Grüßen W[ilhelm] Ubleber.

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 13

**161. Feldpostbrief von Vizefeldwebel Dr. Rudolf Malsch aus
Lomza an Professor Alexander Cartellieri
vom 1. Februar 1918**

Lomza, 1.2.[19]18

Hochverehrter Herr Professor!

[...Rückseite] Wird uns dieses Jahr den Frieden bringen, den wir brauchen? Treffen wir England nicht ins Herz, dann sehe ich keinen Ausweg. Heute lese ich in der Zeitung, daß England Calais auf 99 Jahre gepachtet hat. Es ist beinahe imponierend, mit welcher Sicherheit und Stetigkeit England seinen Weg geht. Wird unser Volk den wirtschaftlichen und seelischen Druck lange genug aushalten? Hindenburg¹¹⁶ hatte wirklich recht: Gewinnen wird, wer die stärksten Nerven haben wird. Bei dem Schneckengang der Brester Verhandlungen wird sich unsere Hoffnung, von hier wegzukommen, so bald noch nicht erfüllen. Ich hoffe, Sie, verehrter Herr Professor, samt ihrer Familie sind wohlauf.

Bitte empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und nehmen sie herzliche Grüße von Ihrem stets ergebenen dankbaren R[udolf] Malsch.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 14, Malsch, Nr. 9

**162. Feldpostbrief des Leutnants der Reserve Fritz Fohl aus
Brest-Litowsk an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 15. Februar 1918**

Hauptquartier Ost, 15.02.1918

Sehr verehrter Herr Professor!

15.02.[19]18

[...] Hier ist es in den letzten Tagen vor dem Abschluß der Verhandlungen heiß hergegangen, und die Künstler, die Preßcom-

muniqués verfassten, haben sicherlich schwer arbeiten müssen, um die möglichst elegant nichtssagende Form zu finden. Friedensschlüsse [sic!] eines Coalitions-Krieges! Wünsche und Forderungen, die sich völlig diametral entgegenstehen. Großpolnische Aspirationen, von Österreich unterstützt, ukrainische Vergrößerungsbestrebungen, die im Sinne deutscher Politik sind. Daneben grollend und drohend das bolschewistische Großrussland. Hilferufe, Deputationen aus Estland, Finnland. Der Friedensschluß mit der ukrainischen Rada schuf erst wieder Luft, obschon Trotzki¹¹⁷ behauptete, die Rada besäße nicht mehr, als die beiden Häuser in Brest, die die Delegation bewohnte. Die Unterzeichnung der Friedensverträge war sehr lustig, gar nicht so feierlich, wie man sich so etwas vorzustellen gewöhnt ist. Vielleicht haben sie Gelegenheit den Film zu sehen, der bei der Unterzeichnung aufgenommen ist.

Ich war in den letzten Tagen, nachdem ich gerade diesen Brief begonnen hatte, an der Front, um dort einiges für den Vormarsch bereitzustellen. Von russischen Truppen war nichts zu sehen. Man erzählte mir, daß Mannschaften bis sechs Kilometer weit ins Vorgelände gekommen wären, ohne einen Feind zu sehen. Der jetzige Vormarsch entwickelt sich ja auch glänzend. Die Besetzung Dünaburgs, Lucks in einem Nachmittage beweist den militärischen Spaziergang. Der Erfolg – heute ist der neunzehnte – ist ja schon eingetreten.

In der Zeit, in der Kühlmann¹¹⁸, Czernin¹¹⁹ und General Hoffmann¹²⁰ zu Besprechungen im Hauptquartier waren, hatten natürlich die russischen Delegierten auch nicht viel zu tun. In Trupps zu dreien durften sie nach Warschau fahren, um dort Sachen einzukaufen, die in Petersburg schwer erhältlich sind. Ich wurde bestimmt, mit Trotzki, dem Delegationssekretär Karachan, dem Minister für Volkseigentum Karelin zu fahren. Zuerst hatte ich mir das sehr nett vorgestellt, mußte aber schon im Speisewagen des D-Zuges bemerken, daß ich mich schwer getäuscht hatte. Wir wurden begafft und bestaunt, daß es mir für die Herren recht peinlich wurde. In Warschau mußte sich die

Nachricht von der Ankunft schon verbreitet haben. Die Menschenmenge vor dem Bahnhof war so dicht, daß wir kaum in die bereitstehenden Automobile steigen konnten. Alles rief „Trotzki, Trotzki“. Kräftige Soldatenfäuste schufen Platz, was Trotzki zu der Bemerkung veranlasste: „Wenn Sie nicht genug Leute haben, um mich zu bewachen, dann kann ich ja noch heute wieder abfahren“. Da ich nicht Russisch spreche, wurde mir zu meiner Freude die Gruppe „Trotzki“ abgenommen, und ich trat zu der des Generals Samoylo, bei dem sich ein russischer Generalstabs-hauptmann Lipski und einer der Vertreter der ukrainischen Bolschewisten, Medwedew, befanden. Da wurde die Unterhaltung deutsch, englisch und französisch geführt. Der Abend verlief recht angeregt und schloß echt russisch mit Champagner und Cognac in einem recht zweifelhaften Varieté, aus dem ich mit einem Kameraden den „Präsidenten der ukrainischen Volksrepublik“ nur mit Mühe fortbringen konnte. Er protestierte energisch gegen die deutsche Polizeistunde. Am nächsten Tage wurde fleißig eingekauft. Wir fuhren von Laden zu Laden. Besonders auf Schuhwerk waren die Russen scharf, trotzdem ein Paar Halbschuhe den fabelhaften Preis von 225 bis 300 Mark kosteten [sic!]. An Konfekt stapelten sie einen halben Zentner auf. Es ist in Warschau allerdings noch ebenso gut wie in Friedenszeiten, und die jungen Damen in Deutschland wären sicher recht froh, wenn sie Süßigkeiten in solchen Mengen kaufen könnten.

21.2.[1918]

Leider mußte ich mein Schreiben noch einmal unterbrechen. Das nicht erwartete schnelle Vorschreiten unserer Truppen schuf uns mehr Arbeit, die auch in den Nachtstunden nicht aussetzte. Daß Dünaburg und Luck in einem Nachmittage fallen würden, daß man nach zweitägigem Vormarsche Rowno erreichen könnte, hatte man sich nicht träumen lassen, obschon man annahm, daß die roten Garden einer regulären Truppe nicht Stand halten würden. Unsere verehrten österreichischen Bundesgenossen marschieren ja nicht mit, haben sich aber bereits zur Teilung

der Beute gemeldet. Der fromme Wunsch ist mit genügender Schärfe zurückgewiesen worden. Vielleicht gibt es deshalb wieder einen Proteststreik in Lemberg, Wien und Warschau, bei dem dann entdeckt wird, daß noch einige Stücke der Ukraine zu Polen gehören! Besonders die Gegenden, in denen es am meisten Lebensmittel gibt.

[...] Mit ergebenstem Gruße! Fritz Fohl.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 6, Fohl, Nr. 4

**163. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister an
die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt,
Filiale Gera, vom 17. Februar 1918**

Aus dem Felde, 17.II.1918

Sehr geehrte Herren!

[...] Unsere Division liegt schon seit Mitte Jan[uar] in Ruhe und exerziert von morgens bis zum Einbruch der Dunkelheit, um sich evtl. rühmlichst bei dem in Kürze bevorstehenden gr[ößen] Rennen zu beteiligen. Na hoffentlich wird dies das letzte Mal, woran ich eigentlich nicht zweifele, denn jetzt haben wir genügend Truppen zur Verfügung, denen kein Teufel stand hält, geschweige denn die Herren Engländer und Franzosen. Die Hauptsache dabei ist natürlich, daß man aus diesem wahrscheinlich letzten gr[ößen] Kampf heil und gesund wieder hervorgeht, denn es wäre wirklich traurig, wenn man jetzt, nachdem man schon genügend Strapazen p.p. hinter sich hat, noch evtl. zum Krüppel geschossen oder ganz und gar noch ins Jenseits befördert würde.

Gern hoffend, dass noch alles gut abläuft, verbleibe ich mit echt deutschem Gruß und ganz vorzüglicher Hochachtung. Ihr ergebener Willy Pfister.

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

**164. Feldpostbrief des Leutnants der Reserve Fritz Fohl
aus Brest-Litowsk an Professor Alexander Cartellieri
in Jena vom 10. März 1918**

10.03.1918

Sehr verehrter Herr Professor!

Vielen herzlichen Dank für die freundliche Übersendung ihres Vortrages, den ich mit großem Interesse gelesen habe in den wenigen freien Stunden, die mir die letzte Zeit bot. Zum Danke erlaube ich mir, Ihnen einige Bilder vom Friedensschluß mit den Ukrainern beizulegen, die Ihnen hoffentlich Freude machen werden.

Die Photographie der ersten Seite des großrussischen Vertrages haben wir hier auf eigene Faust hergestellt. Die militärischen Mitglieder der letzten Delegation hatten gebeten, nicht gefilmt zu werden. Es waren unter ihnen hochangesehene Militärs des alten Régimes wie der frühere Generalquartiermeister des Zaren J.N. Danilow, die erklärten, sie möchten es unbedingt vermieden wissen, auf einer Platte mit den Bolschewiki zu erscheinen.

Diesen Wunsch hat General Hoffmann¹²¹ ihnen auch erfüllt, und so bleibt die Photographie der ersten Vertragsseite die einzige Lichtbild-Erinnerung.

Arbeit gibt es hier noch genug; der Vormarsch in der Ukraine dauert noch an und eröffnet durch die Abmachungen mit Rumänien neue Möglichkeiten. Auch in den Ostseeprovinzen ist noch reichlich zu tun. Friede und Ordnung sind noch längst nicht eingekehrt und die umfangreiche Beute muß auch zurückgeschafft werden. Ich hoffe, daß es mir in der nächsten Zeit gelingen wird, aus irgend welchen „dienstlichen“ Gründen einmal in das neu besetzte Gebiet im Norden zu kommen. Man muß sich damit beeilen, denn wer weiß, wie lange der Ob[erbefehl-]Ost noch bestehen bleibt und wohin man kommt; und dann ist's vorläufig aus mit einer Reise nach Livland.

Das Sommersemester werden wir wohl noch im grauen Rock verbringen müssen. Die Gerüchte, die von einer versuchten

Annäherung und einer Friedensstimmung Frankreichs aus Angst vor einer großen Offensive unsererseits sprechen, werden hier einfach als Unsinn, wenn nicht gar als böswillige Ausstreung, bezeichnet. Also bleibt als verlängerter Trost mal wieder das WS [19]18/19! Mit ergebenstem Gruße Ihr Fritz Fohl

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 6, Fohl, Nr. 5

7.2 Stimmung und Moral in der Truppe

165. Feldpostbrief von Siegfried Müller aus Glogau an Professor Alexander Cartellieri vom 24. Oktober 1918

Glogau, den 24.10.[19]18

Hochverehrter Herr Geheimrat!

[...] Unsere Zugeständnisse haben die Grenze bereits überschritten, die man noch als ehrenvoll bezeichnen kann. Aber was niemand sagt, weiß oder ahnt jeder: zwingende Notwendigkeit muß vorliegen.

Jetzt erscheint die Wilsonnote, die unzweideutig die Abdankung der Hohenzollern fordert. Die Forderung war ja zu erwarten. Tiefstes Bedauern durchzuckt viele – alle darf, kann man ja nicht mehr sagen. [S. 2]

Bei den militärischen Stellen liegt die Entscheidung darüber, ob wir imstande sind, im kommenden Frühjahr den Ansturm auszuhalten. Reicht das Material? Reichen die Truppen? Ist Verlaß auf sie?

Soweit ich oder wir die Stimmung und den Willen der Soldaten kennen, müssen wir sagen: es drängen alle ungestüm zum Schluß. [...]

Unter solchen Umständen muß und wird ganz nüchtern die Frage gestellt: Ist es nicht besser, daß ein Mann weiche, ehe dann das ganze Volk verderbe?

Aber welche Garantien haben wir? Keine. Tatsächlich müssen

wir uns nach [S. 3] vier Jahren Krieg – paradox gesagt nach vier Jahren Sieg – dem anmaßenden Feinde auf Gnade und Ungnade ausliefern. Rechtsfrieden!

Aber es hilft nichts, wir müssen den Tatsachen ins Gesicht sehen. Wir tun's auch. Und darin liegt der Trost und die Zuversicht, daß wir das gegenwärtige Schicksal mutig auf uns nehmen und tapfer auf ein besseres hinarbeiten. [...] [S. 4]

Mit den verbindlichsten Grüßen bin ich, hochverehrter Herr Geheimrat,

Ihr ganz ergebener Siegfried Müller.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 17, Müller, Nr. 3

166. Feldpostbrief des Angestellten Willy Pfister an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 25. Oktober 1918

Magdeburg, d[en] 25.10.[19]18

Sehr geehrte Herren!

[...] Wie ich Ihnen, werte Herren, schon bei meinem letzten Besuch mitteilte, bin ich hier in der Komp[agnie] als Vertrauensmann und Helfer für den Unterrichtsoffizier tätig. Dies ist ein Kommando, welches mit großer Mühewaltung und Ärger verknüpft ist. Zur Aufgabe soll ich es mir machen, in dieser für Deutschland äußerst schwierigen Zeit bei den Mannschaften auf eine gute vaterländische [S. 1] Gesinnung hinzuwirken. Dies ist aber auch leichter gesagt als getan, denn die Stimmung und Gesinnung unter den Leuten ist eine so schlechte, daß man es gar nicht so ohne weiteres wiedergeben kann. Der Deutsche ist ein guter Soldat und gewöhnt zu siegen, das ist nicht zu verkennen, aber wenn nicht alles nach Wunsch geht, läßt er auch schnell den Kopf hängen und ist mürrisch und unzufrieden. Noch schwerer ist mit denjenigen jungen Leuten auszukommen, die seit Jahren schon ohne jede väterliche Zucht und Ordnung herangewachsen

sind und leider zu dem großen Ringen herangezogen werden mußten, die sind so frech und verlottert, daß man meiner Ansicht nach mit ihnen keine Lorbeeren mehr gewinnen kann. Diesen Leuten fehlt die scharfe aber gute Ausbildung von Friedenszeiten; und aus dieser Sorte Soldaten sind keine Helden mehr zu machen. Dies steht fest. Ferner bin [S. 2] ich verpflichtet worden, Kriegsberichte, welche vom Reg[imen]t stammen, aus eigener Erfahrung oder durch Vernehmung von Leuten niederzuschreiben. Eine höchst undankbare Sache ist noch das Werben für die Krieganleihe, zu der ich auch herangezogen worden bin. Ich glaube, dies ist unter den jetzigen Verhältnissen auch viel schwieriger als sonst. Oft wird man kalt lächelnd und mit höhnischen Worten abgewimmelt, dies darf einen, so schwer es auch fällt, nicht verdrießen, denn man möchte doch auch etwas bringen. – Große Erfolge hab ich zwar noch nicht erzielt, aber der Schlechteste bin ich auch noch nicht im B[a]t[ail]l[on]. Auf meinem Werbekonto hab ich bis jetzt 15 Zeichner mit zus[ammen] Mark 12800,- zu verzeichnen, wovon drei mit M[ark] 10000,- Nichttheeresangehörige sind. Da die Zeichner mir nur eine Bescheinigung von derjenigen B[an]k oder Kasse vorzulegen haben, bei denen sie gezeichnet haben, so erlaube ich mir die höfl[iche] Anfrage an Sie, [S. 3] geehrte Herren, zu richten. Sollten Sie, werthe Herren, oder jemand in Ihrem werthen Verwandten- und Bekanntenkreis haben, der auf die neunte Krieganl[eihe] gezeichnet hat oder noch zeichnet, und dem es egal ist, ob der Betrag über mein Werbekonto geht, so wäre ich Ihnen, wertgeschätzte Herren, für freundl[iche] Zusendung einer derartigen Bescheinigung sehr dankbar. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß diese Beträge bei uns nicht nochmal gezahlt werden, also eine doppelte Zählung nicht in Frage kommt. Es genügte mir eine Bescheinigung, auf der angegeben ist, daß Herr N.N. auf die neunte Krieganleihe Mark so und so viel gezeichnet hat. Sollten Sie, sehr geehrte Herren, nicht gewillt sein, meiner Bitte näher zu treten, so bitte ich Sie höflichst, mir dieselbe auch nicht weiter übel nehmen zu wollen.

Mit ganz vorzüglicher Hochachtung, Ihr ergebener Willy Pfister
[...]

*ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale
Gera, Nr. 23*

7.3 In den Wirren der bevorstehenden Niederlage und nach dem verlorenen Krieg

167. Brief von Friedrich Jenkel aus Bremen an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 11. Oktober 1918

Bremen, d[en] 11. Oktober 1918

Sehr geehrter Herr Geheimrat,

[...] Mit der mündlichen Prüfung muß ich bis zum nächsten Jahre warten, denn wie Sie, Herr Geheimrat, richtig vermuten, sind meine Gedanken und Gefühle durch die Sorge um Deutschlands Zukunft bewegt. Jeder wahrhaft Gebildete setzt jetzt alles, was ihm an Einsicht [S. 1] und Temperament geblieben ist, bei der allgemeinen erregten Erschlaffung ein, um das Rückgrat des Volkes gegenüber dem Feinde zu steifen.

Zu Beginn des Krieges las ich einmal die Äußerung eines englischen Blattes, daß es uns[e]ren Gefangenen an „Vitalität“ fehle. Jetzt weiß ich, was der Engländer meinte.

Unser Volk ist zu weich. Und wenn es zum Verzweiflungskampf kommen sollte, könnte ich nur wünschen, daß der Übermut der Feinde uns gewaltig reizt. Wir müssen die [S. 2] Todesgefahr deutlich sehen, wenn wir wuchtig zum Schlage ausholen sollen. Die nächsten Monate werden zeigen, ob die Deutschen die Sklaven Englands und Amerikas werden wollen.

Alles kommt jetzt auf unsere Front an. Noch scheint sie zu halten. Aber wenn die verbrecherische Gleichgültigkeit der Heimat bleibt, dann bricht sie zusammen.

Ihre Hoffnung, hochverehrter Herr Geheimrat, heißt es jetzt hin-

ausrufen. Kommt Deutschlands Erneuerung nicht, dann sind wir um 100 Jahre in der Entwicklung zurückgedrängt. [S. 3] Es war mir ein Bedürfnis, Ihnen, Herr Geheimrat, mein Herz auszuschütten. – Wenige haben ihre Nerven behalten.

Hoffen wir, daß unsere führenden Männer, wenn es sein muß, unser Volk zu neuer flammender Begeisterung, zum schwersten Kampfe rufen können. Wir können alles, wenn wir nur wollen. Möchten bald hellere Tage heraufziehen. Bis dahin verbleibe ich mit ehrerbietigem Gruß

Ihr ergebener Friedrich Jenkel.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 10, Jenkel, Nr. 2

168. Brief von Friedrich Jenkel aus Bremen an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 4. November 1918

Bremen, d[en] 4. XI. 1918

Sehr geehrter Herr Geheimrat,

[...] Viel schlimmer aber als unsere tatsächliche Lage ist die Gefahr eines völligen moralischen Zusammenbruches von Heer und Heimat, von der ich mehr Anzeichen sehen muß, als für meine Gemütsruhe [S. 1] zuträglich ist.

Hier in Bremen gewinnt man den Eindruck, als ob der Schachergeist den idealistischen Lebensquell der Deutschen gänzlich vergiftet hat.

Ob nicht die Politisierung unseres Volkes zu spät kommt? Jetzt rächt sich die politische Gleichgültigkeit und Vornehmtuerei des deutschen Reichsbürgers und Beamten. Volkstümliche Beredsamkeit haben in Deutschland fast nur die Demagogen. Der Offizier redet eine andere Sprache als seine Leute (ohne Einjährigenschein), und der Unternehmer kann sich mit seinen Arbeitern nicht verständigen, weil der Kastengeist [S. 2] sie von je getrennt hat.

Ich sehe Tag für Tag, wie wenig die leitenden Stellen, deren Wir-

ken ich übersehe, die Stimmung des Volkes kennen. Der Obrigkeitsstaat bricht zusammen. Ich fürchte, die Ereignisse der nächsten Tage werden davon erschreckend Zeugniß [sic !] geben. Ihnen gegenüber, Herr Geheimrat, kann ich offen sagen, daß ich für unsere nächste Zukunft wenig Licht sehe. Unser politisches Leben war zu sehr mit dem Autoritätsglauben verwachsen. Jetzt, wo alle Autorität rasend schnell untergraben wird, fehlen die richtunggebenden Kräfte. [S. 3] Dennoch haben wir die Pflicht, solange nicht der innere Zusammenbruch uns lähmt, ins Land zu rufen, daß nur der innere Hader uns besiegen kann. Wenn aber, womit leider gerechnet werden muß, Streiks und innere Unruhen uns dem Feinde ausliefern, ist es unsere Pflicht, unsere Kräfte zu sammeln, um unser[e]m zertretenen Lande neues Leben einzuhauchen. Hier in Bremen streiken heute die U-Bootbauer, und die Unabhängigen werden vermutlich heute abend toben. Es sind schwere Stunden. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichen Dank. Ihr stets ergebener Fr[iedrich] Jenkel.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 10, Jenkel, Nr. 3

169. Feldpostbrief von Ewald Heß, Kandidat des höheren Lehramts aus Dessau, an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 6. Februar 1919

Dessau, Elisabethstr[aße] 26, 6.2.1919.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Heute komme ich leider erst dazu, Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin so gütigen Glückwunsch zu meiner Verlobung zu beantworten und Ihnen zu danken, wie ich es zu tun längst gewünscht hatte. Aber die Tage, seit ich wieder in Deutschland bin, brachten mir so viel Beschäftigung, daß ich so manche schuldige Antwort zurückstellen mußte. Außerdem verursachten

die traurigen politischen Verhältnisse zeitweise eine so starke Depression in mir, daß ich zu keinem vernünftigen Brief fähig war. Verzeihen Sie mir bitte mein Schweigen.

Da Sie, sehr geehrter Herr Geheimrat, stets so gütig Anteil an mir nahmen, möchte ich Ihnen noch berichten, wie ich aus Rumänien herausgekommen bin. Im Oktober 1918 in Bukarest bestand meine Hauptarbeit darin, für die 9. Kriegsanleihe Propaganda zu machen [S. 1], eine durch die politischen Ereignisse nicht sehr angenehme Aufgabe, obgleich ja die Westfront noch längst nicht durchbrochen war. Zwar war Bulgarien zusammengebrochen, doch in Rumänien war alles ruhig und friedlich, nur längs der Donau wurden Stellungen ausgehoben, Tum Severin wurde auch bereits von bulgarischer Seite her beschossen, als ich abfuhr. Das war am 30. Oktober. Ich reiste in dienstlichem Auftrag nach Berlin, um dort in betreff der Kriegsanleihe mit dem Kriegspresseamt persönlich zu verhandeln. Die Fahrt ging glatt von statten, doch als wir am 31. Oktober nach Ungarn in die Gegend von Budapest kamen, erfuhren wir, daß in der Nacht zuvor die Republik erklärt war. Das änderte nun sofort völlig die Sachlage und machte die Rückreise nach Rumänien – am 8. November hatte ich wieder in Bukarest sein wollen – zur Unmöglichkeit.

In der Nähe von Budapest – zum Glück vermieden wir diese Stadt – wurde es recht ungemütlich: die deutschen Bahnhofskommandanturen auf den größeren Bahnhöfen wurden demoliert, die schwarz-weiß-roten Fahnen zerrissen, johlende und „Eljeu“ schreiende Soldaten saßen in den überfüllten Zügen und auf den Dächern, rissen die Kokarden ab und ersetzten sie durch weiß-rötliche Herbstastern, die ungarischen Farben. Im übrigen [S. 2] vergnügte man sich damit, auf elektrische Lampen, Telegraphenstangen, auch Züge zu schießen und freute sich königlich, wenn eine Lampe herunterklirrte. Unser Zug hat auch einige Treffer erhalten, sonst aber mehr Wunden durch Steinwürfe bekommen.

Je näher wir der ungarischen Nordgrenze kamen, um so übler

wurde es: Auf jeder Station wurde vom Soldatenrat, auf dem Bahnhof einer Industriestadt von einem Arbeiterrat schlimmster Sorte, uns[e]re Lokomotive abgehängt und der Versuch gemacht, uns[e]ren kostbaren Paketwagen zu plündern. Auf einer Station war es nur möglich, weiterzukommen unter Herausgabe von acht Kisten Gepäck. Durch den energischen Protest des Transportführers, eines Hauptmanns, überwandten wir auch die letzte ungarische Grenzstation und waren heilfroh als wir mit zehn Stunden Verspätung in Oderberg ankamen. Ich habe die letzten acht Stunden mit einigen Soldaten im Packwagen zugebracht, zum Schutz des Gepäcks.

Es war ein herrliches Gefühl, wieder in Deutschland zu sein, und man sagte sich: So etwas ist doch in Deutschland nicht möglich! Leider war es kaum 14 Tage später ebenso, wenn nicht schlimmer. Ich bin dann im November und Dezember, da zum Eisenbahnwesen gehörig, in Berlin beim Generalstab, Chef des Feld-eisenbahnwesens, beschäftigt gewesen, immer in [S. 3] der Erwartung, mein Gepäck aus Bukarest wiederzubekommen. Ein Teil ist auch glücklich in Breslau angekommen, ein großer Teil aber in Ungarn geplündert und verloren gegangen, leider dabei auch mein Gepäck. Die traurigen politischen Tage in Berlin wurden mir durch die Gegenwart meiner Braut verschönt; Ende Dezember wurde ich nach meiner Heimat entlassen. [...]

[...] In der Hoffnung, daß Sie, hochverehrter Herr Professor, und Ihre verehrte Familie die gegenwärtige schwere Zeit gut überstehen, möchte ich schließen mit einem herzlichen Gruß als Ihr sehr ergebener dankbarer
E[wald] Heß, Kandidat des höheren Lehramtes.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 9, Heß, Nr. 57

7.4 Schulduweisungen

170. Brief von Hans Müller an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 29. Oktober 1918

29.10.[19]18

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

Für Ihren freund[lichen] Brief vom 10. [?] herzlichen Dank.

Die Zeiten haben sich allerdings sehr geändert! Daß wir den Parlamentarismus bekommen haben, darin sind meines Erachtens wesentlich die preußischen Konservativen schuld durch ihren allzu heftigen und langen Widerstand gegen Abschaffung des preuß[ischen] Drei-Klassen-Wahlrechts. Wie oft war behauptet worden, wenn diese nicht rechtzeitig nachgeben würden (schon lange vor dem Krieg hätten [S. 1] sie nachgeben müssen), würden sie noch mehr verlieren! Nun hat sich das erfüllt, zur Abschaffung des Drei-Klassen-Wahlrechts ist die parlamentarische Regierungsform in Deutschland gekommen.

Wenn ich früher über die Fragen des Parlamentarismus nicht wußte, wie ich mich dazu stellen sollte, so weiß ich durch die Erfahrungen und Beobachtungen des Kriegs, daß ich ein Gegner des Parlamentarismus bin. Abgesehen von der das politische Ungenügen des preuß[ischen] Adels übersteigenden politischen Unfähigkeit des deutschen Volks, zeigt sich ja [S. 2] schon jetzt auch bei uns die mit Parlamentsherrschaft notwendig verbundene Korruption in allerlei Spuren: weitergreifende Demagogie und beabsichtigte Einrichtung eines politischen Gerichtshofes zur Aburteilung politischer Gegner.

Ein wesentlicher Charakterzug des deutschen Volkes, übermäßige Gutmütigkeit, wird unsere Kraft in außenpolitischen Dingen hemmen (hat sie schon ungeheuer gehemmt); unsere Feinde wissen genau, weshalb sie es möglichst bis zum Sturz der Hohenzollern treiben möchten.

Demgegenüber haben Sie sehr recht, wenn Sie betonen, daß es

mehr [S. 3] denn je Pflicht jedes Gebildeten ist, auf die öffentlichen Dinge Einfluß zu nehmen.

Daß Scheidemann¹²² u. s. w. in der Regierung sitzen, kann ich nur begrüßen; so sind sie gezwungen, positiv mitzuarbeiten, und sind selbst verantwortlich für den Frieden, den sie uns bringen. Freilich bin ich auch überzeugt, daß derselbe schlechter sein wird, als er sein müßte.

Ihre mir freundlichst zugesandte Übersicht am Anfang des 5. Kriegsjahrs habe ich mit Interesse gelesen; ebenso die Schrift von Delbrück¹²³.

Seinen Gründen gegen ein Festhalten [S. 4] Belgiens will ich mich nicht verschließen, sofern er die deutsche Politik lieber auf sichere Grundlagen stellen möchte als es belgischer Boden und belgischer Charakter ist. Aber die Alldeutschen Kleingläubige zu nennen, dazu bestreite ich ihm jedes Recht. Im Gegenteil, die ganze Richtung, der er angehört, ging von dem Unglauben an unsere Kraft aus, von der Behauptung, daß wir den Krieg ja doch nicht gewinnen würden; seine Richtung hat mit der Predigt dieses Satzes die Kraft weiter und weitester Kreise im Innern gebrochen, und unser[e]n Gegnern das Rückgrat gestärkt. Wie in der belgi[S. 5]schen Frage sein Leitmotiv Vorsicht ist und nicht Macht und Kraft und Stärke, so auch in ander[e]n Dingen, und deshalb Völkerverständigung, Anpassung und anderes. Wenn jemand, wie Delbrück und Kühlmann¹²⁴, jene Überzeugung hatte, so durften sie dies nicht an der Öffentlichkeit aussprechen oder durchblicken lassen, weil sie dadurch Tausenden, die den Glauben an den deutschen Sieg noch nicht verloren hatten, den Glauben raubten. Und wieviel sie durch ein solches Auftreten zur deutschen Niederlage beigetragen haben; ob sie nicht in erster Linie [S. 6] dadurch und durch die ganze sich daran anschließende Politik seit der unglücklichen Reichstagsentschließung vom 19. Juli [19]17¹²⁵ die deutsche Niederlage verschuldet haben, das läßt sich ja nicht beweisen; ich neige aber sehr dazu, es zu glauben. Jedenfalls haben bei uns im Innern die Defaitisten gesiegt.

Der Ausgang scheint für sie zu sprechen. Er würde für sie sprechen, wenn die brutale Gewaltpolitik Wilsons¹²⁶ und aller unserer Gegner nicht ihren politischen Maximen von Recht und Gerechtigkeit und Verständigung grausam Hohn spräche. [S. 7]
[...] Mit dem höflichsten Dank auch für den Brief Ihrer sehr verehrten Frau Gemahlin und den besten Empfehlungen Ihr ergebenster H[ans] Müller.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 16, Müller, Nr. 2

8. Reflexionen über den Sinn des Krieges und seine mentale Verarbeitung

8.1 Rechtfertigungsversuche

171. Brief von Walter Flex aus Retsche an seine Eltern, Rudolf und Margarethe, und seinen Bruder Konrad vom 5. August 1914

Liebe Eltern und lieber Konrad!

[...] Vater möchte ich doch gleich noch besonders danken für seine schönen und ganz aus dem Geist, der uns so nötig ist, geborenen Zeilen. Die Zahl der Kriegsfreiwilligen ist eine ungeheure, und unser Volk ist seiner Schicksalsstunde würdig. Die Natur hat noch nie das Zukunftsträchtige zugunsten des Verfallenen und Verfaulten verschleudert, sie wird uns nicht unter die plumpen Füße von Dekadenten und Halbbarbaren drücken. Dieser Weltkrieg ist die würdigste Jahrhundertfeier Bismarcks¹²⁷ und der Burschenschaft. „Gott, Freiheit, Ehre, Vaterland“, man hat das gute Band heute doppelt lieb.

Morgen wird sich die Frage über meine nächste Zukunft sehr wahrscheinlich entscheiden. [...]

Tausend Grüße Walter

Stadtarchiv Eisenach, 40/2 Nachlass Walter Flex, A 1.2.1

172. Feldpostbrief von Walter Flex aus Rawitsch an seine Eltern, Rudolf und Margarete, und seinen Bruder Konrad in Eisenach vom 20. September 1914

Meine lieben Eltern und lieber Konrad!

Eben als wir zum Kirchgang antraten, erhielt ich Mutters und Frau v[on] Leesens Briefe. Ich wollte sie rasch noch im „Rührt Euch“ überfliegen, und die ersten Worte, die mir des lieben,

lieben Petzleins Tod meldeten, nahmen mir fast die Haltung. Ich saß dann in der Stadtkirche, in der Ihr getraut wurdet, unter den Kameraden und suchte das Geschehene zu fassen. Aber ich konnte die Tränen nicht halten. Mir gerade gegenüber an der Wand war die eiserne Tafel mit den Worten „König und Vaterland danken den gefallenen Helden“, darüber das Eiserne Kreuz. Ich starrte und starrte darauf hin und betete unter Tränen für Petz und Euch. Von der Predigt habe ich nichts gehört, aber das Evangelium war das Leid Marthas und Marias um den toten Bruder und dessen Erweckung durch Jesus. Ich habe mich immer an den Unsterblichkeitsgedanken geklammert, aber so unmittelbar habe ich nie die Gewißheit vom lebendigen Dasein der Toten gehabt wie nun. Liebes Muttli, wie tapfer schreibst Du, und wie bitter leidet Ihr alle. Wir müssen des lieben Petz' Heldentod mit seinen eigenen Augen zu schauen versuchen, das wird uns am meisten Kraft geben. Sicher kommt es nicht auf die Dauer des Lebens an, sondern auf das Maß des Glücks, das in ihm erhalten war und das von ihm ausging. Und wir müssen uns sagen, an beidem ist selten ein Leben so reich, wie das des lieben braven Jungen war. Selten wird einer die Rechnung mit dem Leben so ehrlich und rein abschließen wie er. Sein Vaterland, für das er gefallen, war uns heilig wie ihm, aber nun ist's doch anders, nun ist's wie ein Vermächtnis von ihm. Der Blick auf die große gerechte Sache eines im Mark gesunden und im Geist ehrlichen Volkes muß uns stärken. Wir dürfen für nichts Eigenes mehr Dauer verlangen, solange die Dauer des Volkes bedroht ist. Wie wolltet Ihr sonst die Wochen und Monate tragen, die uns noch bevorstehen. Die gläubige Gewißheit des endlichen Sieges ist in diesen harten und doch heiligen Stunden tief in mir und wohl auch in Euch. Der liebe Petz wird nicht nur in uns fortleben, sondern ein großes dankbares, durch Blut erkauftes und gerettetes Land und Volk wird auch sein Denkmal sein. Er war glücklich, ich sage mir das immer wieder vor und weiß, daß es wahr ist. Gott schütze Euch und Martin und gebe uns noch Stunden, in denen wir gemein-

sam mit Stolz und Liebe seines Lebens und Sterbens denken und von ihm reden dürfen.

Einstweilen soll nichts Raum haben als der Gedanke an die Pflicht. In seinem Geiste lebend werden wir am ehesten das Schicksal tragen können. Ihr werdet mich richtig verstehen, wenn ich zum Schluß auf Eure oft wiederholte Bitte, nicht leichtsinnig oder waghalsig zu sein, komme. Ich verspreche Euch, nichts Sinnloses zu tun, im übrigen gilt noch immer das Sokrateswort, daß Tapferkeit nicht in Gefahr bringt, sondern schützt. Seid gewiß, daß ich überall Eurer und Petzleins denke, und daß mein Tun auf das lebendige Bewußtsein unserer Gemeinschaft eingestellt ist, heute und immer. Dank der lieben Frau v[on] Leesen für ihren herzlichen Brief, ich schreibe ihr selbst auch bald.

In herzlicher Liebe als je, Euer Walter.

Stadtarchiv Eisenach, 40/2 Nachlass Walter Flex, A 1.2.1

**173. Feldpostbrief von Heinrich F. Simon aus Pannes
an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 19. Januar 1915**

Pannes, 19. Januar 1914 [1915]

Sehr geehrter Herr Geheimrat, sehr verehrte gnädige Frau!

[...] Man erfährt von dem Schicksal der Jenenser Bekannten doch wenig. Bei uns herrscht übrigens doch starke Siegeszuversicht, wenn man auch den Frieden schon sacht über Pfingsten hinaus verlegt hat. Gross sind die Opfer, die wir bislang schon bringen mussten. Meine Familie hat das Edelste, was sie opfern konnte, schon hingeben müssen, meinen Oheim und Vetter. [S. 4] [...] Ruhig und kalt erwarte ich mein Schicksal, das mich ja wohl über kurz oder lang ereilt, weiss ich doch, dass uns[e]re Opfer nicht fruchtlos sind. Bald, das ist meine felsenfeste Überzeugung, wird man statt Montbéliard, Toul und Verdun wieder

Mömpelgard, Tull und Virten schreiben. Wenn nur unsre Verwaltung nicht das wieder verdirbt, was unser Schwert gutgemacht. [S. 5] [...]

Mit vorzüglicher Hochachtung. In Dankbarkeit Ihr sehr ergeb[e]ner H[einri]ch F. Simon.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 20, Simon, Nr. 9

174. Feldpostbrief des Assistenzarztes Dr. Rudolf Theis Eden aus Roulers, Belgien, an seine Ehefrau Daniela Eden, geb. Schott, in Jena vom 4. April 1915

Roulers, 4.IV.[19]15.

Mein liebes, liebes, liebes, gutes Jelalieb Du, Ostersonntag ist heute. Draußen der Himmel macht ein griesgrämiges, trauriges Gesicht; ganz bedeckt ist es, und ab und zu geht ein feiner Regen. Ob er wohl traurig ist, daß noch immer Krieg ist und die Menschen sich gegenseitig in Stücke reißen? Immer neue Erfindungen werden gemacht, sich gegenseitig zu vernichten – Feuer, Geschoss, spitze Drähte, giftige Gase, alles ist recht, wenn nur unsere Artillerie in feindliche Schützengräben feuert, so daß dort Gliedmaßen in die Höhe fliegen, wenn bei einem Sturmangriff Dutzende in den Stacheldrähten hängen bleiben, dann freuen sich die Leute. [S. 1] Und sie haben ein Recht, sich zu freuen, denn wenn es dem Feind schlecht geht, werden sie geschont; es ist lauter Notwehr, was wir ausüben.

Wenn es einen Gott gäbe, wie die Kirche ihn uns darstellt, einen Gott, der so denkt wie wir Menschen, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, warum geböte der dann nicht Schluß und spräche der Sache, die am gerechtesten ist, den Sieg zu? – Ich weiß nicht Lieb, wie ich auf diese Gedanken komme; sie eignen sich wenig zu einer schriftlichen Aussprache. Nicht etwa, weil ich traurig und einsam bin heute. Nein, ich habe Dich, mein Lieb, mehr als an vielen ander[e]n vergangenen Tagen,

ganz bin ich bei Dir Du. – Vielleicht kommen die Gedanken, wenn man von den bodenlosen Gemeinheiten liest, die die Russen wieder in Memel begangen haben, die täglich England tut, [S. 2] wenn man Frechheiten hört, die sich die Franzosen gegen Gefangene erlauben. Was tun wir dagegen? Wir sind immer noch „ritterlich“ und bescheiden. Schon gut, daß solche Gemeinheiten nicht in unserem Charakter liegen, aber wenn wir jetzt nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, ist das nicht mehr ritterlich, sondern dumm. Hast Du gelesen, wie die Russen gegen Einwohner und Frauen (!) gewütet haben; dass die Engländer Hindus vorgeschickt haben, die sich angeblich ergeben wollten, dann aber, als sie in die Gräben hineingelassen waren, ihre Messer zogen; wie die Franzosen gefangene Offiziere zu Strafarbeit (Zuchthaus) verurteilt, Kaufleute erschossen haben? Hoffentlich finden wir gerechte, wenn auch drastische Gegenmaßnahmen, sonst wird es immer schlimmer.

– Schöne Ostergedanken sind das gerade nicht Lieb, aber manchmal [S. 3] überkommt einen die Wut über unsere Schlappeheit. Und all so was muß denn mein Lieb geduldig anhören. Es ist nur gut, daß der Brief erst nach Ostern ankommt. [...]

– Lebwohl Du mein Lieb, Liebjelchen mein, min lev, lev, lev Fru.

Du, ganz bei Dir ist er, Tag u. Nacht Du, bei seinem Lieb; Du, endlich kommt er doch wieder zu seinem Lieb und Helga-Töchterlein. Lieb, Lieb, Lieb Du. So lieb hab ich Dich, Du, ganz bei Dir bin ich Du, Dein Theis. Lieb! Traum von unserm Wiedersehen Du!

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 15/229

175. Feldpostbrief des Assistenzarztes Dr. Rudolf Theis Eden aus Roulers, Belgien, an seine Ehefrau Daniela, geb. Schott, in Jena vom 11. April 1915

Roulers, 11.IV.[19]15.

Lieb, gutes, gutes Liebjelchen Du, Sonntag ist heute, Din Kerl hat einmal wieder fest und gut und lange geschlafen, fast wie sein liebes Marmeltier zu Hause. [...] [S.4]

[...] Fuhrmann erzählte gestern, daß der Unterbau seines 38 Zentimeter Geschützes fertig ist und das Geschütz in diesen Tagen aufgestellt wird. Ingenieure und Leute von Krupp¹²⁸ helfen dabei. Weiter sind die Chlorapparate da und angeblich auch solche, aus denen Stichflammen in die feindlichen Schützengräben hineingeleitet werden. Edel ist eine solche Kriegsführung ja gerade nicht, [S. 5] aber in der Notwehr muß einem doch jedes Mittel recht sein. Es ist Zeit, daß wir uns gegenüber solchen Feinden von jeder Sentimentalität frei machen. Hoffentlich gelingt alles. [...] Nun hat sich die Sonne schon hinter Wolken verkrochen, aber mein Lieb ist bei mir, gutes, gutes Liebjelchen Du. Wenn ich Dich habe, ist alles freundlich und leicht. Grüß unser Prinzeßchen, Du. Dein, Dein Theis, Du Lieb. Immer, immer ganz Dein. Lieb!

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 15/236

176. Feldpostbrief von Walter Hagen von der Ostfront an seine Eltern in Altenburg vom 25. April 1915

Am 25. April 1915.

Eine schöne Frühlingsnacht ließ mich, nachdem ich den ganzen Tag im Graben gepennt hatte, im Freien aufhalten. Herrlich prangten die Sterne am Himmel und der Mond. Wenn mir auch das Herz gar zu oft so schwer wird vor Trauer und Sehnsucht

nach der Heimat, den Lieben und meiner Nanni, gestern Abend, da bin ich in einsamer Stunde wie so oft schon, in mich gegangen, habe meine Seele befreit im Gebet vom Drucke alles Irdischen, und himmlischer Friede zog in meine Brust. Wenn wir auch Strapazen und Entbehrungen zu erdulden haben, es ist doch etwas Großes, was wir durchmachen und erleben, was unserem Leben, wenn es uns beschieden ist, heimzukehren, einen weihevollen Glanz geben wird. In uns allen lebt die Hoffnung und Zuversicht: Wir werden siegen! Die hält uns aufrecht und läßt uns nicht verzagen. Alles wollen wir in Gottes Hand stellen. Ihn fürchten wir und sonst nichts in der Welt. Er ist mit uns in Kampf und Sturmgebraus. Wenn einst die Siegesglocken läuten, dann kehre ich heim zu Mutter und Vater, zum teuren Lieb. O möge Gott uns allen diese heilig große Stunde beschieden sein lassen! [...].

ThStA Altenburg, Nachlass Fritz von Lindenau, Nr. 440, Bd. 1, F. 49, Bl. 122f. (handschriftliche Abschrift)

**177. Feldpostbrief von Hans Meyer aus Altona an
Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 28. Mai 1915**

Altona (Elbe), Allee 184 II.V., d[en] 28.V.1915.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

[...] Nun auch noch Italien, aber viel Feind, viel Ehr. Ich habe nie daran geglaubt, daß Italien innerlich unser Bundesgenosse sei. Soll dieser ein Rassenkampf werden, wie traurig dann für uns, daß England aus begreiflichen realpolitischen Gründen, die auch gelten, auf Seiten unserer Feinde ist? Wie würde die germanische Welt stark sein, wenn sie einig wäre! Die Romanen liegen nun endgültig am Boden und die Slaven [sic !] wären auf Jahrzehnte geschwächt.

Wie wird sich die Welt nach diesem größten [S. 3] Kriege der Weltgeschichte gestalten?

Ich denk es mir herrlich, wenn wir Historiker diese Zeit überleben und dann nach dem Krieg mit den neuen Anschauungen und Erfahrungen wieder an unsere Arbeit gehen. Hoffen wir das Beste für uns alle.

Nochmals, hochverehrter Herr Geheimrat, herzlichen Dank.
Ihr getreuer Schüler Hans Meyer.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 14, Meyer, Nr. 3

178. Feldpostbrief von Walter Hagen von der Ostfront an seinen Vater in Altenburg vom 26. Juli 1915¹²⁹

Gedanken, mit denen ein deutscher Jüngling für sein Vaterland dem Tode entgegen ging.

Am 26. Juli 1915.

Heute ist Sonntag. Ich war früh auf dem Friedhof. Hier ruhen über 2000 gefallene Kameraden. Tiefe Stille lag über dem schönen geheiligten Orte, und nur ab und zu verriet Kanonendonner die Nähe der Front. Jedes Grab war geschmückt, und ein Kreuz zierte jeden Hügel. Wo sie auch immer fallen, alle werden an geheiligter Stätte zur letzten Ruhe gebettet. Deutsche Kameradschaft hält Treue bis in den Tod. Ein schmerzliches Gefühl durchzuckt die Brust, wenn man so die endlosen Gräberreihen sieht, ganz anders, als wenn man daheim über den Friedhof seine Schritte lenkt, wo die meisten arbeitsmüde und lebenssatt dahingegangen, nachdem sie das Leben ausgelebt haben. Hier ist es die Jugend, sind es Männer auf der Höhe des Lebens, in der Fülle der Kraft und lebensfreudig dahingemäht. Wie schneidet das ins Herz und treibt die Tränen in die Augen! Aber wir dürfen nicht bei den Klagen bleiben. Die Gefallenen selbst würden ihnen wehren. Sie wußten ja, was ihnen bevorstand, als sie freudig und hochgestimmt hinauszogen in den Kampf.

Sie nahmen das Wort mit ‚Sei getreu bis in den Tod!‘ und haben gehalten, wozu sie gemahnt wurden; sie starben, wofür sie ge-

lebt, fürs Vaterland. Doch das alles ist noch nicht Trost für uns und die Trauernden. Im Gotteshaus suchen wir ihn. Dort waren wir auch heute, um Kraft und Stärke zu gewinnen für den schweren Kampf. Wenn das Sterben Unzähliger uns niederdrückt, kann nur der Gedanke des ewigen Lebens aufrichten; Trost gibt nur der Christenglaube; denn er zeigt uns hinter den Nachtbildern des Todes den Morgenglanz der Ewigkeit, über den toten Kämpfern auf den Schlachtfeldern die Siegespalme ewigen Friedens. Über alle die Gräben da draußen schreitet noch heute die lichte Gestalt Jesus. Bei ihm allein und von ihm allein bekommen wir Trost: Hier in ernsten Kampfesstunden hat mancher seinen Gott wiedergefunden. Und die schwere Trauer und das Leid sollen uns erst recht zu Gott hinführen. Die aber in Gott sterben, sie haben Ruhe und sind nach Kampf und Streit zum ewigen Gottesfrieden gelangt. Wenn sie auch nach unserer Meinung zu früh starben, Gott bestimmt doch Anfang und Ende des Lebens; er hat sie wohl geborgen. So ruhen sie nun, die Tausende, in Gott und durch ihn mit uns verbunden. Sie haben ihr Ziel erreicht. Und wir, wir wollen rüstig weiterschaffen, bis auch wir unser Ziel erreicht haben, einzugehen in Gottes Herrlichkeit. Noch tobt der Kampf; aber der Sieg wird unser sein. Haltet an im Gebet für uns, fürs Vaterland und alle, die in Not und Trauer sind! In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen!

ThStA Altenburg, Nachlass Fritz von Lindenau, Nr. 440, Bd. 1, F. 49, Bl. 103 (handschriftliche Abschrift von Rudolf Hoyer), teilweise veröffentlicht auch in: „Thüringer Lehrerzeitung“, September 1915, S. 503

**179. Feldpostbrief des Assistenzarztes Dr. Rudolf Theis
Eden aus Gent (Belgien) an seine Ehefrau Daniela,
geb. Schott, in Jena vom 23. Oktober 1915**

Gent, 23.X.1915. Sonnabend.

Mein liebes, gutes, liebes Liebjelchen Du! [...] [S.1]

[...]Aber schimpfen hat min Fru gelernt; erst schimpft sie auf die Post, dann auf den Krieg. Ja Lieb, wenn man den Krieg so einfach abtun kann. Ist unser Leben, das Verhältnis zu anderen Menschen und Lebewesen, der Völker untereinander etwas anderes als ein steter erbitterter Kampf? Vernichten sich Menschen nicht auch im Frieden, wohl nicht das Leben, aber die Existenz und das, was das Leben wert macht? Da ist das Unglück wohl oft noch größer, jetzt ist es nur augenfälliger. Ist es denn überhaupt möglich, daß alle untereinander immer im Frieden leben? [S. 2]

Wenn mir ein Mensch z. B. antut, was der Zcimmer¹³⁰ neulich dem Vater getan hat, dann suche ich ihn zu vernichten. Das ist nicht schön, gewiß nicht. Vielleicht kommt die Menschheit auch später noch auf eine höhere Stufe der Kultur oder besser wohl Zivilisation. Aber dann müssen erst alle Menschen soweit sein. Denke einmal, wenn die Russen ins Land gekommen wären oder die Neger. Was wäre dann aus Euch, aus Helgalein [also aus der Tochter], aus den Eltern, aus Dir geworden?

– Ich will damit den Krieg nicht verteidigen, umso mehr, da ich sicher hinten sitze. Alle schimpfen auf ihn, alle wünschen sein Ende. Aber – ich denke an das Wort Fuhrmanns – „uns hält nicht mehr Schneid oder Begeisterung hier, uns hält die Pflicht.“ Diejenigen, die den Krieg verursacht haben, müßten all’ das grauenhafte, scheußliche Tag für Tag jahrelang erleben. Das wäre eine kleine Strafe. Du verstehst, was [S. 3] ich sagen will, man kann den Krieg wohl verabscheuen, diesen für uns aber doch für notwendig halten.

Din Kerl ist ein Barbar, und er würde sich sogar zur Front melden, wenn er meinte, Euch dadurch besser nützen oder schützen

zu können. Einen greulichen Kerl hast Du, Lieb. – Brieflich klingt es wenigstens so. – [...] [S.4]
[...] Nun noch sechs Wochen Lieb, da bin ich bei Euch. Lieb, Lieb, Lieb Du! Mein Lieb, lebwohl Du. Lieb! Dir gehört er, bei Dir ist er, Dein Theis. [...]

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 15/402

180. Feldpostkarte des Kassenassistenten und Buchhalters Harry Wagner an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 4. Dezember 1915

Im Felde am 4.12.[19]15.

Sehr geehrte Direktion!

[...] Hoffentlich hat dieser unselige Krieg, der hier in Belgien nur noch ein gegenseitiges Hinmorden mit allen nur erdenklichen Waffen (42er Granaten, Stinkgranaten, Schwefelbomben, Minen von 140 Kilogramm, Handgranaten, Gewehrgranaten und sonstigen schönen Dingen) ist, bald ein Ende. Doch so lange wollen wir in Treue fest durchhalten, bis ein ruhmreicher Frieden unser herrliches Deutschland auf Jahrhunderte hinaus vor räuberischen Gelüsten frecher Gauner schützt. Mit treudeutschem Gruß ergebenst
Gefreiter Harry Wagner [...].

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

**181. Feldpostbrief vom Vizefeldwebel der Reserve
Dr. Theodor Neubauer an Professor Alexander Cartellieri
in Jena vom 21. Dezember 1915**

21.12.1915

Sehr geehrter Herr Professor!

[...] Der Soldat sollte nie an das denken, was noch werden mag! Wer weiß, ob ich nicht in der nächsten Stunde unter diesen vier Metern Lehmerde begraben liege, wie es neulich zwei Kameraden erging? Es ist ganz eigenartig mit den Gedanken eines Soldaten im Felde. Wenn ich darüber nachgrüble, muß ich oft den Kopf schütteln. Eigentümliche Mischung von Kultur und Unkultur, von Fatalismus, Frivolität und religiösem Gefühl.

Heut sind Urlauber zurückgekommen. Nach ihren Äußerungen ist aber die Stimmung daheim viel trüber als bei uns. Ich weiß ziemlich gut, wie es mit unser[e]n Leuten bestellt ist. Wenn ich des Nachts Wache habe, unterhalte ich mich oft mit ihnen. Freilich bitter leid ist allen dieser Krieg, besonders natürlich den Verheirateten. [S. 2] Aber bei allen unser[e]n Gedanken klingt immer wieder der Grundton hervor: Wir sind hierher gestellt, um unsere Pflicht zu tun. Dies Gefühl hat auch den Schwerfälligsten ebenso gut wie den Leichtsinngigsten durchdrungen. Ich glaube, das ist es, was denen daheim oft fehlt. Allerdings sind ihre Pflichten nicht so einfach und klar als unsere. Indessen sollten sie nur mal heute Abend bei dem elenden Regenwetter Wache stehen müssen, in dem Bewußtsein, der Feind liegt nur ein paar hundert Meter ab, und wer weiß, was er vorhat? Ob er uns nicht nächstens den ganzen Bau in die Luft sprengen wird. Das würde sie kurieren. Und unsere Leute tun es tagein, tagaus. Aber genug davon! Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, nochmals ein schönes Fest wünschend, verbleibe ich in Dankbarkeit.

Ihr sehr ergebener Th[eodor] Neubauer [S. 3]

ThULB Jena: Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 17, Neubauer, Nr. 6

**182. Feldpostbrief von Franz Kiderlen an Professor
Rudolph Eucken in Jena vom 11. Mai 1917**

E.K I Feier, im Felde 11.V.17

M[ein] H[err] ...

[...] Wir wollen und müssen uns freuen, denn Freude und Befriedigung ist gesund. Wir trauten uns ja nicht eitel zu freuen, sondern dankbar. Das Gefühl dankbarer Freude ist vom ärztlichen Standpunkte als sehr bekömmlich zu betrachten und warm zu empfehlen. Je mehr wir uns angewöhnen, allen Dingen und Erlebnissen möglichst ihre guten Seiten abzugewinnen und selbst anscheinend widrige Schicksale als willkommene Abwechslung des Lebens, als Prüfungen unserer Tüchtigkeit u. Tatkraft zu betrachten, um so mehr wird sich in uns eine Ruhe des Gemüts festigen, die uns allmählich eine sich[e]re Überlegenheit über jeden Wechsel gewinnen lässt. Und ich glaube, gerade wir hatten besonderen Grund zur dankbaren Freude. Wenn wir im Frieden auch unseren Beruf eifrig und mit Erfolg [ausübten], so hatten wir dies dort mehr oder weniger zum eigenen Fortkommen, zur Sicherung der Familie, aus Freude an dem Beruf oder auch zur Förderung der Allgemeinheit getan. Der Krieg hat uns auf eine ganz andere [S. 2] Höhe gehoben, wir werden eingesetzt, jeder an seinen Platz, zur Rettung des Vaterlandes, zur Erhaltung deutschen Wesens, ja wir dürfen wohl sagen, aller der Kulturwerte, die den denkenden, auf das Wohl des ganzen sinnenden Menschen vom räuberischen Tier unterscheiden. Sollen wir da nicht dankbar sein trotz aller Furchtbarkeit des Krieges?! Aber noch etwas anderes hat uns dieser Krieg gebracht! Die stete Bereitschaft, unser Leben dran zugeben, der Verlust mancher Freunde und vieler Bekannter und die Grösse der Ereignisse haben uns mit dem Gedanken des Todes so vertraut gemacht, dass wir einen Hauch des Ewigen und Unendlichen zu verspüren glauben, dass uns ein Begriff aufgeht, dass der Tod nicht Vernichtung bedeutet, sondern nur Aenderung der Form des Lebens. Wir sehen die Weltgeschichte von einer höheren Warte, das Werden und Vergehen der

Völker, freuen uns über die Tüchtigkeit, mit der unser Volk diese furchtbare Prüfung besteht, und gewinnen die feste Überzeugung, dass ein Volk mit solcher Lebenskraft noch eine reiche Zukunft [S.3] vor sich haben muss. Mit diesem Vertrauen in die Zukunft steigert sich unsere dankbare Freude und damit unser körperliches Wohlbefinden, die Nerven festigen sich, wir werden wieder elastischer, unternehmender, tüchtiger und widerstandsfähiger. Mit der geistigen Festigung geht eine körperliche einher, die sich auch in Haltung und Blick äussert und stärkend und festigend auf unsere Umgebung wirkt. M[ein] H[err]. Lassen Sie mich meine ärztlichen Ausführungen mit einem Rezept beschliessen, das einen militärischen Anklang hat:

„In die Not sich freudig schicken, Unverdrossen vorwärts blicken / Hilft uns über vieles fort, Freudigkeit sei Losungswort! / Angst und Kummer drücken nieder, Sorge fesselt alle Glieder / Nur der Frohsinn macht uns frei, Freudigkeit sei Feldgeschrei.“
Franz Kiderlen [S.4]

ThULB Jena, Nachlass R. Eucken, I, 14: Brief K 269

**183. Feldpostbrief von Fritz Rötting von der
Ostfront an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 23. September 1917**

Feuerstellung, am 23. Sept[ember] 1917.

Sehr geehrter Herr Professor!

[...] Die kostbarste Zeit unseres jungen Lebens, in der wir sonst, [S. 1] umgeben vom Veredeln der Kultur und dem Geist stärkender und erhebender Wissenschaft, eifrig für unsere Lebensstellung tätig waren, entrinnt, um nie wieder zu kehren.

Noch ist kein Ende abzusehen, und wir alle sehen ein, daß wir in unser[e]m erbitterten Kampf um Sein oder Nichtsein um keinen Preis locker laßen [sic !] dürfen, um nicht für lange Jahre im europäischen Konzert die zweite Geige zu spielen. [S. 2]

[...] Der Russe ist augenblicklich anständig. Sonst nichts von Bedeutung. Mit den herzlichsten Grüßen verbleibe ich Ihr stets dankbarer und Ihnen sehr ergebener Fritz Rötting.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 11, Rötting, Nr. 27

8.2 Zuversicht und Durchhalteparolen, Radikalisierung

184. Feldpostbrief des Assistenzarztes Dr. Rudolf Theis Eden aus Gent (Belgien) an seine Ehefrau Daniela, geb. Schott, in Jena vom 21. November 1915

Gent, 21.XI.1915. Sonntag.

Min lev, lev, lev Fru Du. [...] [S. 1]

[...] Bekommst Du denn Gemüse für sie [Tochter Helga]? Fettfreie Tage habt Ihr nun auch noch neben den fleischlosen. Uns kommt das ganz unwahrscheinlich vor hier. Die Belgier haben das sicher auch nicht. Man sollte doch einfach die Bevölkerung in den besetzten Gebieten, die nur ißt und [S. 3] nicht zur Arbeit notwendig ist, ausweisen und den Franzosen hinüberschicken. Das würde uns entlasten und jene belasten. Ob das nun ein wenig hart ist, darauf kommt es doch garnicht an. Alles ist doch recht, was den Sieg und damit Frieden näher bringt. [...]

Bald, bald bin ich mit meiner lieben, lieben lüttgen Fru wieder in unserem Wald. In drei Wochen, Du. Lieb Du. Lebwohl Lieb, Liebjelchen. Dein, Dein, Din Theis, Du.

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 15/431

**185. Feldpostbrief des Gefreiten Fritz Rötting von
der Ostfront an Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 3. März 1917**

Beobachtung Massenmord, am 3. März 1917.

Sehr verehrter Herr Professor!

[...] Den Krieg finanziell weiter zu führen, darüber brauchen wir uns bei unser[e]m über 300 Milliardenbetrag Volksvermögen zunächst [S. 2] noch keine bösen Gedanken zu machen. Rein militärisch ist meine Ansicht folgende: Man wird unsererseits zu Lande keine Offensive machen, sondern wird den beiden feindlichen Offens[iven], die wohl im Elsaß und in Flandern bald erfolgen werden, energisch die Spitze bieten und daraus Vorteile zu erhaschen suchen. Reserven stehen nach Hindenburgs¹³¹ Aussage überall genügend zur Verfügung; auch von Osten wird man die geplante russ[ische] Offensive ruhig gewähren lassen [sic !]. In Rumänien wird man die augenblicklich kurze Front nicht ohne bes[onderen] Grund nach Südrußland verlängern, d. h. man wird dort stehen bleiben, wo man augenblicklich steht.

Italiens Offensivgeist ist wohl schon gebrochen. Zu Wasser geht [S. 3] unser Tauchbootkrieg den Feinden und bes[onders] dem hartnäckigsten und verhaßtesten, England, gehörig zu Leibe. Man darf sich nach den ersten verheißungsvollen Wochen großen Erfolg versprechen. Und England muß immer diese seine Verluste zu seinem großen Kolonialreich in Beziehung bringen, wenn es nach dem Frieden noch fest in seinen Angeln stehen will; es kann einen Hungerfeldzug wie wir nicht aushalten.

Sollte jedoch auch unser U-Bootkrieg nicht zur Entscheidung führen, dann sind wir wirtschaftlich wohl gezwungen, den Krieg auf irgend eine Weise am Ende des Jahres aufzugeben; denn wenn man die Zeitungen aufmerksam liest, bes[onders] auch den Annoncenteil z. B. der Frankfurter, dann ist doch mancherlei recht knapp. [S. 4]

Man suchte eben vorher einen Frieden in Ehren, bevor man zum

letzten Schlage ausholte. Unsere Zukunft, bes[onders] die des Nachwuchses, und doch auch innere Schäden mahnen dringend, daß wird aufs Ende gehen. Kennzeichnend für die höchste Spannung der politischen Lage ist schließlich, daß sich Amerika und die anderen Neutralen oder nur einige davon nicht offen gegen uns bekennen, da ihnen das Risiko diesmal doch zu groß zu sein scheint.

Hoffen wir also, getrost auf die Zukunft vertrauend.

Die Anzeichen scheinen einen glücklichen Ausgang zu verbürgen. [S. 5]

Wie lange wir noch hier bleiben, läßt sich nicht bestimmen. Auf jeden Fall geht es aber hart in den Endkampf. [...]

Mit vielen Grüßen verbleibe ich stets Ihr Ihnen sehr ergebener und dankbarer Dr. Fritz Rötting.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 11, Rötting, Nr. 19

8.3 Kriegszielforderungen

186. Feldpostbrief von Heinrich F. Simon aus Richecourt (Toul) an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 9. Oktober 1914

Richecourt (Toul) 9. Okt[ober] 1914.

(Schützengraben!)

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

[...] Der militärische ist aber nicht der Endsieg, viel wichtiger ist die Arbeit danach. Unsere Sicherheit erheischt die Wegnahme Belgiens und der Linie Montmédy-Verdun-Mómpelgard. Das Reichsland war ein zu schwerer Fehler, als dass er je wiederholt werden dürfte. Mir schwebt ein anderer Plan vor. Zum Reich kommen Belgien, Holland, Luxemburg und der erste französische südliche Festungsgürtel. [S. 1]

In der Weise:

I.) Königreich Luxemburg: 1. das Grossherzogtum; 2. belgisch Luxemburg; 3. Regierungsbezirk Trier (Rheinland). Als Stützpunkt der Eindeutschung an Preussen abzutreten.

II.) Dafür ans Rheinland die belgische Provinz Lüttich, Namur, Brabant.

III.) An Holland das übrige Belgien unter Voraussetzung, dass es dem Reich beitrifft. Es behält für den Landtag seine Mundart, für den Reichstag ist ein Übergangszustand zu schaffen, der nationale Gefühle nicht verletzt.

IV.) Lothringen mit der Linie Montmédy, Verdun, Toul, Nancy muss zu Baiern und bildet mit der Rheinpfalz die bairische Provinz Lothringen.

V.) An Baden – dieses als Königreich – mit der Hauptstadt Strassburg (Macchiavell) kommt das Elsass mit Lunéville, Epinal, Belfort, Mömpelgard [S. 2]

Wir erhalten so kräftige Grenzstaaten, wirksamer als „Reichsländer“ und dergleichen. Aus der Linie Montmédy, Mömpelgard muss und aus wallonisch Belgien muss die Bevölkerung, zum mindesten die Landbevölkerung heraus. Die Enteignung wäre in die Friedensbedingungen aufzunehmen. Sie hat zu wählen zwischen Umsiedlung nach Innerdeutschland oder Frankreich. Den Ersatz könnten Reichsdeutsche, Siebenbürger Sachsen und Bannater Schwaben bilden, doch so, dass in allen deutschen dafür in Betracht kommenden Landschaften besond[e]re Gesellschaften gebildet werden, die jede für sich einen besonderen Strich zur Besiedlung erhalten. Das trüge der deutschen Eigenart Rechnung, indem es gleich eine Bevölkerung mit ausgeprägter Eigenart, eig[e]ner Mundart u.s.f. schüfe. Der Plan im Einzelnen wäre Aufgabe einer besonderen geheimen Denkschrift, zu der sich eine Anzahl Gelehrter und Praktiker zusammenschliessen müsste. – Bitte nicht über obgenannte naive Anschauungen lächeln. Sind der Ausfluss glühender Vaterlandsliebe und vielleicht gegenüber dem Lehrer als Meinungsäusserung des Schülers gerechtfertigt. Und es ist vielleicht gut, solche Fragen schon jetzt zu erörtern, auf dass man nicht – Elsass-Lothringen

1871 – von den Verhältnissen überrascht wird. [...] Darf ich bitten mich Ihrer werten Frau Gemahlin und Fräulein Tochter bestens empfehlen zu wollen.

In Dankbarkeit, Ihr sehr ergebener Schüler Heinrich F. Simon
Im Schützengraben geschrieben!

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 20, Simon, Nr. 2

8.4 Ablehnung und Kritik

187. Feldpostbrief von Paul aus Grand Seille an Unbekannt vom 10. Oktober 1914

Grand Seille, den 10.X.1914

[...] „Der Nebel steigt, es fällt das Laub“ – wie oft haben wir’s gesungen im frohen Kreis. Jetzt sitze ich auf einsamer Feldwache und sehe den Oktobernebel steigen. Da muss ich an die [ie- ben] Freunde in der Heimat denken und an die gemeinsam verlebten schönen Stunden vergangener Tage. Das wäre hier so ein Fleckchen zum Genießen der Herbstschönheit. Meine Komp[anie] liegt heute wie auch vorgestern in einem wunder- vollen Schloßchen, das leider innen völlig verwüstet ist, auf Vor- posten. In dem schönen Parke blühen die letzten Herbstblumen, der Wald hat sein buntes Kleid angelegt. Vorgestern lag die Landschaft in leuchtendem Sonnengold. Wie könnte man die Natur genießen, wenn nicht Krieg wäre. Eben erst war ich im Dörfchen vor mir (Chazelles) und habe einem gestern erschos- senen franz[ösischen] Patrouillenführer (Reiter) einen Strauß letzter Rosen aus dem Park auf die Brust gelegt. Wie manches Grab habe ich in den Vogesen im tiefen Walde oder auf einsamer Heide gesehen, auf dem ein schlichtes Holzkreuz, eine ge- kreuzte gebrochene Lanze mit einem Helm drauf oder eine schmucklose Inschrift verkündete: „Hier ruht ein deutscher Sol- dat.“ Ach wie viele ruhen schon in französischer Erde, friedlich

neben dem Feind gebettet! Der Tod versöhnt alles. [...] [S. 1]
Paul

Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Bd. 1 (maschinenschriftliche Abschrift)

**188. Feldpostbrief von Walter Hagen von der Ostfront
an seine Mutter in Altenburg vom 21. Dezember 1914**

[...] Die Stunden, die ich da im Schützengraben verlebt habe, vergesse ich mein Leben lang nicht wieder. Mein Gewehr ist in drei Stücke zerrissen, mein Anzug über und über mit Schlamm bedeckt. Da habe ich an Dich, an Väterchen, an meine Nanni gedacht und geweint und meine Hände falteten sich unwillkürlich zu innigem Gebet. Gottes Vaterhand hatte mich beschützt, während neben mir zwei Kameraden fielen, [...]

Gott ist mit mir. Bete Du recht fleißig und innig für Dein Kind. O wie glücklich werde ich sein, wenn ich wieder an Dein liebend Mutterherz eilen und Dir mit Küssen und Freudentränen das Antlitz bedecken kann.

Wie ganz anders wird das werden als die schwere Abschiedsstunde am 11. Oktober. Vergiß die trüben Gedanken. Wenn ich wieder komme, dann bin ich ein ganz anderer Mensch; dann wollen wir ein recht glückliches Familienleben führen. Heute haben wir sechs Kameraden zur letzten Ruhe bestattet. Welch trübes Weihnachten für die Angehörigen!' [...]

ThStA Altenburg, Nachlass Fritz von Lindenau, Nr. 440, Bd. 1, F. 49, Bl. 112 (handschriftliche Abschrift)

**189. Feldpostbrief des Sanitätsoffiziers Rudolf Görlach
an Dr. Heinrich Weinel (Feldprediger in Jena)
vom 14. September 1916**

Sonntag, 14. Sept[ember] [19]16.

Lieber Onkel und Tante Ada!

[...] Seitdem ich aus der „Hölle“ bei Verdun heraus bin, habe ich mir geschworen: Alles ertragen freudig und Dein ganzes Leben stets eingedenk zu sein dieser drei Höllenmonate, des tiefsten Punktes in meinem Leben, und habe ich nichts und bin ich ein Krüppel, alle Leiden der Welt, die mir noch begegnen können, sind nichts gegen das Erleben dieser Wochen.

Lieber Onkel, schreibe mir doch einmal, was Ihr zu Hause hinter all diesem ewigen Kriegführen noch für einen höheren Sinn fühlt, ich als Kämpfer habe nur den einen Gedanken noch, meine Pflicht, wie ich sie fasse, treu und unentwegt zu erfüllen; Begeisterung, vaterländische oder sonstige Gedanken, von denen so viel geschrieben wird, leben bei uns draußen nicht mehr, die liegen lange auf den ersten Schlachtfeldern begraben. Doch Ihr habt mehr Muße, darüber nachzudenken.

Herzliche liebe Grüße [...]

Euer alter Rudolf

ThULB Jena, Nachlass Weinel, Karton 3, Nr. 242

**190. Feldpostbrief des Landsturmmannes Ludwig Skell
aus Crécecoeur an seine Mutter Maria in Weimar
vom 30. November 1916**

Crécecoeur. Rue-des-Vignes, den 30. November 1916.

Geliebte Mutter!

[...] Morgen haben wir bereits den I. Dezember, wie rasch die Zeit vergeht, und noch immer will der schreckliche Krieg nicht zu Ende gehen. Ich las in der Zeitung vom Tode des Kaisers

Franz Josef¹³², ebenfalls auch vom Rücktritt des Staatsministers von Jagow¹³³, der, wie geschrieben wird, aus „Gesundheitsrücksichten“ seine Arbeit niederlegt. Sollte mal der Krieg aus Gesundheitsrücksichten [S. 2] soundso vieler Hunderttausend Menschen an der Front beendet werden, dies wäre ganz entschieden anzuraten. Diese Herren, da sie nicht mehr können, sitzen gut im Trockenen!! – Unsere Division, zu denen bekanntlich die 94er, 82er und 71er gehören, liegen an der Somme seit etlichen Tagen, die armen Menschen haben es schrecklich; Tag und Nacht in den Granatlöchern. Viele werden wohl schon nicht mehr sein! Die 82er sind seit ganz kurzem hinweggenommen worden und liegen in einem Dorfe, da so viele zum Feinde übergelaufen sind! – Wenn ich nicht zur St[urm-]Komp[agnie] kam, befand ich mich bereits mit vorn in jener furchtbaren Stellung. Für heut’ nun, geliebte Mutter, will ich meine wenigen Zeilen beenden, in der Hoffnung, daß uns alle unser lieber Herrgott beschützen möge, auf daß es uns vergönnt ist, uns alle einmal wiedersehen zu können. Sei Du, geliebte Mutter, sowie Vater und Schwester, vielmals herzlichst begrüßt und geküsst von Deinem Dichliebenden [sic!] Sohn Ludwig.

ThHStA Weimar, Familiennachlass Skell, Nr. 315

**191. Feldpostbrief des Landsturmmannes Ludwig Skell
aus Neuville an seinen Vater Otto, Oberhofgärtner
in Weimar, vom 6. Juni 1917.**

Neuville, den 6. Juni [1917], abends.

Geliebte Eltern!

[...] Liebes Mütterchen, wenn wir auch in recht schweren, schweren Zeiten leben, in denen die Menschheit vielleicht je gelebt hat, so ist es doch gut, wenn man sich sagt, es muß einmal anders werden. Wenn wir auch schwer zu kämpfen haben mit dem bißchen Leben auf Gottes herrlicher Erde, so ist es doch

wiederum ein zufriedenstellendes Gefühl, wenn man [S. 2] sich sagen muß, die Zeiten werden wieder anders, müssen anders werden, denn alles ist vergänglich, alles unterliegt einer Änderung und gesegnet sei die Stunde, in der wir uns alle sagen können, jetzt könnt ihr wieder in Frieden und Ruhe miteinander weiterleben. Ja, wäre sie nur schon da! Wollen wir unseren Herrgott bitten, daß er unseren lieben Paul am Leben erhält; was mich anbetrifft, bin ich ja nicht mehr in Gefahr und werde auch wohl kaum nie [sic !] wieder in eine solche kommen. Zwar will ich es nicht beschreien; Gottes Wege sind sonderbar, ich sage mir, einem jeden ist sein Schicksal bestimmt. Ich lebe noch. Und was habe ich verloren! Zwei liebe Brüder, meine Frau und den kleinen Kerl, den wiederzusehen mir nicht mehr vergönnt war. Trotzdem heißt es aushalten, ja, man kann es nur so lange als man lebt. Drum, liebe Mutter, laß den Mut nicht sinken und denke Deiner beiden Söhne weit von der Heimat weg. Glückt es, dann kehren wir wieder. [S. 3]

[...] Nun, doch für heute genug, meine Lieben. – Bleibt alle zusammen schön gesund und seid nochmals bedankt von Eurem stets [an] Euch denkenden, dankbaren Sohn Ludwig.

ThHStA Weimar, Familiennachlass Sckell, Nr. 225

8.5 Friedenssehnsucht und „Friedensduselei“

192. Feldpostbrief des Assistenzarztes Dr. Rudolf Theis Eden aus Roulers (Belgien) an seine Ehefrau Daniela, geb. Schott, in Jena vom 23. Juli 1915

Roeselaere, 23.VII. 1915. Freitag.

Guten Tag min lev, lev Fru Du,

[...] Ich habe nur eine Sorge, nämlich daß die Russen doch noch ausreißen und irgendwo in ihrem großen Land eine neue Verteidigungsstellung einnehmen. Dann können sie bis zum Frühjahr

vielleicht ein neues Heer ausrüsten. Sie wissen doch, was bei ihnen alles auf dem Spiele steht. Mit Frankreich sind wir dann vielleicht auch fertig, nicht aber mit England. Ich glaube nicht, daß wir es schlagen können. Und das müssen wir doch. So gern, so freudig ich nach Hause käme zu meinen beiden Slüngels, so sehr würde ich bedauern, wenn man unter den jetzigen Verhältnissen Frieden machte. Wir müssen England erst nieder haben, sonst ist der Krieg in einigen Jahren wieder da. [S. 1]

Und noch einmal so einen Krieg führen, das wollen wir doch in den nächsten 50 Jahren lieber nicht. Frankreich ist auch noch nicht so mürbe wie es sein muß. An dem hat England sofort wieder eine Stütze. Nein, ich meine, wir müssen jetzt ganze Arbeit machen und das können wir bis zum November nicht.

[...] Lebt wohl meine beiden lieben, lieben Undeuchts, Slüngels, Drachen, Routerts [sic!]. Lieb, Lieb, Lieb. Euer Rabenvater, Untier, Scheusal.

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 15/312

**193. Feldpostbrief des Assistenzarztes Dr. Rudolf Theis
Eden aus Gent (Belgien) an seine Ehefrau Daniela,
geb. Schott, in Jena vom 19. November 1915.**

Gent, Freitag, 19.XI.[19]15.

Lieb, min lev, lev, lev Fru, Du. [...] [S. 1]

[...] Vorhin kam ein beurlaubter Arzt unseres Lazarets zurück und erzählte, in Deutschland herrsche große Kriegsmüdigkeit und Jammer. Das finde ich ungerecht gegen die Truppen an der Front. Hier herrscht solche Stimmung nicht. Jawohl, jeder würde den Frieden aus tiefstem Herzen begrüßen, aber jetzt aufhören, das wird keiner, der den Krieg wirklich gesehen hat. Die Leute sollten einmal die zerschossenen Häuser sehen und bedenken, daß das auch Deutschland [S. 2] hätte treffen können

und vielleicht treffen wird, wenn wir jetzt nicht durchhalten. Und alle Verluste wären jetzt umsonst, wenn wir die andern um Frieden angingen. Nein, wenn manche Leute in der Heimat die Unbequemlichkeiten nicht auf sich nehmen wollen, dann soll man sie hinausstellen. Aber es hat hoffentlich auch keine Gefahr, daß sie die Oberhand gewinnen. – Lieber will ich an die Front oder alle Mühsale durchmachen, als jetzt den Frieden auf ungünstiger Grundlage, der ein Krieg ohne Ende würde. Nun, das sind ja nur Gedanken. – [...] [S.3]

[...] Lebwohl mein liebes, gutes, liebes Liebjelchen Du. Schlaf gut Lieb, Liebjelchen.

Dein, Din Theis, Du. Böser Kerl u. Rabenvater.

Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915, BO 15/429

194. Feldpostbrief des Gefreiten Karl Probst aus einer Stellung bei Noyon an die Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen vom 22. November 1915

Stellung bei Noyon, den 22.11.[19]15.

Eure Hoheit, Gnädige Landesmutter!

[...] Gestern war wieder einmal Sonntag, er kam uns so recht zum Bewusstsein. Ein Friedenshauch schien über der ganzen Gegend zu lagern, denn überall herrschte Ruhe. Kein tötendes Blei entflohen den lauschenden Schützen in unser[e]m wie auch in dem feindlichen Graben. Unwillkürlich mußten wir an Frieden denken. Aber Frieden? Ja, darauf müssen wir wohl noch etwas warten. Das Weihnachtsfest rückt zum zweiten Male herbei und noch immer ist der schreckliche Krieg im Gange. Statt [S. 2] Freude herrscht in vielen, vielen Familien Trauer. Doch daran können wir nichts ändern. Wir, die wir leben, verlieren trotzdem die Hoffnung auf Frieden und das Gottvertrauen nicht. Es muss doch bald der lange ersehnte Frieden kommen! [...] [S. 3] [...] In der

Hoffnung auf fernere Gesundheit und baldiges [S. 9] Ende, sende ich Eurer Hoheit viele treudeutsche GrüÙe aus der Ferne und verbleibe, nochmals für den herrlichen Kuchen bestens dankend, Eurer Hoheit untertänigster Karl Probst

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 99-101

195. Feldpostkarte des Angestellten Willy Pfister an die Direktion der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Filiale Gera, vom 12. März 1916.¹³⁴

Sehr geehrte Herren!

Die mir freundlich ges[andten] Zigarren hab' ich erhalten und spreche Ihnen meinen herzl[ichen] Dank dafür aus. Zur Zeit herrscht bei sehr heftigem Artilleriefeuer ein Schneetreiben, wie wir es im ganzen Winter noch nicht gehabt haben. Portugall [sic!] haben wir nun auch noch den Krieg erklärt, nun fehlt blos [sic!] noch, daß wir noch mit Amerika verwickelt werden, dann haben wir die ganze Welt auf dem Halse. In der Hoffnung, daß wir auch dann noch zu einem ehrenvollen Frieden kommen, verbl[eibe] ich mit herzl[ichem] Gruß bei voller Gesundheit.

Ihr dankbarer Willy Pfister

ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23

196. Feldpostbrief von Hans Müller aus Rembertow bei Warschau an Professor Cartellieri vom 9. Januar 1918.

9.1.[19]18

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

[...] daß man den Russen mit einem Frieden ohne Entschädi-

gungen und ohne Annexionen winkte, wußte ich persönlich schon seit Sommer aus den Propagandazeitungen in russischer Sprache, die an die russischen Gräben hinüberbefördert wurden. Aber als das nun Tatsache wurde, erging es mir doch, wie es einem beim vorausgesehenen Tod eines kranken Verwandten geht: Man erschrickt trotzdem. Und wieder sehe ich, daß meine Stimmung ganz allgemein unter den Offizieren ist, mit wem ich auch spreche. Und zur Zeit bin ich bei einem Kurs, zu dem Offiziere der gesamten deutschen Ostfront versammelt sind. Es ist unnötig, die Stimmung wieder auszumalen: Sie ist Schrecken, Entsetzen, Zorn, Entrüstung, Empörung. Man [S. 6] sagt sich, Russland ist völlig besiegt, Lenin¹³⁵ muß um jeden Preis Frieden machen, und trotzdem wird der Frieden geschlossen auf die vom Besiegten ausgegebene und seinem Standpunkt entsprechende Formel, und England/Amerika gibt man von neuem das Eingeständnis von Schwäche. So geht der Katzenjammer abwechselungsweise über unsere innerpolitischen und außerpolitischen Verhältnisse. Sie werden vom wissenschaftlichen Standpunkt aus einwenden und von diesem aus natürlich mit Recht, daß man jetzt mitten im Verlauf der Dinge und ohne genügende Kenntnis der Vorgänge noch kein gerechtes und abschließendes Urteil abgeben könne; ich glaube aber, der wissenschaftliche Standpunkt kommt hier nicht in Betracht. Die innerpolitischen Verhältnisse zeigen ja mit erschreckender Deut[S. 7]lichkeit, welche außerordentliche Macht Parteien und öffentliche Meinung gewonnen haben, wie das Verhalten der Regierung ganz von der Furcht der Schreier diktiert ist, wie die „Regierung“ sich regieren läßt. Und die Einflüsse, die mächtig geworden sind, sind doch nur die von politischer Sentimentalität, Humanitätsduselei und Schwächlichkeit; sie sind verwerflich. Gegen sie mit aller Kraft Stellung zu nehmen, erscheint mir als dringende Pflicht und Notwendigkeit. Die Regierung ist gezwungen (bis zu einem gewissen Grad) auf die öffentliche Meinung Rücksicht zu nehmen; sie hat es sich stets zum Prinzip gemacht, für ihre Maßnahmen Billigung und Stimmung im Volk zu haben; beugt sie sich zur Zeit

den Friedensträumen, so scheint es mit notwendig, ihr den [S. 8] Rücken zu steifen, ihr die Möglichkeit zu geben, auf Grund kräftiger Unterstützung aus der Nation heraus starke Politik zu treiben. Ich habe deshalb die Gründung der deutschen Vaterlandspartei lebhaft begrüßt und bin ihr sofort beigetreten und habe für sie geworben, soweit das möglich und zugänglich war. Denn sie erscheint mir als die einzige Rettung vor dem völligen politischen Sumpf. Und deshalb sehe ich meine Stellung zu den Vorgängen gar nicht als wissenschaftliches Urteil an, sondern als ein Glied meines praktischen Dienstes für das Vaterland, diktiert vom Wollen. Ich beneide Sie, so frei und von Rücksichten und Verhältnissen, wie sie mich binden, unbelästigt, durch Wort und Schrift wirken zu können. Sozialisten und Pazifisten propagieren ihre Anschauungen aufs Eifrigste; so ist es nötig, ein Gegengewicht da[S. 9]gegen zu schaffen. [...]

Mit den höflichsten Empfehlungen Ihr ergebenster Hans Müller.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 16, Müller, Nr. 39

**197. Feldpostbrief vom Krankenpfleger Siegfried Müller
aus Manchienne an Professor Alexander Cartellieri
vom 25. August 1918**

Manchienne, den 25.8.1918

Hochverehrer Herr Geheimrat!

[...] Es gibt jetzt natürlich viel zu tun. Hastig eilt Lazarettzug um Lazarettzug an uns vorüber. Die Ver[S.2]wundeten erzählen immer schreckliche Geschichten. Man darf aber getrost ein gut Teil davon als Übertreibung abziehen. Welcher Erzähler sucht nicht das Interesse durch Übertreibung zu steigern! Und der einfache Mann macht natürlich von diesem Mittel ausgiebigen Gebrauch. Wie oft wird's auch angewandt um ganz materieller Vorteile willen!

Aber natürlich, ernst, sehr ernst geht's zu und furchtbar gewiß

auch oft im Einzelnen. Nur ist daraus nicht gleich die Folgerung zu ziehen, die fast jeder Soldat jetzt zieht, Deutschland müsse Schluß machen.

Es tut's gewiß nicht, ehe nicht ein annehmbarer Frieden in Aussicht ist. Aber darüber ist schlecht mit einfachen Soldaten zu reden. [S. 3] Hat aber einmal einer eine andere Ansicht als die Scheidemannsche,¹³⁶ so darf man sicher sein – und ein Blick ins Soldbuch bestätigt es meist – er gehört den gebildeten oder den besitzenden Kreisen an. Das gibt natürlich auch wieder zu denken. Der Drill im Denken geht vielleicht weiter und trübt unser Urteil mehr, als man anfangs ahnt.

Mit dem Wunsche, daß die Ferien Herrn Geheimrat gutes Gedeihen der eigenen Arbeiten bringen, bin ich Ihr ganz ergebener
Siegfried Müller.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 17, Müller, Nr. 2

**198. Feldpostbrief des Landsturmmannes Ludwig Skell
aus Harinsart an seine Schwester Charlotte Skell
in Weimar vom 4. November 1918**

Harinsart, den 4. November 1918.

Liebe Schwester!

[...] Jetzt ist doch anzunehmen, meine liebe Lotte, daß wir bald den langersehnten Frieden bekommen und daß wir uns – so Gott will – bald alle gesund [S. 2] wiedersehen können. Ich bin gespannt, ob der Kaiser¹³⁷ noch gestürzt werden wird. Hat doch schon unser Ludendorff¹³⁸ abgedankt. Was für Aenderungen doch im Reiche stattgefunden haben. Wie froh können doch Bulgarien und die Türkei sein, daß sie nicht mehr weiter zu morden brauchen, wenn auch die Bedingungen, die man ihnen gestellt hat, nicht leichte sind. Hoffentlich wird es dies Jahr zu einem Friedensweihnachten werden. [...] [S. 3]

[...] Nun, für heut', meine liebe Schwester, sei vielmals innigst

gegrüßt und geküsst von Deinem getreuen Bruder Ludwig. Der lieben Mutter wünsche ich, wie Dir, baldig gute Besserung und sende ihr, sowie auch unserem I[lieben] Vater, herzliche Grüße.

ThHStA Weimar, Familiennachlass Sckell, Nr. 225

8.6 Von der vermeintlichen Unwirklichkeit der Kriegswirklichkeit – das Leben in verschiedenen Welten

199. Feldpostbrief von Unteroffizier Hans Müller von der Westfront an Professor Alexander Cartellieri in Jena vom 12. Mai 1916

12.5.[19]16

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

[...] Zwischen hinein habe ich noch einen kurzen, schönen Etapenurlaub in Brüssel und Antwerpen zugebracht. Die Gegensätze, in denen man sich auf solche Weise bewegt, [S. 1] sind ganz außerordentlich. Schon allein das Naturbild so verschieden! Hier vorn bleibt es Winter; mühsam bringen die einzelnen, fast zerstörten Bäume, die vom ehemaligen herrlichen Wald noch übrig sind, einige Blättchen an manchen Zweigen hervor; sonst sieht man nur feldgrau, lehmgelb, erdfarben, eine eintönige Öde. Ein kräftiger Nachtmarsch: und die aufgehende Sonne bestrahlt die blühendste Frühlingslandschaft in weichem Grün und frohen Farben. Selbst das schwere Regengrau der Wolken wird über dem frischen Grün von Wald und Wiese zu einer kräftigen Farbe, während auch das bißchen Himmelsblau, nach dem wir aus den Gräben spähen, uns nicht Farbe bringt. In der Tat ist nicht nur die Versetzung [S. 2] in die Zauberlandschaft des Frühlings nach mehreren Wochen Stilliegens in den Gräben wie eine Offenbarung, ein Vertauschen der Farblosigkeit und Dumpfheit mit strahlender Farbenpracht; – schon allein die Möglichkeit, den wochenlang so eng begrenzten Blick wieder frei über die Erde schweifen lassen zu können, ist wie eine Erlösung.

Und vollends der Gegensatz, plötzlich das moderne Großstadtleben in seiner ganzen Fülle und seiner ganzen Buntheit um sich zu sehen. Dort draußen schäumt und braust das Leben, in mächtigem, breitem Strom flutet es einher, jeden mit tausend Armen umspülend und mitreißend, daß es eine Lust ist, in ihm mitschwimmen und sich regen zu können; – hier aber ist [S. 3] es wie ein armseliges Gewüsel, das sich mühsam nur eine Bahn schaffen kann und jeden Augenblick zu versiegen droht. Wie einem armen Kätner, der plötzlich in einen Palast geführt wird mit dem Bemerken: Das alles ist Dein! – ist einem zu Mute, der sich plötzlich von hier nach dort versetzt sieht. Noch die Erinnerung klingt hier belebend nach. Indem ich Ihnen für Ihre freundlichen Lektüresendungen bestens danke, bin ich mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener
Hans Müller, U[n]t[ero]ff[i]z[ier].“ [S. 4]

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 16, Müller, Nr. 28

8.7 Über den Sinn militärischer Auszeichnungen

200. Kriegstagebucheintrag von Dr. Paul Dreykorn vom 31. Dezember 1914

[...] Hauptmann Rustermann und der Major Wilke haben Weihnachten das Eiserne Kreuz erhalten. Rustermann erhielt es vom Major in der Kirche zur Weihnachtsfeier. [...] [S. 34] [...] Am 1. Januar haben auch Leutnant Keppler und Sachs das [Eiserne Kreuz] erhalten. Es ist aber noch derjenige am stolzesten, der es beim ersten Vorschlag und zu Anfang erhielt. Leider ist man 1914 ebensowenig wie 1870 mit der oft unerklärlichen Verteilung zufrieden, da es Garnissonsschreiber in Metz mit zuerst erhielten. Aber wer kennt wirklich den Grund? [...]

StadtA Weimar, Bestand 53 5–3/4

**201. Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve Ewald Heß
aus dem Feldlazarett in Dompierre an
Professor Alexander Cartellieri in Jena
vom 26. März 1915**

Feldlazarett Dompierre, 26.3.1915.

Hochverehrter Herr Professor!

Verzeihen sie mir bitte, wenn ich Ihnen erst heute für ihre liebenswürdigen Zeilen und die gütigen Gaben, die ich vor einigen Wochen zu meiner großen Freude erhielt, danke, von ganzem Herzen. Ich wollte aber so lange warten, bis das wirklich eingetreten war, was ich damals angedeutet und gehofft hatte, daß ich nämlich das Eiserne Kreuz erhielt. Das ist nun leider bis jetzt noch nicht eingetreten, obwohl ich vor länger als einem halben Jahre zum ersten Mal dazu eingereicht war.¹³⁹ Aber hier bei der Landwehr und vor allem im Stellungskrieg hat man nicht viel Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen; denn Patrouillen können [S. 1] vom Feinde, dem wir in einem bestimmten Geländeabschnitt immer gegenüberliegen und dessen Stellungen uns ziemlich genau bekannt sind, besonders auch durch Fliegeraufnahmen, nicht viel neues melden. Außerdem ist bei uns – was man vielleicht im Inlande weniger erfährt – die Verteilung der Kreuze derartig, daß man am Werte des Besitzes fast irre werden kann, wenn man z.B. sieht, wie Burschen (von Offizieren beim Regimentsstab), Radfahrer, Zahlmeistergehilfen, ja sogar der Koch beim Regimentsstab diese eiserne Auszeichnung erhalten, obwohl sie sich nie in den Schützengräben in der Front befinden, während die Truppen, die dort alle Gefahren und Mühen zu bestehen haben, zurückgesetzt werden. Aber hier wie überall: Irren ist menschlich, ganz besonders, wenn es sich darum handelt, über den Wert des einzelnen zu urteilen. Glauben Sie nicht, hochverehrter Herr Professor, daß ich für mich hier sprechen will, denn es geht vielen meiner Kameraden so, und mancher Tapfere ist in den letzten Tagen den Heldentod fürs Vaterland gestorben, der das Kreuz mehr verdiente als mancher andere, der

es besaß. Das Bewusstsein des Menschen selbst, voll und ganz seine Pflicht getan zu haben, gibt erst wahrhaftig dem Menschen den Wert, und das Ideal des Vaterlandes, für das wir kämpfen und sterben, ist es, an dem wir uns aufrichten. [S. 3] [...]
Haben Sie nochmals besten Dank für Ihre freundlichen Gaben, und seien Sie und Ihre werte Frau Gemahlin herzlich begrüßt von Ihrem sehr egebenen E[wald] Heß

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 8, Heß, Nr. 10a

**202. Feldpostbrief vom Vizefeldwebel der Reserve,
Johannes Simon, candidatus Theologiae, vor Armentieres,
an Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen
vom 3. August 1915**

Im Schützengraben, den 3. August 1915

[...] Im Juni ist's mir endlich geglückt, mir das Ehrenzeichen des Deutschen zu verdienen. Endlich habe ich das Eiserne Kreuz bekommen, für Tapferkeit vor dem Feinde. Nachdem ich im Mai schon Unteroffizier geworden war, wurde ich bei dieser Gelegenheit zum Vizefeldwebel der Reserve und Offiziersaspiranten befördert.

Ich bin sehr stolz auf mein Eisernes Kreuz; und bin besonders glücklich, daß ich auch als Geistlicher [S. 2], wenn Gott, der Herr, mich gesund in die Heimat zurückkehren läßt und ich in den Dienst von Schwarzburg-Sondershausen treten kann, das Eiserne Kreuz mit Ehren tragen darf! [...]

ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen 8, Bl. 92–93

**203. Feldpostbrief des Landsturmmannes Ludwig Sckell
aus Neuville an seinen Vater Otto, Oberhofgärtner
in Weimar, vom 6. Juni 1917**

Neuville, den 6. Juni [1917], abends.

Geliebte Eltern!

[...] Scholz hat ja vor einiger Zeit das E[iserne] K[reuz] 1. [Klasse] erhalten. Nun, hoffentlich hat er weiter Glück! – [...] [S. 4]

[...] Vaters Ansichten betr[effs] des E[isernen] K[reuzes] teile ich voll und auf [sic!]. Mir ist meine Gesundheit auch lieber als alle milit[ärischen] Auszeichnungen, die ja gewissermaßen ein Lockmittel sind, nur um die Leute anzuspornen. Nie würde ich mir deshalb etwas besonderes auszuführen wagen. – Von meinen Kameraden der St[urm-]Komp[agnie] lebt mancher nicht mehr. Unsere Div[ision] hat mit an der Schlacht bei Arras teilgenommen, auch von meiner 9. Komp[agnie] wird mancher nicht mehr sein. Nun, doch für heute genug, meine Lieben. – Bleibt alle zusammen schön gesund und seid nochmals bedankt von Eurem stets [an] Euch denkenden, dankbaren Sohn Ludwig.

ThHStA Weimar, Familiennachlass Sckell, Nr. 225

**8.8 Persönliche Eindrücke von Wilhelm Ernst,
Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach**

**204. Feldpostbrief des Großherzogs Wilhelm Ernst von
Sachsen-Weimar-Eisenach aus Rzeszyca (Ostfront) an seine
Ehefrau Feodora in Weimar vom 7. März 1915**

Rzeszyca, Sonntag 7.III.[19]15.

Geliebte!

[...] Ich hätte mir Briefpapier mitbringen sollen, dachte aber nicht daran, hoffte auch, die Sache würde hier schneller vor-

wärts gehen, was leider nicht der Fall [ist]. Etwas sind wir ja vorwärts gekommen, haben auch mit sehr großen Opfern die feindlichen Hauptstellungen genommen. Aber der Russe hat starke Verstärkungen heran gezogen, denen gegenüber wir doch ziemlich schwach sind. Dazu kommt, daß die Landwehr- und Landsturm-Truppen, die auf unseren beiden Flügeln kämpfen, versagt haben. Ein Teil ist gestern im Artilleriefeuer ausgerissen, dadurch haben wir unser Ziel¹⁴⁰ nicht erreichen können. Trotzdem ist die zusammengesetzte 22. Division gestern doch noch ein Stück vorwärts gekommen. Heute geht der Angriff langsam weiter, wir haben auch etwas Verstärkungen bekommen.

Gestern Nachmittag ritt ich bei unangenehmer Kälte über das Schlachtfeld von vorgestern. Es sah toll aus. So viele tote Deutsche habe ich noch kaum zusammen liegen sehen. Über Verluste bei unserm III. Batt[ai][on] weiß ich noch nichts.

[...] An Artillerie-Munition fehlt es wieder einmal, die Schande! Heute kamen wieder Infanterie-Ersatzleute ohne Gewehre. Sie mußten welche von Verwundeten nehmen. [...]. [S. 1]

[...] Jetzt leb' wohl, hoffentlich geht's Euch gut, in Gedanken tausend Küsse! Wilhelm Ernst. [...]. [S. 2]

ThHStA Weimar, Großherzogliches Hausarchiv A XXXIV Nr. 4, Bl. 1

**205. Feldpostbrief des Großherzogs Wilhelm Ernst von
Sachsen-Weimar-Eisenach aus Rzeszyca (Ostfront)
an seine Ehefrau Feodora in Weimar vom 10. März 1915**

Rzeszyca, 10.III.[19]15.

Geliebte!

[...] Die einzelnen Brigaden sind dem Kommandeur der 9. Kav[allerie-]Div[ision] und eine uns unterstellt worden, das kommt vom Mangel an Energie. Ob es was nützt, ist noch die Fra-[S. 1]ge, denn die Truppe ist an und für sich minderwertig:

zum großen Teil alte Landwehr und Landsturm, Offiziere hatten die Verbände sehr wenig, die Brigadekommandeure sind ausgegrabene Greise, die keineswegs ihrer Aufgabe gewachsen sind. Es ist sehr traurig. Mit schwerer Artillerie-Munition muß auch wieder gespart werden. Diese Schweinerei! [...] [S. 2]
[...] Jetzt gute Nacht, es ist gleich Mitternacht. Leb wohl meine Süße! Dir und den Kleinen tausend Liebes Wilhelm Ernst [S. 7].

ThHStA Weimar, Großherzogliches Hausarchiv A XXXIV Nr. 4, Blatt 6–9, hier 6–7 und 9

**206. Feldpostbrief des Großherzogs Wilhelm Ernst
von Sachsen-Weimar-Eisenach aus Spala an seine Ehefrau
Feodora in Weimar vom 22. Juni 1915**

Spala, 22.VI.[19]15.

Geliebte!

[...] Nachmittags auf der Fahrt hierher besuchte ich noch die Flieger und machte auch einen Flug im neuen Kampfflugzeug über die russischen Stellungen.

Wir wurden nicht beschossen. Gestiegen wurde bis auf circa 1600 Meter Höhe. Es war prachtvoll, sich die Gegend so von oben anzusehen, aber ziemlich kalt. Man hatte das Gefühl unbedingter Sicherheit. Eine und eine viertel Stunde waren wir in der Luft. Das Flugzeug ist ausgerüstet mit Maschinengewehr, automatischer Büchse und Bom-[S. 2]ben. [...]

Leb wohl, mein Liebes, Dir und den Kindern tausend Küsse, Wilhelm Ernst. [S. 7]

ThHStA Weimar, Großherzogliches Hausarchiv A XXXIV Nr. 4, Blatt 57–60

**207. Feldpostbrief des Großherzogs Wilhelm Ernst von
Sachsen-Weimar-Eisenach aus Topczewo an seine Ehefrau
Feodora in Weimar vom 26. August 1915**

Topczewo, 26.VIII.[19]15.

Geliebte!

[...] Heute Nachmittag bekam ich Deinen Brief vom 11. aus Jena. Ich verstehe nicht, wie Du so schreiben kannst! Wir stehen doch alle in Gottes Hand. Zu Hause kann mir gerade so gut etwas passieren. Ich halte es gerade für meine Pflicht, möglichst viel vorn beim R[e]g[imen]t zu sein, um den Leuten zu zeigen, daß ich keine Angst habe. Mit der Seuchengefahr ist es nicht so schlimm, wenn man die [S. 3] nötigen Vorsichtsmaßnahmen beachtet. Kürzlich sind wir wieder gegen Typhus geimpft worden. Mir geht's wieder ganz gut. Daß ich dünner geworden bin, ist



ThHStAW, Großherzogliches Hausarchiv A XXXIV, Nr. 5 Bl. 1

Besuch des Großherzogs (1) an der Front

mir höchstens gesund. Aber ich kann wirklich nicht verstehen, daß Du mich gewissermaßen dadurch strafen willst, daß Du kein Kind haben willst! Jetzt werden gerade Offiziere und Leute beurlaubt, damit die Geburten nicht zu sehr zurückgehen.

Jetzt hat gerade jede Frau die Pflicht, für die Fortpflanzung zu sorgen. Was soll sonst aus uns[e]rem Volk werden!

[...] Jetzt gute Nacht. Allerherzlichsten Dank für Deine Sendung, habe mich sehr darüber gefreut. Nur die Ananas sind etwas sehr süß. Alles Liebe Wilhelm Ernst.

ThHStA Weimar, Großherzogliches Hausarchiv A XXXIV, Nr. 4, Blatt 120–121

9. Zukunftserwartungen

9.1 Nach der Niederlage

208. Brief von Fritz von Lindenau aus Berlin an Albert Siegel in Jena vom 9. November 1918

Mein lieber Siegel!

[...] Sie haben Recht, die Ereignisse überstürzen sich. Augenblicklich wird Deutschland von einer blödsinnig gewordenen Minderheit vergewaltigt. Bis heute, Sonnabend, mittag war Berlin ganz überraschend ruhig. Aber Kiel, Hamburg u.s.w. sind tief bedauerlich. Dazu der schlechte Ausgang des Krieges. Man schämt sich fast, sich einen Deutschen zu nennen. Ich gebe aber die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht auf.

Meine Frau und Kinder sind wohlauf und grüssen Sie vielmals, ebenso wie

Ihr sehr ergebener v[on] L[indenau]

ThStA Altenburg, Nachlass Fritz von Lindenau, Nr. 441, Bd. 2, F. 141, Bl. 556 (maschinenschriftlich)

209. Feldpostbrief von Siegfried Müller aus Kolberg an Professor Alexander Cartellieri vom 20. November 1918

Kolberg, den 20. Nov[ember] 1918

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Für Ihre höflichen Zeilen danke ich Ihnen von Herzen. Ja, unbedingt müssen wir uns eine bessere Zukunft erarbeiten trotz aller Not und allen Elends jetzt und trotz der bösen Zukunft. Wenn auch scheinbar Unverrückbares gestürzt ist, wir dürfen nicht an der Zukunft verzweifeln. Wie morsch und überlebt das alte System war, zeigt die erstaunliche Schnelligkeit, mit der es zusammenbrach. Wer als einfacher Mann gedient hat und es erlebt hat,

welche Tyrannei die Herrschenden ausübten, welche fast göttliche Verehrung sie forderten, der müßte das bestimmte Gefühl haben, daß einst der Tag kommen würde, an dem der überspannte Bogen brechen würde. Traurig natürlich, tief traurig, daß der Feind von unserer Katastrophe im Inneren solchen Vorteil hat. Aber es war ein dringendes Gebot, Frieden zu schließen. Weiter zu kämpfen wäre, soviel ich sehen konnte, Wahnsinn gewesen. Die feindliche Übermacht war riesengroß, die äußeren und inneren Kräfte unserer Truppen stetig im Sinken, der Zusammenbruch der Front nur noch eine Frage der Zeit. So oder so, an der Front mußte es zum Schluß kommen. Der Himmel freilich weiß, wie wir die nächste Zeit überstehen werden. Aber wir müssen über sie hinwegkommen, wir müssen die Form für den neuen Geist finden, der schon lange im Stillen schlummerte, jetzt aber plötzlich zu Tage trat.

Der gegenwärtige Augenblick ist allerdings peinlich genug in seiner Unbestimmtheit und Verworrenheit. Wir hatten lange in Belgien gesteckt und nur ungenügende Nachricht über die Vorgänge in der Heimat bekommen. [S. 1] Da finden wir uns in Deutschland mit einem Male den Arbeiter- und Soldatenräten gegenüber, und schon hat sich ein ähnliches Ding an unser[e]m Zuge auch gebildet. Zu reformieren gibt's freilich überall, aber die Hauptsache bleibt doch immer, daß jeder einzelne voll seine Pflicht tut. Aber wer will davon etwas wissen? Wenn schon Vorgesetzte es offen ausrufen: „Jetzt sieht doch jeder, wo er bleibt“, kann man es den Mannschaften verargen, wenn sie danach handeln? Aber nein, was wir auf der letzten Fahrt sahen, ist zum Weinen. Deutsche Soldaten plünderten Züge mit Proviant und Bekleidungsstücken und verkauften von dem, was sie nicht mehr mochten; schlimmer noch, sie verkauften an die Belgier Waffen und Munition; so hörten wir's, das andere sahen wir selbst. Dahin ist's gekommen!

Vor kurzem kam ich von einem Spaziergang zurück. Da sah ich im Hafen drei verlassene Torpedoboote. Von einem wehte die rote Flagge. Ein Posten des A[rbeiter]- und S[oldaten]- Rates ge-

stattete das Herumschnüffeln. Dreck, Schmutz, Zerstörung, Demolierung überall, im Maschinenraum Wasser. Da möchte man doch fast verzweifeln. Wie soll das weiter gehen? Wer wird Ordnung schaffen? Es bleibt dabei: Alle, jeder einzelne an seinem Teil muß mithelfen, aus dem Chaos ein Kosmos zu schaffen.

Ihr ganz ergebener Siegfried Müller.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 17, Müller, Nr. 4

210. Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve

**Hans Harhaus (Essen-W.S Ruhr) an Fräulein Else Ermisch
in Frankenhausen am Kyffhäuser vom 11. Dezember 1918**

Liebe Else!

Heute in meine Heimat zurückgekehrt, ereilte mich die Nachricht von dem schmerzlichen Verluste, der Dich und Deine Angehörigen betroffen. Die Nachricht hat mich tief bewegt. Hatte ich mich doch immer gefreut, dass das Schicksal seine segensreiche Hand über Deine lieben Brüder gehalten. Freudiges erlebt man sowohl in der Gegenwart als auch voraussichtlich in der Zukunft nicht mehr. Mögest Du Dich an der allgemeinen Not trösten. Ich lag während der letzten Monate im Lazarett. Meine Augenbeschwerden infolge meiner Verwundung im vorigen Jahre vergrößerten sich. Nach langem Überlegen entschloß ich mich zu einem mir von meinem Arzt vorgeschlagenem Irischnitt mit welchem der Splitter glücklich aus dem Inneren des Auges herausgeholt würde. Leider verschlimmerte sich die Eiterung des Auges, sodaß sechs Tage später dasselbe rausgenommen werden mußte. Ich bin also jetzt nur noch im Besitz eines linken, noch dazu stark weitsichtigen Auges. Du wirst es verstehen, daß bei der allgemeinen Misere oft der Wunsch in mir erwacht war, bei meiner ersten Verwundung [19]15 draußen geblieben zu sein. Ich will nun versuchen hier unterzukommen,

falls man mich noch gebrauchen kann. Es sollte mich nicht wundern, wenn man mich meines Gebrechens wegen nicht nehmen würde und ich gezwungen wäre, auf's Land zu gehen. Habe mich entschlossen, meinen Eltern so gut ich kann, eine Stütze zu sein.

Nun, liebe Else, sei nochmals meines tiefsten Mitempfindens versichert und mehr herzlich begrüßt von Deinem altem Hans

Briefsammlung Grob

**211. Brief von Fritz von Lindenau aus Berlin an
Opernsänger Karl Plattner in München
(zuvor am Theater in Altenburg) vom 10. Januar 1919**

Mein lieber alter Plattner!

[...] Hier in Berlin geht es lustig zu. Gestern wurde eine junge Dame als Passantin vor unserer Fabrik durch zwei Zufallstreffer getötet. Ich selbst war morgens zweimal, nachmittags dreimal im Feuer, und daneben flutet der Verkehr der Gross-Stadt weiter. Abends wird getanzt. Man lebt in den Tag herein: „Einmal noch leben – eh' es vorbei.“ Man denkt an die Französische Revolution, während der man die Nacht durch tanzte und morgens im Ballkleid auf die Gouillotine ging. Heute hat man ja den Eindruck, dass die Regierungstruppen allmählich die Oberhand gewinnen. Von meinen alten Freiwilligen dürfte etwa noch die Hälfte am Leben sein, von diesen aber ein Zehntel nur noch als Krüppel. Mit dem früheren Feld-Regiment 153 kehrten nur noch zwei, darunter Hardenberg als Regiments-Adjutant, in die Heimat zurück.

[...] Mit den besten Wünschen für Ihre Zukunft bin ich Ihr sehr ergebener [Unterschrift fehlt]

ThStA Altenburg, Nachlass Fritz von Lindenau, Nr. 441, Bd. 1, F. 112, Bl. 143 (maschinenschriftlich)

**212. Brief des Kriegsgefangenen Leutnant Walter Krüger
aus dem Officers-Camp Lofthouse Park
(westlich von Wakefield/ England) an Professor
Alexander Cartellieri in Jena vom 17. Februar 1919**

d[en] 17.II.1919

Sehr verehrter Herr Professor!

Es ist mir leider nicht vergönnt gewesen, mit unseren hartgeprüften Regimentern in die Heimat zurückzukehren. Wenige Wochen vor dem Abschluß des Waffenstillstandes am 8. Okt[ober] bin ich mit einer beträchtlichen Anzahl Kameraden von den Thüringischen Regimentern bei Cambay in die Hände der Engländer gefallen und muß nun mein armseliges Dasein im drahtumflochtenen Prisoner Camp fristen. Wie gern weilte ich auch wieder bei meiner Alma mater Jena, wo, wie ich hier vernahm, der studentische Betrieb vielleicht wieder auf alter Höhe vor sich geht. Wir wissen kaum, wie es in unserem lieben Vaterland aussieht. Es war für uns nun um so furchtbarer, diesem gewaltigen Umschwung so untätig hier zusehen zu müssen. Gewaltiges Historisches hat sich in der kurzen Spanne Zeit zugegetragen, wenn wir es nur nicht am eigenen Leibe spüren müßten, wir mit unserer großen Vergangenheit.

Es wird uns schwer werden, uns in all das Neue zu finden.

Doch wir sind fest entschlossen, nicht zu verzagen. Gearbeitet wird hier kolossal. Da mir zu einem geeigneten Fachstudium das Material fehlt, habe ich mich auf die Sprachen geworfen und habe mich viel mit Ital[ienisch], Spanisch, Englisch und Französisch beschäftigt.

Hoffentlich winkt uns bald die Heimat. Mit den besten Grüßen verbleibe ich Ihr ergebener Walter Krüger.

ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 12, Krüger, Nr. 3

**213. Brief von Kurt Berschmann an Rudolf Hoyer in
Altenburg vom 12. November 1919**

Mein lieber Rudolf Hoyer!

[...] Sehr wehe tat es uns, als wir bei der Heimkehr unser schönes Vaterland so wiederfinden mussten. Wir hatten es uns gewiss schlimm ausgemalt, aber eine derartige Unvernunft und Ziellosigkeit, auch Zügellosigkeit, besonders bei der Jugend, vorzufinden, hätte keiner erwartet. Als wir in Emden anlegten



Nachlass Macholett

*Hermann Macholett,
1915*

und es ertönte zum ersten Male „Deutschland, Deutschland, über alles“, wie haben wir frohlockt und gejubelt. Jetzt habe ich nur einen kleinen Einblick gewonnen und ich frage mich, woher nimmt man den Mut überhaupt noch zu singen. Hoffentlich kommt bald ein Umschwung zur Besserung.

Hoffentlich können wir uns bald einmal sehen und sprechen, man klönt so gern von gemeinsam verlebten Stunden im Felde. Es war doch ein wunderbarer Krieg, nur mußte er anders auslaufen. Bitte schreibe mir, was Du noch wünschst, ich bin zu allem gern bereit.

Treudeutsche Grüsse, Dein alter Freund Kurt Berschmann.

ThStA Altenburg, Nachlass Fritz von Lindenau, Nr. 439, Bd. 1, F. 2, Bl. 20 (handschriftliche Abschrift)



Nachlass Macholett

*Rosa Macholett
mit Albert vor dem
Wohnhaus in
Gießübel, 1915*

9.2 Perspektiven im Hinblick auf die eigene Familie bzw. das private Lebensumfeld

214. Feldpostbrief von Hermann Macholett aus Frankreich (Somme) an seine Ehefrau Rosa in Gießübel vom 2. Juni 1918

Liebe Rosa!

[...] Habe Albert auch schon heute eine Karte geschrieben, auf der ich ihn lobe, weil er Laub sammelt. Aber nicht nur Buchenlaub, sondern jedes andere wird auch angenommen. Besonders Ahorn ist gut, weil es sich schnell sammelt. Das getrocknete Laub soll als Heu für kommenden Winter verwendet werden (Heerespferde). Die Mark, die sich nun Albert vielleicht verdient, lasse ihn für sein Sparbuch anlegen. Das macht ihm Eifer zum Sparen, zu letzterem man überhaupt den Kindern frühzeitig den Sinn wecken muß; nicht nur allein deshalb, weil die kommende Zeit für uns und unsere Kinder, wenn nicht noch weiter gerechnet, eine schwere sein wird. Es ist berechnet worden, daß von der ungeheuren deutschen Schuldenlast zur Tilgung der Zinsen ohne Kreditabtragung auf jeden werktätigen Mann jährlich über tausend Mark kommen. Schöne Aussichten, wenn man nicht mal soviel jährlich verdient. Kindeskinde haben an diesem Unglück noch zu tragen. Es werden ja einmalige große Vermögensabgaben gefordert werden, aber es wird noch soviel übrig bleiben zu zahlen, daß man sich seiner Haut nicht zu wehren weiß. Zum eigenen Interesse müssen also Kinder zur Sparsamkeit angehalten werden. Wenn sich Albert auch sträubt, er muß in bezüglich Kleidung wie überhaupt etwas auf sich halten (eigen werden). Etwas Stolz schadet da nicht. Hört er nicht und schont nichts, so züchtige ihn. Die Zeiten sind nicht zum Verschleudern. Geflickt schadet nicht, aber sauber muß alles immer sein, Kleidung und der ganze Kerl. Halte ihm nur die Hosen kurz. In Brüssel liefen damals (voriges Jahr) die Jungen im Winter herum mit kurzen Strümpfen und Hose, die lange nicht bis

ans Knie reichte, so daß fast das ganze Bein frei war. Waren aber Kinder aus wohlhabenden Familien. [...] Herz[liche] Grüße an Alle Dein Hermann.

Familiennachlass Macholett

10. Anhang

10.1 Anmerkungen

- 1 Vgl. hierzu ausführlich: Ulrich: Die Augenzeugen (1998).
- 2 Vgl. etwa die in mehreren Auflagen erschienenen Editionen von Witkop, z. B. ders.: *Kriegsbriefe gefallener Studenten* (1928, erste Auflage unter dem Titel *Kriegsbriefe deutscher Studenten aus dem Jahr 1916*). – Dazu: Hettling/Jeismann: *Der Weltkrieg als Epos* (1993).
- 3 Vgl. Krumeich: *Kriegsgeschichte im Wandel* (1993).
- 4 Ebenda, S. 17.
- 5 Vgl. Knoch (Hg.): *Kriegsalltag* (1989).
- 6 Vgl. Wette (Hg.): *Krieg des kleinen Mannes* (1992).
- 7 Vgl. Ulrich/Ziemann: *Frontalltag* (1994).
- 8 Vgl. Latzel: *Deutsche Soldaten* (2/2003).
- 9 Vgl. hierzu Thüringen im und nach dem Weltkrieg (2 Bde) (1919, 1921), das freilich nach dem Duktus der damaligen Zeit geschrieben worden ist.
- 10 Zur Mentalität korporierter Studenten im Ersten Weltkrieg vgl. Wiedenhoff: *Kontinuitäten korporierter Mentalität* (1997), S. 189–207.
- 11 Steinbach/Dathe (Hg.): *Die Tagebücher von Alexander Cartellieri* (erscheint 2009). Zu Cartellieri siehe auch Steinbach: *Des Königs Biograph* (2001).
- 12 Hintergrundinformationen zu Ereignissen, Personen und Sachverhalten entnehmen die Herausgeber insbesondere: Hirschfeld/Krumeich/Renz (Hg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (2003).
- 13 Vgl. Heumann: *Feldpostbriefe* (2005).
- 14 Vgl. dazu: Latzel: *Feldpostbriefe* (2003), S. 473–475.
- 15 Die Feldpostbriefsampler in Deutschland sind zu meist in dem Verein „Arbeitsgemeinschaft Deutsche Feldpost 1914-1918, e.V.“ organisiert. Dieser Verein zielt nach eigenen Angaben darauf ab, im großen Stil Feldpostsammlungen aufzubauen und das Objekt Feldpost intensiv zu erforschen. Vgl. Anderson: *Die deutsche Feldpost* (2000), S. 201.
- 16 Es soll nicht unerwähnt sein, dass auch schon vor 1914 Feldpostbriefe und -karten von Teilnehmern anderer Kriege, wie 1870/71, gesammelt worden sind.
- 17 Witkops Editionen von *Studentenbriefen aus dem Feld* zählen zu den bekanntesten *Kriegsbriefeditionen*, die während und nach dem Krieg in größerer Zahl erschienen sind. Siehe unter anderem: Witkop (Hg.): *Kriegsbriefe gefallener Studenten* (1928 u. a.).
- 18 Brandt: *Kriegssammlungen* (1993), S. 241–258.
- 19 Ebd., S. 241.
- 20 Vgl. Reimann: *Die heile Welt* (1997), S. 129; [www.wlb-stuttgart.de/sammlungen/bibliothek-fuer-zeitgeschichte/bestand/sondersammlungen/zeit-der-weltkriege/lebensdokumente/](http://www.wlb-stuttgart.de/sammlungen/bibliothek-fuer-zeitgeschichte/bestand/sondersammlungen/zeit-der-weltkriege/lebensdokumente/(letzter_Zugriff: Juli 2008))(letzter Zugriff: Juli 2008).
- 21 Siehe: Korte: *Das Kriegsarchiv* (1920), Bd. 1, S. 458.
- 22 Siehe: Latzel: *Deutsche Soldaten* (2.2000), S. 20–21; Mohrmann: *Sammlung von Feldpostbriefen* (1989), S. 25–39.
- 23 Siehe: www.archive-in-thueringen.de (letzter Zugriff: August 2007).
- 24 Zum *Freiwilligenkorps* siehe: Thüringen im und nach dem Weltkrieg, Bd 1, (1921), S. 261–262.

- ²⁵ Ebenda, S. 75–102. Zur Rolle des Großherzogs im Ersten Weltkrieg siehe auch: Post: Anfang vom Ende, S. 475–498.
- ²⁶ Siehe zur Person Walter Flex: Burg: Ein Thüringischer Kriegsdichter (1921), S. 453–456; Ulbricht: Mythos vom Heldentod (1986/87), S. 111–156; Die Nachlässe und Sammlungen zum Dichter Walter Flex und seiner Familie, bearbeitet von Bernd Jeschonnek und Reinhold Brunner, Eisenach 1999, hier S. 3f.
- ²⁷ Siehe: Heumann: Feldpostbriefe (2005). Bei diesem Titel handelt es sich um eine sehr anschauliche und detailreiche Darstellung der Kriegserlebnisse des Hermann Macholett sowie der Lebensbedingungen seiner Familie während dieser schweren Zeit anhand von Kriegsbriefauszügen.
- ²⁸ Vgl. Ulrich/Ziemann (Hg.): Frontalltag (1994), S. 48 f.
- ²⁹ Vgl. ebenda, S. 85 f.
- ³⁰ ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 3 – Feldpostbrief des Kassenassistenten und Buchhalters Harry Wagner vom 13. März 1916. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ³¹ Stadtarchiv Eisenach, 40/2, Nachlass Flex, A 1.2.1 – Feldpostbrief von Walter Flex an seine Eltern vom 29. August 1915. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ³² Vgl. Jahr: Gewöhnliche Soldaten (1998); Bröckling/Sikora (Hg.): Armeen und ihre Deserteure (1998).
- ³³ Vgl. Ulrich/Ziemann (Hg.): Frontalltag (1994), S. 151–153.
- ³⁴ Vgl. ebenda, S. 161–165.
- ³⁵ Vgl. hierzu ausführlich Jürgs: Der kleine Frieden (2003).
- ³⁶ Vgl. ebenda.
- ³⁷ Vgl. Ulrich/Ziemann (Hg.): Frontalltag (1994), S. 153–159, 166 f.
- ³⁸ ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 23 – Feldpostbrief vom Angestellten Willy Pfister (Westfront) vom 5. Dezember 1915. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ³⁹ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 5, Bischoff, Nr. 7 und 7a – Feldpostbrief von Ernst Bischoff aus Szpitalgary (Ostfront) vom 21. Dezember 1914. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁴⁰ Ebenda.
- ⁴¹ Briefsammlung Wilhelm – Feldpostbrief von Kurt Wilhelm aus Augustow an seine Eltern in Rudolstadt vom 14. April 1915. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁴² Stadtarchiv Eisenach 40/2, Nachlass Flex, A 1.2.1 – Feldpostkarte von Walter Flex von der Westfront (Seuzy) an seine Eltern von Oktober 1914. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁴³ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 8, Heß, Nr. 20 – Feldpostbrief von Leutnant Ewald Heß aus St. Hilaire vom 17. Oktober 1915. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁴⁴ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 12, Lampe, Nr. 4 – Feldpostbrief vom Unteroffizier Karl Lampe aus Bapaume vom 13. Februar 1916. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁴⁵ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 19, Stück, Nr. 5 – Feldpostbrief von Walter Stück von der Westfront vom 13. November 1915 (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁴⁶ Vgl. Ulrich/Ziemann (Hg.): Frontalltag (1994), S. 117–124.
- ⁴⁷ Vgl. Ulrich: „... als wenn nichts geschehen wäre“ (1993), S. 117f.
- ⁴⁸ Vgl. Ulrich/Ziemann (Hg.): Frontalltag (1994), S. 79.

- ⁴⁹ Vgl. Ulrich: „... als wenn nichts geschehen wäre“ (1993); Ulrich/Ziemann (Hg.): Frontalltag (1994), S. 81–83, 94 f., sowie ausführlich den Sammelband Eckart/Gradmann (Hg.): Die Medizin (1996).
- ⁵⁰ Vgl. Ulrich: „... als wenn nichts gewesen wäre“ (1993), S. 115–129.
- ⁵¹ Zu den seelischen Auswirkungen des Krieges und den betreffenden Behandlungsmethoden siehe Ulrich/Ziemann (Hg.): Frontalltag (1994), S. 102–109.
- ⁵² Vgl. dazu die erschütternde Beschreibung vom Sterben der Soldaten in den Granatrichtern und der Kriegswirklichkeit z. T. viele Kilometer hinter der Front in Bataillons-, Divisions- und Armeestäben sowie im Großen Hauptquartier der Obersten Heeresleitung in dem Roman von Plievier: Der Kaiser ging (1984), S. 23–27.
- ⁵³ Vgl. Ulrich/Ziemann (Hg.): Frontalltag (1994), S. 122–124, 136 f., 146–149, 193.
- ⁵⁴ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 14, Malsch, Nr. 1a, 4 – Feldpostkarte und Feldpostbrief von Luftschiffer R. Malsch von der Wetterwarte Fichtelberg vom 19. März und 30. August 1916. (Karte und Brief wurden nicht übernommen.)
- ⁵⁵ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 14, Malsch, Nr. 4 – Feldpostbrief von Luftschiffer R. Malsch von der Wetterwarte Fichtelberg vom 30. August 1916. (Brief wurden nicht übernommen.)
- ⁵⁶ Vgl. Ulrich/Ziemann (Hg.): Frontalltag (1994), S. 171–173, 201.
- ⁵⁷ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 12, Lamprecht, Nr. 1 – Feldpostbrief von Herbert Lamprecht aus Shrewsbury (England) vom 6. Februar 1915. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁵⁸ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/1, Briefe an Cartellieri A-Z, Fritz Schneider, Nr. 14 – Feldpostbrief von Fritz Schneider aus Volterra (Italien) vom 9. April 1916. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁵⁹ ThHStA Weimar, Familiennachlass Sckell Nr. 225 – Feldpostbrief des Landsturmmannes Ludwig Sckell aus Neuville an seinen Vater vom 25. Mai 1917. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁶⁰ Briefsammlung Wilhelm Nr. 99 – Feldpostkarte von H. Weidensee an Rudolf Wilhelm vom 18. Juli 1915. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁶¹ Briefsammlung Wilhelm Nr. 155/1 und 155/2 – Kondolenzschreiben vom 16. Februar 1916 und Todesanzeige.
- ⁶² ThStA Rudolstadt, Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen, 8 – Feldpostbrief von Hauptmann Stamm (Champagne) vom 31. Dezember 1915. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁶³ Vgl. Latzel: Deutsche Soldaten (2.2000), S. 31–35.
- ⁶⁴ Knoch: Kriegsalltag (1989), S. 223, 227.
- ⁶⁵ Lipp: Heimatwahrnehmung (1997), S. 241.
- ⁶⁶ Vgl. Ulrich/Ziemann (Hg.): Frontalltag (1994), S. 114–116.
- ⁶⁷ Vgl. Zweig: Die Welt von Gestern (1955), S. 207.
- ⁶⁸ Remarque: Im Westen nichts Neues (1984), S. 168–170.
- ⁶⁹ Ebenda, S. 170.
- ⁷⁰ ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera, Nr. 3 – Feldpostbrief des Kassenassistenten und Buchhalters Harry Wagner aus Marburg vom 20. April 1915. Wagner zahlte insgesamt 100,- Mark in Gold ein und erhielt dafür fünf Tage zusätzlichen Urlaub. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁷¹ Unternehmensarchiv der Schott JENAer GLAS GmbH, Briefsammlung Schott/Eden, BJ 1915/28, Brief vom 27. April 1915.
- ⁷² Vgl. Ulrich/Ziemann (Hg.): Frontalltag (1994), S. 53.
- ⁷³ Zur Wertung des Krieges durch die Soldaten des Ersten und Zweiten Weltkrieges vgl. Latzel: Deutsche Soldaten (2.2000), S. 284 ff.

- ⁷⁴ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 8, Heß, Nr. 10a – Feldpostbrief vom Leutnant der Reserve Ewald Heß aus dem Feldlazarett in Dompierre vom 26. März 1915. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁷⁵ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 12, Krüger, Nr. 1 – Feldpostbrief des Vizewachtmeisters Walter Krüger von der Westfront vom 29. September 1917. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁷⁶ Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Band 1 – Feldpostbrief des Reservisten Karl Frenzel aus Lesbeufs an die Eltern und Geschwister vom 11. Januar 1915. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁷⁷ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/12, Mappe 11, Rötting, Nr. 16 – Feldpostbrief des Gefreiten Fritz Rötting von der Ostfront vom 4. Februar 1917. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁷⁸ Zur Rolle der Kirchen vgl. ausführlich am Beispiel Freiburgs Geinitz: *Kriegsfurcht* (1998), S. 184–238.
- ⁷⁹ Vgl. Ulrich/Ziemann (Hg.): *Frontalltag* (1994), S. 109–113.
- ⁸⁰ Ulrich/Ziemann (Hg.): *Frontalltag* (1994), S. 77–79.
- ⁸¹ Zur Julikrise vgl. Geiss: *Juli 1914* (3.1986); Meyer-Arndt: *Die Julikrise 1914* (2006).
- ⁸² Vgl. Geinitz: *Kriegsfurcht* (1998), 141–144.
- ⁸³ Vgl. Verhey: *Der „Geist von 1914“* (2000); Geinitz: *Kriegsfurcht* (1998), S. 99–183.
- ⁸⁴ Zur Rolle der SPD im August 1914 und im weiteren Verlauf des Ersten Weltkrieges vgl. Miller: *Burgfrieden* (1974), Kruse: *Krieg und nationale Integration* (1993).
- ⁸⁵ Vgl. die Unterschriftenaktion der sozialdemokratischen „Münchener Post“ im Jahr 1917 für einen „sofortigen Frieden“, an der sich auch viele Frontsoldaten beteiligten. – Ulrich/Ziemann (Hg.): *Frontalltag* (1994), S. 169 f.
- ⁸⁶ Vgl. auch ebenda, S. 184.
- ⁸⁷ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 19, Seyffarth, Nr. 10 – Feldpostbrief von Unteroffizier Karl Seyffarth vom 22. April 1918. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁸⁸ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 19, Seyffarth, Nr. 11 – Feldpostbrief des Unteroffiziers Karl Seyffarth (Westfront) vom 6. Juni 1918. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁸⁹ Vgl. Ulrich/Ziemann (Hg.): *Frontalltag* (1994), S. 166 ff.
- ⁹⁰ Ebenda, S. 178.
- ⁹¹ ThULB Jena, Nachlass Bulling VIII/1, A–D, Bl. 3–4 – Schreiben von Professor Brandis an Kommerzienrat Bulling in Ilmenau vom 11. Januar 1915. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁹² Briefsammlung Wilhelm, Nr. 113 – Feldpostbrief von Kurt Wilhelm an die Eltern in Rudolstadt vom 22. September 1915. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁹³ ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/2, Mappe 11, Rötting, Nr. 32 – Feldpostbrief von Fritz Rötting aus Jüterbog vom 30. Oktober 1918. (Brief wurde nicht übernommen.)
- ⁹⁴ Hans Bucky fiel am 22. Dezember 1914.
- ⁹⁵ William Jennings Bryan, amerikanischer Staatssekretär des Auswärtigen.
- ⁹⁶ Theodore Roosevelt (1858–1919), Präsident der USA von 1901 bis 1909.
- ⁹⁷ Woodrow Wilson (1856–1924), Präsident der USA von 1913 bis 1921.
- ⁹⁸ Handschriftlicher Vermerk mit Zusatz „Brief an die Firma Kaertner & Toebelmann von einem Geschäftsfreund aus Buenos-Aires! Stadtrat Gensel“.
- ⁹⁹ Hipolito Irigoyen. Unter seiner Präsidentschaft blieb Argentinien während des Ersten Weltkrieges neutral.

- ¹⁰⁰ Bei Laon erfolgte wegen eines französischen Angriffes die Evakuierung der Zivilbevölkerung.
- ¹⁰¹ Paul von Beneckendorff und von Hindenburg (1847–1934), preußischer Generalfeldmarschall, 1914–1916 Oberbefehlshaber der Truppen an der Ostfront, anschließend Chef des Generalstabs des Feldheeres.
- ¹⁰² Nikolaj Nikolajewitsch (der Jüngere; 1856–1929), Großfürst von Rußland, 1914–1915 Höchstkommandierender aller russischen Land- und Seestreitkräfte, bis 1917 Oberbefehlshaber der Kaukasusfront.
- ¹⁰³ Text auf mehrere Feldpostkarten geschrieben.
- ¹⁰⁴ Heinrich von Treitschke (1834–1896), nationalistischer Historiker, Vertreter des preußisch-deutschen Reichsgedankens (Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert).
- ¹⁰⁵ Wilhelm (1882–1951), Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.
- ¹⁰⁶ Wilhelm II. (1859–1941), deutscher Kaiser und König von Preußen (1888–1918).
- ¹⁰⁷ Wilhelm, (1882–1951) Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.
- ¹⁰⁸ Wilhelm II. (1859–1941), deutscher Kaiser und König von Preußen (1888–1918).
- ¹⁰⁹ Ohne Datum und Anrede.
- ¹¹⁰ Peter Paul Rubens (1577–1640), flämischer Maler.
- ¹¹¹ Anthonis van Dyck (1599–1641), flämischer Maler, Schüler von Rubens.
- ¹¹² Wilhelm II. (1859–1941), deutscher Kaiser und König von Preußen (1888–1918).
- ¹¹³ Ferdinand I. (1861–1948), Zar von Bulgarien (1887–1918), im Ersten Weltkrieg an der Seite der Mittelmächte.
- ¹¹⁴ Erich Ludendorff (1865–1937), preußischer General, 1914–1916 Stabschef Hindenburgs an der Ostfront und anschließend an der Seite Hindenburgs Erster Generalquartiermeister im Generalstab des Feldheeres.
- ¹¹⁵ Leo (Lew) Dawidowitsch Trotzki (eigentlich Leib Bronshtein) (1879–1940), radikaler russischer Sozialist und mit Lenin Führer der Revolution von 1917; Volkskommissar des Äußeren und Leiter der sowjetischen Delegation bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk.
- ¹¹⁶ Paul von Beneckendorff und von Hindenburg (1847–1934), preußischer Generalfeldmarschall, 1914–1916 Oberbefehlshaber der Truppen an der Ostfront, anschließend Chef des Generalstabs des Feldheeres.
- ¹¹⁷ Leo (Lew) Dawidowitsch Trotzki (eigentlich Leib Bronshtein) (1879–1940), radikaler russischer Sozialist und mit Lenin Führer der Revolution von 1917; Volkskommissar des Äußeren und Leiter der sowjetischen Delegation bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk.
- ¹¹⁸ Richard von Kühlmann (1873–1948), 1917–1918 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, deutscher Vertreter bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk und später mit Rumänien.
- ¹¹⁹ Ottokar Graf Czernin von und zu Chudenitz (1872–1932), 1916–1918 österreichischer Außenminister.
- ¹²⁰ Max Hoffmann (1869–1927), preußischer General, ab 1916 Chef des Generalstabes des Oberbefehlshabers Ost in Nachfolge Ludendorffs, Vertreter der Obersten Heeresleitung bei den Friedensverhandlungen mit Rußland in Brest-Litowsk.
- ¹²¹ Max Hoffmann (1869–1927), preußischer General, ab 1916 Chef des Generalstabes des Oberbefehlshabers Ost in Nachfolge Ludendorffs, Vertreter der Obersten Heeresleitung bei den Friedensverhandlungen mit Rußland in Brest-Litowsk.
- ¹²² Philipp Scheidemann (1865–1939), seit 1913 einer der drei Vorsitzenden der SPD-Reichstagsfraktion, seit Oktober 1917 neben Friedrich Ebert Parteivorsitzender der SPD; Oktober 1918 Eintritt in die Regierung Max' von Baden als Staatssekretär ohne Geschäftsbereich; Ausrufung der Republik am 9. November 1918; von Februar bis Juni 1919 erster Ministerpräsident der Weimarer Republik.

- ¹²³ Hans Delbrück (1848–1929), deutscher Historiker und Publizist. Befürworter eines Verständigungsfriedens.
- ¹²⁴ Richard von Kühlmann (1873–1948), 1917–1918 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, deutscher Vertreter bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk und später mit Rumänien.
- ¹²⁵ 19. Juli 1917: Friedensresolution des Reichstages.
- ¹²⁶ Woodrow Wilson (1856–1924), Präsident der USA von 1913 bis 1921. Wilson hatte Anfang 1918 ein 14-Punkte-Friedensprogramm vorgelegt, das u. a. das Selbstbestimmungsrecht der Völker, Demokratie und Abrüstung einforderte.
- ¹²⁷ Otto von Bismarck (1815–1898), Kanzler des Deutschen Reiches (1871–1890).
- ¹²⁸ Stahldynastie und Weltkonzern in Essen, von 1909 bis 1943 geleitet von Gustav Krupp von Bohlen und Halbach (1870–1950).
- ¹²⁹ Drei Tage später gefallen.
- ¹³⁰ Meint wohl Eberhard Zschimmer, einen Bekannter von Theis Eden.
- ¹³¹ Paul von Beneckendorff und von Hindenburg (1847–1934), preußischer Generalfeldmarschall, 1914–1916 Oberbefehlshaber der Truppen an der Ostfront, anschließend Chef des Generalstabs des Feldheeres.
- ¹³² Franz Joseph I. (1830–1916), Kaiser von Österreich seit 1848 und König von Ungarn seit 1867.
- ¹³³ Gottlieb von Jagow (1863–1935), 11.1.1913–22.11.1916 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes.
- ¹³⁴ Datum laut Poststempel.
- ¹³⁵ Wladimir Iljitsch Lenin (eigentl. Wladimir Iljitsch Uljanow; 1870–1924): führender Kopf der russischen Oktoberrevolution im Jahr 1917.
- ¹³⁶ Gemeint ist die Forderung Philipp Scheidemanns (s.o.) nach einem „Verständigungsfrieden“ ohne Kriegsentschädigungen und Annexionen.
- ¹³⁷ Wilhelm II. (1859–1941), deutscher Kaiser und König von Preußen (1888–1918).
- ¹³⁸ Erich Ludendorff (1865–1937), preußischer General, 1914–1916 Stabschef Hindenburgs an der Ostfront und anschließend an der Seite Hindenburgs Erster Generalquartiermeister im Generalstab des Feldheeres.
- ¹³⁹ Aus einer Feldpostkarte von Ewald Heß an Professor Cartellieri vom 18. April 1915 geht hervor, dass er am 16. April das Eiserne Kreuz erhalten hat.
- ¹⁴⁰ Schlecht lesbar, da das Original an dieser Stelle gelocht wurde.
- ¹⁴¹ Vgl. Transkriptionsempfehlungen des Arbeitskreises „Editionsprobleme der Frühen Neuzeit“, in: Jahrbuch der Historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, Berichtsjahr 1980, Stuttgart 1981, S. 85–96; Hans Wilhelm Eckhardt, Gabriele Stüber, Thomas Trumpp: „Thun kund und zu wissen jedermanniglich“. Paläographie – Archivalische Textsorten – Aktenkunde, Köln 1999, S. 26–32; Johannes Schulze: Richtlinien für die äußere Textgestaltung bei Herausgabe von Quellen zur neueren deutschen Geschichte, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 98 (1962), S. 1–11.

10.2 Transkriptionsrichtlinien¹⁴¹

I. Anordnung der Briefe und Gestaltung der Kopfzeile

1. Die Briefe und Postkarten werden innerhalb einer Systematik ediert.
2. Alle Dokumente werden folglich durchgehend und in arabischer Zählung nummeriert. Die Lage der betreffenden Nummer befindet sich in der Kopfzeile vor der Bezeichnung des betreffenden Dokumentes.
3. Jedes Dokument wird durch eine Kopfzeile eingeleitet. Bestandteile der Kopfzeile sind: Art des Dokumentes (Feldpostbrief, Feldpostkarte, u. a.), Name des Absenders, Ort der Ausstellung, Empfänger, Ort des Empfängers, Datum. Von der Textanordnung der Vorlage kann abgewichen werden. Monatsnamen werden in der Kopfzeile stets ausgeschrieben, also „1. Mai“ statt „1.5.“ oder „1.V.“
4. Personennamen in der Kopfzeile werden ohne Anrede (Herr, Frau, Fräulein u. a.), aber mit Titel (Professor, Dr., Geheimrat u. a.), sozialen Stand (Unternehmer u. a.) oder militärischen Grad (Gefreiter, Unteroffizier u. a.) angegeben.
5. In der Kopfzeile zum jeweiligen Dokument werden als Empfänger des Briefes bzw. der Postkarte lediglich diejenige Person bzw. die Personen aufgeführt, die auf den Umschlägen oder Karten als Adressaten auftreten. Die genannten Personen in der jeweiligen Anrede zum Briefftext dienen nur dann zur Orientierung, wenn das betreffende Briefcouvert nicht überliefert ist.
6. Die Datumsangabe in der Kopfzeile richtet sich zunächst nach der betreffenden Angabe im Brief selbst. Sollten dort entsprechende Hinweise fehlen, richtet sich das Datum nach dem betreffenden Poststempel.
7. Die genaue Quellensignatur wird jeweils direkt unterhalb des Textauszuges angegeben.

II.1 Textwiedergabe

8. Die transkribierten Texte werden im Vergleich zum Original nicht zeilengetreu ediert.
9. Richtschnur der transkribierten Dokumente ist nicht die heute gültige Rechtschreibung, sondern die Rechtschreibung der betreffenden Schreiber. Gewohnheitsmäßige Abweichungen bzw. Vorlieben vor und nach der Rechtschreibreform von 1901 werden, auch wenn orthographisch falsch, übernommen und nicht vereinheitlicht. Dies betrifft insbesondere den Gebrauch von „ss“ statt „ß“ („Grüsse“).
10. Groß- und Kleinschreibung richten sich nach Möglichkeit nach der Vorlage.
11. Dagegen wird die Anredeform stets vereinheitlicht und groß geschrieben („Sie“, „Du“).
12. Ein Komma nach der Anrede und direkt anschließende Großschreibung wird nicht übernommen. In solchen Fällen schließt die Anrede mit einem Ausrufezeichen ab. Danach folgt Großschreibung. Ein Komma nach der Anrede bei nachfolgender Textauslassung bleibt bestehen, wenn der ausgelassene Textabschnitt nicht mit einem vollständigen Satz begann.
13. Die Zusammen- und Getrenntschreibung von Wörtern richtet sich weitgehend nach der Vorlage. Silbentrennungen am Zeilenende werden nicht unbedingt übernommen, da eine zeilengetreue Edition nicht angestrebt wird.
14. Erstrebt wird nach Möglichkeit eine buchstabengetreue Wiedergabe des Textes. Offensichtliche Schreibfehler, die nicht durch eckige Klammern behoben werden können, werden durch ein < [sic!] > unmittelbar hinter dem betreffenden Wort kenntlich gemacht.
15. Offensichtliche Zerschreibungen werden stillschweigend verbessert.
16. Offensichtliche Flüchtigkeitsfehler werden stillschweigend verbessert, z. B. „könnt“ statt „konnt“, „Küssen“ statt „Kussen“ u. a.

17. Streichungen und Verbesserungen im Text, auch Streichungen von Silben und Verbesserungen einzelner Worte werden im Allgemeinen stillschweigend, also ohne Kommentar, übernommen. Kommentiert wird dies lediglich, wenn die gestrichene Passage für den Leser von Interesse sein könnte.
18. Zusätze und Einfügungen im Text, Ergänzungen am Rand werden stillschweigend übernommen.
19. Hervorhebungen im Original (Sperrung, andere Schriftart) werden nach Möglichkeit berücksichtigt und durch Endnoten kenntlich gemacht. Ausgenommen von dieser Regelung sind Personen- und Ortsnamen.
20. Unterstreichungen werden nicht übernommen.
21. Die Fließrichtung des Textes im Original (etwa Weiterführung von Textpassagen am Rand) ist für die Transkription unerheblich und wird nicht kommentiert.
22. Absätze im Original können bei der Transkription übernommen werden.
23. Es können allerdings noch zusätzlich Absätze gesetzt werden, wenn dies sinnvoll erscheint.
24. Leerzeilen im Text werden nicht übernommen.
25. Unterschieden wird – wenn sinnvoll – zwischen vorgedruckten und handschriftlichen Passagen.
26. Wird ein Text von mehreren Schreibern verfasst, so erfolgt die Kennzeichnung der betreffenden Passagen durch einen Endnotenkommentar (vgl. Punkt 50).
27. Die Schriftart des betreffenden Textes („Deutsche Schrift“ u. a.) wird nach Möglichkeit nicht angezeigt. Allgemeine Hinweise im Hinblick auf diesbezügliche Besonderheiten einzelner Schreiber finden sich in der Einleitung zu diesem Buch.
28. Die Nummerierung der jeweiligen Dokumentenseite wird bei der Transkription in eckigen Klammern angegeben, und zwar einheitlich nach dem letzten übernommenen Wort auf der betreffenden Seite, also z. B. [S. 2],

oder auch innerhalb einer Silbentrennung. Die Seitenangabe hinter der Grußformel kann entfallen.

II.2 Zahlen

29. Grundzahlen von 1 bis 12 sowie Bruchzahlen werden stillschweigend ausgeschrieben, sofern sie nicht Uhrzeiten betreffen. Der unbestimmte Artikel wird stets ausgeschrieben. Es muss also heißen: „eine Gewichtsangabe“ statt „1 Gewichtsangabe“, aber: „20 Min[uten] nach 3 [Uhr]“ statt „20 Minuten nach drei [Uhr]“.
30. Punkte nach Grundzahlen werden fortgelassen, fehlende Punkte nach Ordnungszahlen hinzugefügt.
31. Jahresangaben werden, falls notwendig, komplettiert, also z. B.: [19]17.
32. Römische Zahlen, etwa als Monatsbezeichnung im Text oder bei Aufzählungen, werden übernommen.
33. Hochgestellte Zahlen bei der Angabe von Uhrzeiten werden nicht übernommen. Es muss folglich heißen: 9.30 Uhr.
34. Bruchzahlen werden ausgeschrieben: ein Zehntel statt $1/10$; halb 4 Uhr statt $1/2$ 4 Uhr.

II.3 Abkürzungen und Klammern

35. Erläuterungen der Herausgeber im Text werden in eckige Klammern gesetzt.
36. Ergänzungen in eckigen Klammern sind dann verfasst in der Schreibweise des betreffenden Schreibers, also z. B. „Grüsse“ statt „Grüße“, „Strasse“ statt „Straße“, wenn dies die vom Schreiber favorisierte Schreibweise ist.
37. Auslassungen werden in eckige Klammern gesetzt, also: [...].
38. Klammerzeichen der Vorlage werden ausnahmslos durch runde Klammern wiedergegeben.
39. Abkürzungen werden in der Regel in eckigen Klammern ergänzt. Dies gilt etwa für Abkürzungen zu militärischen Dienstgraden und Einheiten.

40. Gängige Abkürzungen (bzw., bezw., d.h., etc., u., u.a., u.a.m., usf., usw. v.a., z.B.), mit Ausnahme von Gewichts- und Längenmaßen sowie Währungsangaben (vgl. Punkt 45), bleiben erhalten. Stillschweigend ausgeschrieben werden: EW. (Eure/EuerFr. (Frau), Frl. (Fräulein), St. bzw. Std. (Stunde[n]), z.T. (zum Teil), z.Z. bzw. z.Zt. (zur Zeit). Alle anderen Abkürzungen werden mit Hilfe eckiger Klammern aufgelöst, also z. B. Sept[ember].
41. Abkürzungszeichen, die ein „und“ bezeichnen (z. B. &), werden stets stillschweigend ausgeschrieben.
42. Das allgemeine Abkürzungszeichen wird stillschweigend aufgelöst.
43. Die Bezeichnung „bis“ wird nicht durch einen Binde- oder Gedankenstrich gekennzeichnet, sondern ausgeschrieben.
44. Dopplungsstriche werden stillschweigend aufgelöst. Ebenso verhält es sich beim Fehlen eines Dopplungsstriches, da dies als Flüchtigkeitsfehler gewertet wird.
45. Abkürzungen bei Gewichts- oder Längenmaßen (kg, m, km u. a.) sowie Währungsangaben (M, MK, Pf.) werden stillschweigend aufgelöst.

II.4 Zeichensetzung

46. Die Interpunktion des Originals wird nach Möglichkeit übernommen. Zu beachten ist: Semikola ziehen Kleinschreibung nach sich. Entgegenstehende Schreibweisen und falsch gesetzte und fehlende Kommata werden stillschweigend verbessert. Erfolgt die Kennzeichnung und Ordnung von Satzteilen in zu starkem Maße durch Kommata, können diese auch durch Semikola oder Punkte ersetzt werden, um den Text verständlicher zu machen.
47. Falsche Satzzeichen werden stillschweigend verbessert, auch wenn dies Auswirkungen auf die Struktur eines Satzes hat.

II.5 Endnoten

48. Erläuterungen, Kommentare und Anmerkungen zu den einzelnen Dokumenten, Textpassagen, Begrifflichkeiten u. a. erfolgen durch einen Endnotenapparat.
49. Weiterführende, sachliche Hinweise, Hintergrundinformationen u. a. zum Text sowie textkritische Anmerkungen (Tilgung, Streichungen, Einfügungen, Zeichnungen u. a.) werden ausnahmslos durch Endnoten in arabischer Zählung vorgenommen.
50. Bei der Kennzeichnung von Worten und Textpassagen durch verschiedene Schreiber wird wie folgt verfahren: Einzelne Worte („Erich“, „Herzliche Grüße“) werden durch jeweils eine Endnote am Wortende angezeigt, längere Passagen durch jeweils eine Endnote am Ende des ersten Wortes der betreffenden Passage. Diese Endnote bezeichnet die Reichweite der nachfolgenden Passage.

10.3 Verzeichnis der Verfasser mit den betreffenden Fundstellen

Abel (154); Aribert, Prinz von Anhalt (8, 71, 138); Berschmann, Kurt (213); Bischoff, Ernst (5, 19, 37, 48, 57, 67, 121, 122, 152); Bittorf, Erich (98); Bucky, Hans (1); Dallgas, Moritz (46, 136); Degenkolb, Erich (66, 132); Donau, Fritz (113); Dreykorn, Paul, Dr. (15, 18, 32, 52, 61, 84, 119, 137, 200); Eden, Rudolf Theis Dr. (73, 74, 75, 76, 77, 124, 141, 142, 174, 175, 179, 184, 192, 193); Einsiedel, Hanns von (3, 28, 50, 51, 60, 69, 70, 83, 123, 135); Flex, Walter (16, 20, 21, 42, 53, 89, 171, 172); Fohl, Fritz (159, 162, 164); Goepel, Gerhard Theodor Bernhard (30, 101); Görlach, Rudolf (189); Goetting, E. C. (6); Golden, Hellmuth (10); Graf, Walther (97); Hagen, Walter (176, 178, 188); Harhaus, Hans (210); Heß, Ewald (13, 41, 85, 90, 96, 99, 103, 109, 133, 134, 169, 201); Hoepffner, E. (91); Holtzmann, W. (33); Jenkel, Friedrich (167, 168); Keller (29); Kiderlen, Franz (182); Kirk, Walter R. (4); Klöpzig, W. (110); Kreyer, Albin (63); Krüger, Walter (27, 49, 212); Lampe, Karl H. (126, 128); Lindenau, Fritz von (208, 211); Liss, Paul (82, 117, 158); Macholett, Hermann (36, 43, 44, 108, 130, 144, 146, 156, 214); Macholett, Rosa (149, 150); Malsch, Rudolf Dr. (161); Meyer, Hans (177); Müller, Hans (95, 114, 115, 118, 131, 155, 170, 196, 199); Müller, Siegfried (40, 165, 197, 209); Neubauer, Theodor, Dr. (181); „Paul“ (187); Pfister, Willy (22, 25, 34, 35, 45, 56, 68, 78, 79, 105, 107, 111, 112, 143, 147, 163, 166, 195); Probst, Karl (17, 129, 139, 194); Rempel, Max (31, 102); Ringer (12, 38, 120); Rötting, Fritz (183, 185); Schmidt, A. (153); Schneider, Fritz Dr. (54, 55, 151); Schott, Otto (104); Sckell, Ludwig (64, 65, 145, 148, 190, 191, 198, 203); Seyffarth, Karl (39); Simon, Heinrich F. (14, 62, 92, 100, 173, 186); Simon, Johannes (24, 58, 202); Staerek, E. (2); Stölten, Wilhelm (11); Stück, Walter (127); Uhlig, Friedrich (93); Ußleber, Wilhelm (140, 157, 160); Wagner, Harry (23, 26, 47, 59, 72, 106, 125, 180); Wilhelm Ernst, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach (204, 205, 206,

207); Wilhelm, Kurt (86, 87); Wilhelm, Rudolf (80, 88, 116); Winzer, Johannes (9, 81, 94).

10.4 Gefallene Personen (soweit bekannt), von denen Quellentexte ausgewählt wurden

Bucky, Hans (12.1914); Flex, Walter (16.10.1917); Goepel, Gerhard Theodor Bernhard (16.8.1915); Hagen, Walter (29.7.1915); Meyer, Hans (Datum unbekannt); Stück, Walter (26.10.1916); Winzer, Johannes (3.7.1916).

10.5 Verzeichnis der ausgewählten Bestände in Archiven, Bibliotheken, Privatsammlungen und deren Bearbeiterinnen und Bearbeiter

ThStA Altenburg, Familienarchiv von Einsiedel, Nr. 116, Feldzugsbriefe (Denis Bechmann und Heinz Mestrup); Nachlass Fritz von Lindenau, Nr. 440-442 (Wadim Höfner und Silke Meinhard); ThStA Rudolstadt, Allgemeine Deutsche Creditanstalt, Filiale Gera (Andreas Keck); Hofhaltung der Fürstinwitwe Marie von Schwarzburg-Sondershausen, 8 (Andreas Keck); ThHStA Weimar, Familiennachlass Sckell (Tino Wimmeler); Stadtarchiv Eisenach, 40/2 Nachlass Walter Flex, A 1.2.1 (Tom Bräuer); Stadtarchiv Erfurt, 5/156-6, Bd. 1-3 (Tom Fleischhauer, Michael Schneider); Stadtarchiv Mühlhausen, 671/1/40 (Michael Grob, Janine Heusing); Stadtarchiv Weimar, Nachlass Dreykorn, 53 5-3/4 (Nils Nowak); Unternehmensarchiv der Schott Jenaer Glas GmbH, Briefsammlung Schott/Eden (Ulrike Ellguth); ThULB Jena, Nachlass Cartellieri 15/1, Briefe an Cartellieri A-Z, Schneider; Nachlass Cartellieri 15/2, Feldpostbriefe von Studenten aus dem Ersten Weltkrieg (Bettina Bartels, Denis Bechmann, Stefan Geisenhainer, Janine Heiland, Joachim Hengel, Marcus Müggenburg und Tina Schüßler); ThULB Jena,

Nachlass Rudolf Eucken, I, 14 (Marcus Müggenburg); ThULB Jena, Nachlass Weinel, Karton 3 (Denis Bechmann); Briefsammlung Grob (Privateigentum und bearbeitet von Michael Grob, Mühlhausen); Briefsammlung Wilhelm (Privateigentum von Heinz Mestrup, Jena, bearbeitet von Denis Bechmann, Matthias Bürger); Familienachlass Macholett (Privateigentum und bearbeitet von Marianne und Friedrich Heumann, Sonneberg); Schulchronik Sonneberg-West mit Kriegsbriefen ehemaliger Schüler von Edmund Eschrich (Privateigentum und bearbeitet von Marianne und Friedrich Heumann).

10.6 Literaturverzeichnis

- Böckling, Ulrich und Michael Sikora (Hg.): Armeen und ihre Deserteure. Vernachlässigtes Kapitel einer Militärgeschichte der Neuzeit, Göttingen 1998.
- Brandt, Susanne: Kriegssammlungen im Ersten Weltkrieg: Denkmäler oder Laboratoires d'histoire?, in: Gerhard Hirschfeld/ Gerd Krumeich (Hg.): Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges, Essen 1993, S. 241–258.
- Burg, Paul: Ein Thüringischer Kriegsdichter hellstrahlendes Leben und heldenhaftes Sterben, in: Thüringen im und nach dem Weltkrieg. Geschichtliches Erinnerungswerk an die Kriegsteilnahme, die politische Umwälzung und Erneuerung Thüringens. In Wort und Bild, Bd. 1, Leipzig 1921, S. 453–456.
- Eckart, Wolfgang U. und Christoph Gradmann (Hg.): Die Medizin und der Erste Weltkrieg, Pfaffenweiler 1996.
- Geinitz, Christian: Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914, Essen 1998.
- Geiss, Imanuel (Hg.): Juli 1914. Die europäische Krise und der Ausbruch des Ersten Weltkrieges, München 1965, 3. Aufl. 1986.
- Hettling, Manfred und Michael Jeismann: Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: Gerhard Hirschfeld und Gerd Krumeich in Verbindung mit Irina Renz (Hg.): Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges, Essen 1993, S. 175–198.
- Heumann, Friedrich und Marianne Heumann (Hg.): Feldpostbriefe aus dem 1. Weltkrieg (1914–1918), Sonneberg 2004 (unveröffentlicht).
- Hirschfeld, Gerhard, Gerd Krumeich und Irina Renz (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn u. a. 2003.

- Jahr, Christoph: *Gewöhnliche Soldaten. Desertion und Deserteure im deutschen und britischen Heer 1914–1918*, Göttingen 1998.
- Jeschonnek, Bernd und Reinhold Brunner: *Die Nachlässe und Sammlungen zum Dichter Walter Flex und seiner Familie*, Eisenach 1999.
- Jürs, Michael: *Der kleine Frieden im Großen Krieg. Westfront 1914: Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten*, München 2003.
- Knoch, Peter: *Kriegsalltag*, in: ders. (Hg.): *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung*, Stuttgart 1989, S. 222–251.
- Korte, Angeline: *Das Kriegsarchiv der Universitätsbibliothek zu Jena*, in: *Thüringen in und nach dem Weltkrieg. Geschichtliches Erinnerungswerk an die Kriegsteilnahme, die politische Umwälzung und Erneuerung Thüringens*. In *Wort und Bild*, Leipzig 1920, Bd. 1, S. 458.
- Krumeich, Gerd: *Kriegsgeschichte im Wandel*, in: Gerhard Hirschfeld/ Gerd Krumeich (Hg.): *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges*, Essen 1993, S. 11–24.
- Kruse, Wolfgang: *Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedenschlusses 1914/15*, Essen 1993.
- Latzel, Klaus: *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945*, 2. Auflage Paderborn u. a. 2000.
- Latzel, Klaus: *Feldpostbriefe*, in: Gerhard Hirschfeld/ Gerd Krumeich/ Regina Renz (Hg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn u. a. 2003, S. 473–475.
- Lipp, Anne: *Heimatwahrnehmung und soldatisches „Kriegserlebnis“*, in: Gerhard Hirschfeld/ Gerd Krumeich/ Dieter Langewiesche und Hans-Peter Ullmann (Hg.): *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges*, Essen 1997, S. 225–242.

- Meyer-Arndt, Lüder: Die Julikrise 1914. Wie Deutschland in den Ersten Weltkrieg stolperte. Mit einem Geleitwort von Imanuel Geiss, Köln, Weimar, Wien 2006.
- Miller, Susanne: Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1974.
- Mohrmann, Wolf-Dieter: Die Sammlung von Feldpostbriefen im Niedersächsischen Staatsarchiv in Osnabrück. Gedanken zu Genese, Quellenwert und Struktur, in: Peter Knoch (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltages als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989, S. 25–39.
- Müggenburg, Marcus: Die Jenaer Studentenschaft im Ersten Weltkrieg – Ein vernachlässigter Aspekt der Universitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts (Magisterarbeit, in Kürze abgeschlossen).
- Nauherdt, Marco: Kriegserfahrungen Jenaer Geschichtsstudenten im Ersten Weltkrieg – ein Spiegel von Feldpostbriefen (Examensarbeit für das Lehramt an Regelschulen), Jena 2006.
- Plievier, Theodor: Der Kaiser ging, die Generäle blieben, Frankfurt am Main 1984.
- Post, Bernhard: Anfang vom Ende. Der Erste Weltkrieg, in: Bernhard Post/ Dietrich Werner (Hg.): Herrscher in der Zeitenwende. Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach 1876–1923, Weimar 2007, S. 475–498.
- Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues, Gütersloh [1984].
- Steinbach, Matthias: Des Königs Biograph. Alexander Cartellieri (1867–1955). Historiker zwischen Frankreich und Deutschland, Bern, Frankfurt am Main u. a. (2001).
- Thüringen im und nach dem Weltkrieg. Geschichtliches Erinnerungswerk an die Kriegsteilnahme, die politische Umwälzung und Erneuerung Thüringens (2 Bde), Leipzig 1919, 1921.

- Ulbricht, Justus H.: Der Mythos vom Heldentod. Entstehung und Wirkung von Walter Flex' „Der Wanderer zwischen beiden Welten“, in: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung 16 (1986/87), S. 111–156.
- Ulrich, Bernd: „... als wenn nichts geschehen wäre“. Anmerkungen zur Behandlung der Kriegsoffer während des Ersten Weltkriegs, in: Gerhard Hirschfeld und Gerd Krumeich in Verbindung mit Irina Renz (Hg.): Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993, S. 115–129.
- Ulrich, Bernd und Benjamin Ziemann (Hg.): Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit. Quellen und Dokumente, Frankfurt am Main 1994. (2. Aufl. Essen 2008)
- Ulrich, Bernd: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933, Essen 1997.
- Verhey, Jeffrey: Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000.
- Der Erste Weltkrieg. Chronik 1914–1918 (= Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts), St. Gallen 2004.
- Wette, Wolfram (Hg.): Der Krieg des kleinen Mannes – eine Militärgeschichte von unten, München 1992.
- Wiedenhoff, Uta: „daß wir auch diese größte Mensur unseres Lebens in Ehren bestehen werden“: Kontinuitäten korporierter Mentalität im Ersten Weltkrieg, in: Gerhard Hirschfeld/ Gerd Krumeich/ Dieter Langewiesche und Hans-Peter Ullmann (Hg.): Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1997, S. 189–207.
- Witkop, Philipp (Hg.): Kriegsbriefe gefallener Studenten, München 1928.
- Zweig, Stefan: Die Welt von Gestern, Erinnerungen eines Europäers, Berlin 1955.

Internetnachweis

www.archive-in-thueringen.de (letzter Zugriff im August 2007).

www.wlb-stuttgart.de/sammlungen/bibliothek-fuer-zeitgeschichte/bestand/sondersammlungen/zeit-der-weltkriege/lebensdokumente/(letzter Zugriff: Juli 2008).

